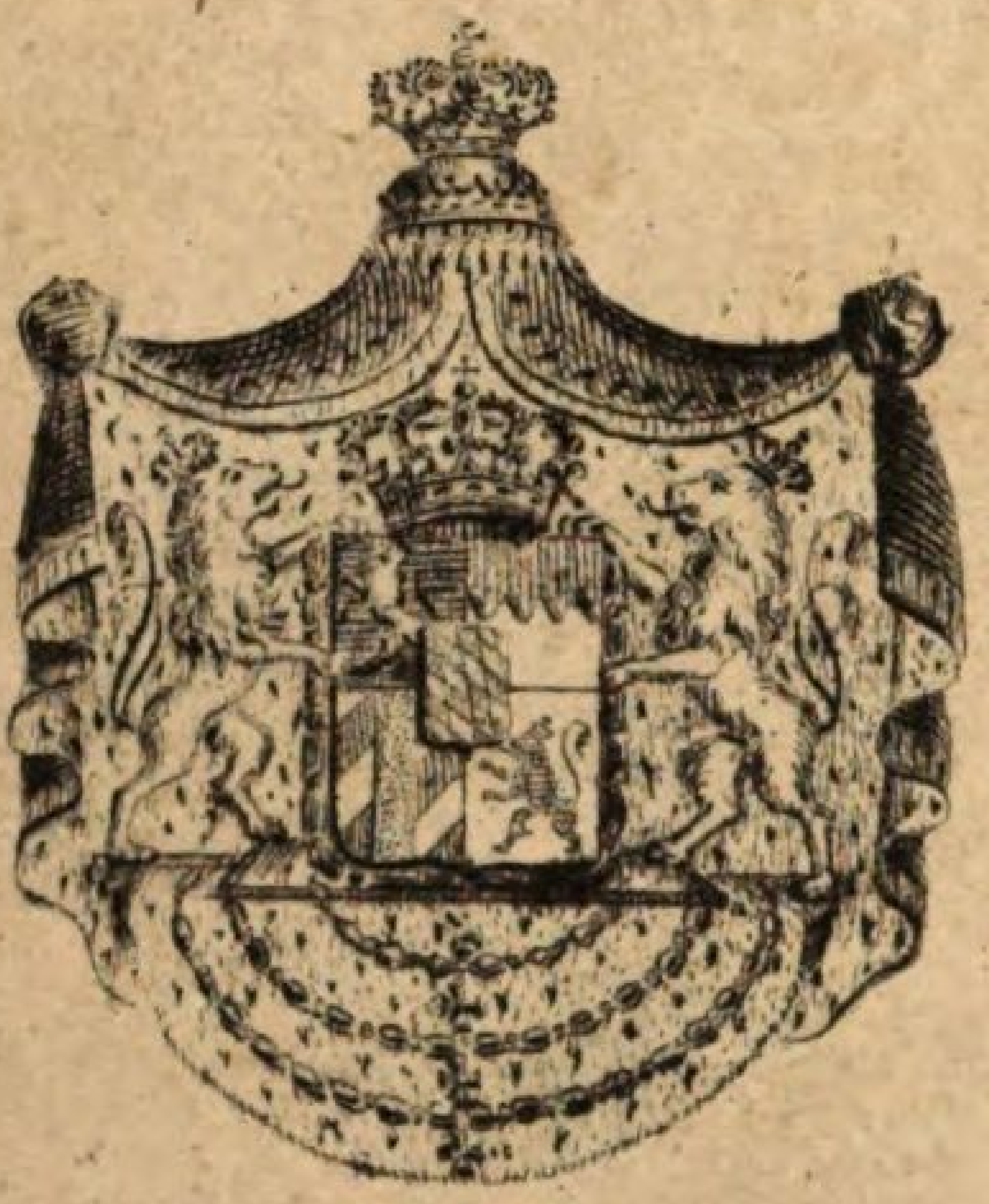
germ. 58 s (2
Auerbach



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

E.A. Nur im Lesesaal benützbar

4665
L

<36635266020019

<36635266020019

Bayer. Staatsbibliothek

Ein

Volksbüchlein.

Zweiter Theil.

Enthaltend:

Die Geschichte des Doctor Faustus, die Abenteuer des Spiegelschwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.

München,
in der literarisch-artistischen Anstalt
1839.

35 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

I. Geschichte des Doctor Faustus . . . 1

II. Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1. Offerus. Eine christliche Mythe. . . 53
2. Sanct Augustin und das Knäblein . . 63
3. Von der Versuchung im Glauben . . 64
4. Die drei Blicke 67
5. Die Tugenden 68
6. Die Laster 76
7. Arm Elend 77
8. Trost im Leiden 79
9. Die Weisheit auf der Gasse 80
10. Triumph der Religion 82
11. Der Antichrist 85
12. Das Gericht 88
13. Abbas der Weise 92
14. Das Mährlein von der Wahrheit . . 97
15. Von der Menschen Urtheilen. . . . 98
16. Glück und Unglück 101
17. Von Zank und Streit 104
18. Ulysses und seine Gefährten 106
19. Volkssagen aus Nieder=Bayern . . 111
20. Die Nachbarn 113
21. Die Freunde in der Noth 116
22. Von Recht und Freiheit 118
23. Die Uhren 119
24. Die Adelsprobe 123
25. Die Säcke 125
26. Der Hausgeist 128
27. Die Hausräthe 131
28. Volkssagen aus Ober=Bayern . . . 133
29. Ein braver Pfarrer 135
30. Der letzte Schuß 138
31. Das jüdische Darlehen 141

		Seite
32.	Der Herr und der Diener	144
33.	Das goldbordierte Hütlein	148
34.	Der Fruchtbaum	150
35.	Ehrn Steffen	152
36.	Die Raben	158
37.	Meister und Lehrling	160
38.	Der Schneider im Mond	162
39.	Die Meisterproben	163
40.	Die Standeswahl	167
41.	Die Hausfrauen	169
42.	Der Korbmacher und seine Frau	172
43.	Der Hausfreund	174
44.	Das Schloßfräulein	176
45.	Volkssagen aus Oberschwaben	178
46.	Der Bärenhäuter	179
47.	Der Spielmann und sein Wohlthäter	185
48.	Grausamer Scherz	188
49.	Hans, blas 's Licht aus	190
50.	Die Meisterschaft	193
51.	Volkssagen aus Franken	194
52.	Die Hasenjagd	197
53.	Der Hahn im Korb	198
54.	Der lustige Schuster	200
55.	Schutzschrift für die Bauern	202
56.	Der fromme Müller	204
57.	Hier lernt man Französisch	205
58.	Der bayerische Diogenes	206
59.	Der schwäbische Diogenes	210
60.	Der schwäbische Sonn- und Mondfang	212
III.	Abenteuer des Spiegelschwaben.	219
I.	Bemerkungen zur Geschichte des Doctor Faustus	299
II.	Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien	309
III.	Bemerkungen zu den Abenteuern des Spiegelschwaben	317
IV.	Worterklärungen	335

I.

Geschichte des Doctor Faustus.

Volkssage.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Capitel.

Es war der Samstag in der stillen Woche. Die Gläubigen rüsteten sich, bei Arbeit und Gebet, in wehmüthigem Rückblick auf des Erlösers Tod, und in sehnsüchtigem Hinblick auf dessen Urstände, zum kommenden Feste, zu den fröhlichen Ostern. — Indessen saß zu Hause in seiner Arbeitsstube Doctor Faustus zu Wittenberg, in schwermüthigen Gedanken versunken. Die heilige Woche, die Gnadenzeit, hatte er auf eine unheilige Weise zugebracht. Statt frommen Betrachtungen und andern Geistesübungen obzuliegen, vertiefte er sich in weltlichen Büchern und Dingen, und brütete über zauberischen Worten und Zeichen. Zerfallen mit seinem Gott, dem Schöpfer und Erlöser, wandte er sich an die Natur und an den Fürsten dieser Welt, der ihn mit dem alten Lockworte: „Ihr werdet seyn, wie die Götter,“ ganz und gar bezaubert hielt. In dieser Verblendung, ohne Beicht und Buße, hatte er sich von dem Liebesmahle der Christen, und sohin von der christlichen Gemeinde selbst ausgeschlossen.

Und der Tag der Erinnerung an den Versöhnungs=tod des Gottmenschen, er war in seiner Seele vor=über gegangen, wie eine gespenstische Erscheinung, die nur Grauen erregt und Entsetzen. So traf ihn der stille Sabbathstag über seinen Büchern, in de=ren Erforschung er Ruhe und Heil zu finden hoffte. Aber bald verwirrten die Zauberformeln seine Sin=ne; das Bewußtseyn seiner schweren Schuld um=nachtete wieder die Seele; es litt ihn nicht mehr in der engen dumpfen Stube. Er raffte sich auf, und eilte fort, auf das Feld, in den Wald. Die Luft wehte erquicklich; der Himmel prangte im schönsten Blau. Lerchen jubilirten in den freien, frischen Lüften; Rehe scherzten im blühenden Gesträuche; Fischlein schwammen gar wohlig im nassen Grunde; die ganze Natur feierte ihre Hochzeit, den Lenz. Inmitten dieser Freudigkeit, die alle Creaturen durchdrang, fühlte sich Faustus allein trost= und freudenleer. Wenn er aufschaute zum Himmel, so sah er nur seine Sündhaftigkeit und Verworfen=heit; und wenn er um sich schaute, so gewahrte er nur seine Armuth und seine Verlassenheit. Er seufzte tief auf, und sprach: Armes Menschenkind! wie klein, wie schwächlich und ärmlich bist du, der sich den Herrn der Welt nennt, gegen diese Welt selbst und gegen Jegliches, was sie beschließt und

hervorbringt! Sicher ruhet des Himmels Veste auf dem ewigen Grunde. Ungehemmten Laufes ziehen die Gestirne herauf und hinab, und kehren wieder zu ihrer Stunde. Wolken entstehen und vergehen in immer wechselnden und immer neuen Gestalten. Die Berge wurzeln unerschütterlich in den Tiefen der Erde, und die Flüsse finden ihre Bahn in die Länder hinaus. Die Sperlinge haben ihr Futter, und die jungen Raben ihre Aetzung. Die Lilien, sie nähen, sie weben nicht, und doch prangen sie schöner in ihrem Kleide, als der König auf seinem Throne. Nur du, o Mensch, bist verwahrloset, verkürzt in Allem, was du wünschest, was du bedarfst. Nackt und bloß kommst du in die Welt, und zermartert und gebrochen sinkst du in die Grube. Das Wild des Waldes hat mehr Freiheit und Freude, und der Wurm, der getretene, weniger Schmerz, als du. Dein Leben ist kein Leben; es ist nur ein kümmerliches Daseyn. Das Brod, das du genießest, trieft vom Schweiße deines Angesichtes, und der Trank, der dich erquicken soll, er ist getrübt von den Thränen des Jammers. Was du besitzest, ist ein Darlehen der Natur; ein Darlehen, das du ihr gewaltsam entreißen oder listig entwenden mußt. So bist du, armes Menschenkind, auf deine eigene Unmacht angewiesen, und

dein Elend ist um so größer, da du es so ganz fühlen und erkennen magst mit deinem Geiste. Denn dieser dein Geist, welchen Ersatz bietet er dir für das, was du vermissest, gegen die Geschöpfe, die du vernunftlos nennest? Eine Freiheit, welche dir deine Gebundenheit erst recht fühlbar macht; eine Vernunft, die dich mit ewigen Zweifeln peiniget und mit unauflösbaren Räthseln abmühet; eine Sehnsucht, die nie befriediget wird; eine Hoffnung, wofür keine Bürgschaft gegeben ist; eine Liebe, die keinen Gegenstand findet, der würdig genug wäre, zu empfangen, und kräftig genug, um nach Verdienst zu erwiedern. Unglücklicher! wer du immer Mensch heißest! Armseliges Kind der Wüste, das der Vater verstoßen und die Mutter nicht aufgenommen hat!" — Also klagte und frevelte der verblendete Faustus. Und wie einer, der an Rettung verzweifelt, gegen seine eigenen Eingeweide wüthet, und sein Leben zerstört, nur um des Lebens unerträgliche Qual zu enden, so zermarterte er mit grausamer Lust seine Seele mit finstern, der Hölle entstiegenen Gedanken.

Zweites Capitel.

Nach einem wild durchschwärmten Tage kam Doctor Faustus spät, bei finsterer Nacht, in seine einsame Wohnung zurück. Die Bücher mit jenen zauberischen Worten und Zeichen lagen noch aufgeschlagen, wie er sie verlassen hatte. In ihrer Erforschung und Anwendung war ihm das Mittel aufgeschlossen, die tiefste und innerste Macht der Natur zu beschwören, daß sie ihm zu Willen sey in Allem, was er zu wissen oder zu thun wünschte. Er stellte sich in stolzer Freiheit zwischen Gott und die Natur; und er entschied. Er sprach: „Ich habe mich eifrig bestrebt, dich zu suchen und zu finden, von Jugend an bis auf diese Tage. Aber je mehr ich dich gesucht, desto weiter hast du dich entfernt; und indem ich dich zu finden, zu halten geglaubt, da hielt und umarmte ich ein Gemächte meines Gehirns und ein Trugbild meines Herzens. Willst du, erhabener Geist, dem Geiste nicht erscheinen, so bleibe mir denn unbekannt und ungeliebt. In Demuth und Glauben naht sich kein Geist dem Geiste, und ich bin dir gleich.“ Nach diesen Worten frechen Uebermuthes hinterlegte er die Bibel in die hinterste Ecke seiner Bücherei, und er nahm das Zauberbuch Zoroasters hervor. Ein

geheimer Schauder durchzuckte ihn, als ob die Seele sich losreißen wollte von der Seele. Er aber verharrte in seinem Frevelmuthe, und sprach: „Nein! ich will nicht länger mich peinlichen Täuschungen hingeben. Was frommen mir jene Verheißungen, die mich auf eine Zeit getrösten, wo ich nicht mehr bin? Ich will leben, so lange ich lebe; und die Welt, die meine Behausung ist, sie sey mir auch eine Wohnung der Lust und der Freude. Alles Angenehme, was mein Fleisch begehrt, alles Schöne, was meine Sinne verlangen, Alles, was das kurze Leben sich wünschen mag an Schätzen, an Ehre und Macht, das sey mein Antheil fürderhin.“ Er schloß das Zauberbuch jenes Magiers auf, und sagte: „Hier, in diesen geheimnißvollen Blättern wird mir ein anderes Reich aufgethan, als jenes erträumte; und der Fürst der Welt, auf den mich dieses Wort anweiset, er stellt seine Gewalt unter die Macht meines Willens; und, um mich mit seiner Nothwendigkeit zu beglücken, verlangt er kein anderes Opfer, als meine arme, unmächtige Freiheit.“ — Alsbald verließ Dr. Faustus seine Wohnung und ging ins Freie; hier zog er auf einem Kreuzwege die Zauberkreise, und bereitete Alles zum furchtbaren Höllenzwange. — Indem er noch mit dem Werke der Finsterniß be-

schäftigt war, schlug die Mitternachtsstunde. Es ertönten die Glocken zur Ostermette, und aus dem Munde der versammelten Christengemeinde erscholl weithin der fröhliche Ostergesang: „Christ ist erstanden," und in die Herzen von Tausenden fiel erquicklich der Himmelsthau der Freude ob der vollendeten Erlösung und der Hoffnung auf eine lohnende Unsterblichkeit. — Dr. Faustus vernahm von allem dem nichts, was außerhalb seiner Zauberkreise vorging. Einzelne Töne schlugen wohl an sein betäubtes Ohr, aber sie klangen wie Töne einer gespalteten Krystallglocke, wie die verlorenen Seufzer einer verlassenen Braut, wie das letzte Gewimmer einer gemordeten Unschuld. — Nun that er seine fürchterliche Beschwörung, wobei er Gottes heiligen Namen selbst mißbrauchte; und alsbald erschien ihm, unter Sturmgebrause und der Elemente Aufruhr, der Fürst der Welt, gräulichen Ansehens, der ihm versprach, er wolle ihm einen seiner Knechte senden, daß derselbe einen Pact mit ihm abschließen, und ihm, Fausto, sodann zu Diensten stehen solle auf Leben lang. Das ist denn auch geschehen. Denn als Dr. Faustus in seiner Wohnung angekommen, meldete sich alsogleich der dienstbare Geist, der sich Mephistopheles nannte, und er schlug ihm einen Pact vor, des Inhalts:

„Faustus solle versprechen und schwören, daß er sein, des Geistes, eigen seyn wolle, und daß er solches zu mehrerer Bekräftigung mit seinem eigenen Blute gegen ihn verschreiben solle; dagegen wolle der Geist ihm, Fausto, vier und zwanzig Jahre zum Ziel setzen, und er sollte inzwischen alles das haben, was sein Herz gelüstete und begehrte; nach Verlauf jener Zeit aber solle er der Gewalt des Satans verfallen seyn.“ Dr. Faustus willigte sofort ein, und schickte sich sogleich an, eine Ader in der linken Hand zu öffnen. Da däuchte es ihm, als sehe er eine Schrift eingegraben, mit blutrothen Buchstaben: HOMO FUGE, das ist: Mensch, fliehe! Aber Faustus kehrte sich nicht daran, sondern schrieb den Pact nieder, und unterzeichnete zuletzt mit eigenem Blute: Johannes Faustus.

Drittes Capitel.

Es war aber dieser Doctor Faustus der Sohn armer, jedoch frommer Bauersleute in Sachsen. Noch als kleiner Knabe kam er nach Wittenberg, wo ihn ein Vetter, der keine Leibeserben hatte, an Sohnes Statt annahm, und ihn fleißig zur Schule und zur Kirche hielt. Der junge Faust war auch eines so gelernigen Kopfes, daß er allen

seinen Mitschülern den Vorrang ablief. Auf Anrathen seiner Lehrer widmete er sich daher der Gottesgelahrtheit, und er brachte es in dieser Wissenschaft so weit, daß er in öffentlichem Verhöre zehn Magistris obsiegte, weßhalb er die Ehre und Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Allein, wie gar Vielen geschieht: die Wissenschaft blähte ihn auf; er hatte Gefallen an eitlem Geschwätz und an Fabeln, vor welchen der Apostel warnt; und er vergaß oder erwägte nicht, daß der Anfang der Weisheit die Furcht Gottes sey. Kein Wunder daher, daß die heilige Schrift, die den Einfältigen im Geiste eine Quelle des Trostes ist, ihm bald zur wasserlosen Cisterne geworden, aus welcher er seinen Wissensdurst vergebens zu stillen trachtete. Er legte sie darum mißmuthig bei Seite, und wandte sich zu den weltlichen Wissenschaften, und forschte in den Sternen, in den Kräutern, Metallen und Steinen, in Allem, was die Natur in großen Erscheinungen aufweiset, und an geheimen Kräften verbirgt. Es sagte ihm dieß Alles von Tag zu Tag immer mehr zu; denn während sein unsinniger und hoffärtiger Kopf seine Lust hierin fand, entdeckte sein begehrliches Herz zugleich die Mittel, um seine Gelüste zu befriedigen in diesen weltlichen Dingen.— Man lieset in alten Chroniken, daß in denselben

Tagen viele Männer, die der Wissenschaften pflegten, auf verderbliche Irrwege gerathen seyen, und zuletzt ein jämmerliches Ende gefunden haben. Es war nämlich schon seit langer Zeit das Heidenthum eingedrungen in die Christenheit, und hatte die Wißbegierde feiner Köpfe auf sich gezogen, und ihre Neigung gewonnen. Wahrhaft fromme und verständige Männer ließen sich zwar freilich nicht bethören durch die verführerischen Zeichen der Zeit, sondern sie benützten sie vielmehr gar wohl zu guten und löblichen Zwecken. So jener Albertus, der Große genannt, welcher, die heidnische Wissenschaft mit der christlichen Weisheit versöhnend, die Kräfte der Natur zu erforschen und anzuwenden suchte zur Verherrlichung Gottes und Erbauung der Menschheit. Oder wie Theophrastus Paracelsus, der Meister in den natürlichen Wissenschaften; denn, indem ihm einleuchtete, daß der Mensch, als eine kleine Welt, an das große Weltall gebunden sey, so suchte er auszukundschaften, wie unser sterblicher Theil sich frei erhalten könnte von der Elemente bösen Einflüssen, und sich wieder herstellen möge von Unglück, Krankheit und Siechthum aller Art. Die meisten aber kannten in ihren Forschungen weder Maaß noch Ziel; denn in geistlichen Dingen verleitete die einen Hochmuth und Stolz, daß sie mit frevelm Witze

Gottes Wort und Kraft eine Deutung und Anwendung gaben, welche den heiligen Ueberlieferungen und den Satzungen der Väter zuwider liefen; und in den weltlichen Dingen trieb die andern gemeine Begierde und sinnliche Lust an, in die geheimste Werkstätte der Natur einzudringen, und zu erforschen, wie das eitle, gleißende Gold erzeugt werden könne, und der ewig verjüngende Lebenstrank. Ja, einige, wie jener Agrippa von Nettesheim, gingen in ihrer Verblendung und Verruchtheit so weit, daß sie das Wort Gottes und die Kraft des Himmels selbst dazu mißbrauchten, um den Satan, in dessen Macht die Natur seit dem Sündenfalle gegeben ist, zu zwingen, daß er ihnen die Schätze der Unterwelt und der Hölle aufthue. Sie trieben — wovor Gott alle Christenmenschen gnädiglich bewahren wolle! — die schwarze Kunst, die finstern Werke der Zauberei, und ergaben sich, auf daß ihnen der Böse dienstbar sey in der Zeit, der Dienstbarkeit des Bösen in alle Ewigkeit. — Dieß war und ist auch die Geschichte von Dr. Faustus, und sie schwebt uns als ein trauriges Exempel vor unsern Augen. Aber weder er, noch die ihm folgen, verdienen Entschuldigung. Denn es steht geschrieben: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Und: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.“ Wiederum: „Was nutzt

es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte?" — „Wer aber des Herrn Willen kennt und nicht thut, der wird zwiefach gezüchtiget werden."

Viertes Capitel.

Seit Doctor Faustus den Bund mit dem Teufel gemacht, gewann er alles erdenkliche Vergnügen, Ehre und Ansehen vor der Welt und den Menschen. Sein dienstbarer Geist Mephistopheles erfüllte jeden seiner Wünsche; ja, er wußte es so zu machen und zu ordnen, daß ein Gelüste das andere hervor rief, und daß das Labsal, welches den Hunger und Durst des Leibes und der Seele stillte, einen Hunger und Durst nach größern und fernern Genüssen in ihm erregte. Am liebsten hielt sich Dr. Faustus zu Hause, und in Gesellschaft von gleichgesinnten Genossen. Seine Wohnung war reich an Schmuck von Silber und Gold, wie der Palast eines Fürsten. Sein Garten trug Jahr aus, Jahr ein, die seltensten Früchte jeder Art; es herrschte darin, zur Verwunderung Aller, ein ewiger Frühling. Wenn er zu Tische saß mit seinen Freunden, so standen die auserlesensten Speisen und Getränke in Bereitschaft; und, so

viel sie zechen mochten, der Vorrath konnte doch nicht erschöpft werden an cyprischen und albanischen Weinen und an kostbaren ausländischen Früchten jeder Art. Dieß Alles hat der dienstbare Geist herbei zu schaffen gewußt. Mit Hülfe dieses Geistes unterhielt auch Dr. Faustus seine Gesellen, die er um sich versammelt hatte zu eitler Lust, mit allerhand Gaukel- und Mummenspiel. Einmal war der Saal voll von Vögeln, welche das lieblichste Concert sangen, daß man glaubte, ins Paradies selbst versetzt zu seyn. Ein anderes Mal gestaltete sich vor ihren Augen gleichsam ein lebendiger Garten von buntfarbigen und wohlduftenden Blumen, die sich in gar mannichfaltigen Weisen verwickelten und wieder auflösten, und wie in einem künstlichen Reihen hin und her bewegten zu sonderheitlicher Ergötzung des Auges. Die Zeit aber, welche sie nicht mit Bankettiren zubrachten, verkürzten sie sich mit Disputiren über allerlei Materien göttlicher und weltlicher Wissenschaften: Himmel, Hölle, Welt, Gott, Teufel, Ewigkeit, Seele und Seligkeit. Wie es jedoch zu geschehen pflegt, wenn ein Blinder den Blinden führt, so fallen beide in die Grube. Und da sie das göttliche Wort, darin allein Wahrheit zu finden ist, bei Seite gethan und verachtet, ja

verspottet haben, so waren es lauter Trugbilder ihrer verkehrten Einbildungskraft, und eitle Götzen ihres verderbten Herzens, welche sie in dem selbstgemachten, unheiligen Tempel aufstellten, und allda verehrten und anbeteten. — So verlebten sie denn so manches Jahr in einem fortwährenden Rausche von Vergnügungen. Dr. Faustus war der Einzige, der noch einige Augenblicke gewann zu nüchterner Ueberlegung. In solchen Zeiten erkannte er das Eitle, das Nichtswürdige seines Thuns und Treibens; aber er vermochte nicht, sich loszureißen von Gesellen, die er verachten mußte, und von Genüssen, die ihn nimmermehr ersättigen konnten. So fühlte er sich denn unglücklich mitten im Glücke. Vor den Menschen aber und in der Welt galt er allgemein als ein gelehrter, wohlerfahrner, hochbeglückter Mann. Arme drängten sich herbei; Kranke suchten Hülfe bei ihm; Reiche buhlten um seine Gunst. Er half überall, und tröstete, und rieth aufs beste, während er selbst ohne Rath und Trost und Hülfe war. — Soll ich noch Meldung thun, daß es bei dem wüsten Leben dieser Leute nicht an leichtfertigen Dirnen gemangelt habe? Wo Raben sich versammeln, da liegt auch Aas. Aber Gemeines wird auch bald gemein. Es geht die Sage:

Dr. Faustus habe um diese Zeit einem schönen und sittsamen Töchterlein ehrbarer Leute nachgestellt, und er habe dieselbe, durch Hülfe einer Kupplerin und durch reiche Geschenke und betrügerische Versprechungen, bethört und zu Fall gebracht; darauf, als sie Mutter geworden, sey sie von dem Treulosen verlassen worden, und in der Verzweiflung habe nun das arme Mädchen ihr eigenes Kind getödtet, wofür sie die Strafe einer Kindesmörderin habe erleiden müssen. Es ist diese Geschichte ganz glaubwürdig. Denn der Teufel wird schon gesorgt haben, daß jenes Wort, das Faustus gegeben, durch eine That besiegelt werde. Wer aber auch nur Eine Seele auf seiner Seele hat, der trägt schon den Keim in sich zur endlichen Verdammniß.

Fünftes Capitel.

Endlich war Doctor Faustus dieses Lebens und Lärmens ganz müde und satt. Seine Seele glich schier einer wildschauerlichen Höhle, die, während sie einen frischen, für Nahes und Fernes erquicklichen Quell ergießt, selbst öde und dumpf bleibt, ohne befruchtenden Keim und ohne belebendes Licht. Er entschloß sich daher, der Menschen Gesellschaft zu fliehen, und er verließ plötzlich und in aller Stille

Wittenberg, nachdem er seine Behausung und Alles, was sie beschloß, seinem Famulus Wagner zur Obhut übergeben hatte. Von nun an durchstreifte er die Länder, auf Wegen, die fernab führten von Städten und Dörfern. Am liebsten hielt er sich in Wäldern und Wildnissen auf, wo er keine Stimme vernahm, als die Stimme der zürnenden Natur in den Wasserfällen und im herabstürzenden Gerölle und in dem Gebrause des Sturms und im Aechzen brechender Bäume und im Verblühen und Modern und Verwittern der Pflanzen und der Gesteine. Solche Umgebung stimmte zu seinem Innern. Was er gelebt, geliebt und genossen, es däuchte ihm nur ein Gaukelspiel äffender Freuden, ein Traum, aus dem ihn das tiefere Bewußtseyn aufgeschreckt, ein Rausch, dessen bittere Folgen der Nüchterne nun schmecken sollte. — Eines Tages gelangte er auf einen Vorhügel, von welchem aus ein weites Steppen- und Dünen-Land sich ausdehnte, bis zum Meere hin, das den tiefen Hintergrund begränzte. Er lagerte sich, müde von rastlosem Wandern, unter dem Schatten einer mächtigen Linde, und sah mit düsterm Blick in die Ferne hinaus. „Das ist so recht das Bild unseres Lebens, sagte er mit Bitterkeit; hier ein kleines Plätzchen für kurze Ruhe nach langen und bangen Mühen;

vor uns eine freud= und trostlose Zukunft, und am Ende der Abgrund, der uns alle verschlingt, und den sie Ewigkeit nennen." Er saß so einige Zeit da, vertieft in schwermüthige Gedanken; die alte Lust der Selbstvernichtung erwachte in ihm wiederum. — Da gewahrte er erst, daß ein Mann neben ihm stand, und eine Frau, die ein Kindlein auf den Armen wiegte. Sein Ekel an Menschen wollte ihn anfangs weiter treiben, doch der treuherzige Gruß der beiden Leute und die engelgleiche Gestalt des schlummernden Knaben hielten ihn noch zurück. Er ließ sich in ein Gespräch ein; er erfuhr ihre Herkunft, ihre Armuth, ihre Hülflosigkeit. „Und in diesem Elend könnt und wollt ihr noch leben?" fragte Dr. Faustus. Der Mann stutzte ob dieser Rede; sie erschien ihm wie eine Gotteslästerung; er schwieg, aber aus seinem Stillschweigen sprach Trauer und Vorwurf. Faustus verstand die Meinung, und, seine Rede verbessernd, sprach er: „Ich wollte damit nur fragen, ob ihr zufrieden seyd, zufrieden seyn könnt in diesem eurem Elend?" Des Mannes Blick erheiterte sich wieder, und er antwortete: „Zufrieden auf Erden kann doch wohl jeder seyn, der ein gutes Gewissen hat. Elend aber bin ich nicht, denn ich bin gesund und kann arbeiten." Der Doctor stand vor dem Manne, wie ein

Bettler, welcher einen Reichen um Almosen anfleht. „Aber, fragte er weiter, habt ihr denn gar nichts zu wünschen mehr auf Erden?“ Der Mann antwortete lächelnd: „Der Mensch wünscht ja freilich gern, und darf und soll es wohl, wenn er sein Fortkommen haben will; es sey denn, daß seine Wünsche gerecht und mäßig seyen. Und so laßt mich Euch nur gleich gestehen, daß ich seit der Zeit, als mir dieser Knabe geboren worden, wohl auch einen Wunsch im Herzen trage, einen großen. Ich habe gedacht: baut sich ja doch jeder Vogel sein Nest, und das Thier im Walde sein Lager, darin die säugende Mutter ruhig und sicher seine Jungen hegt! Und so möchte denn auch ich gar zu gerne ein Plätzchen mein eigen nennen, auf dem ich mir meine Hütte bauen und meinen Kohl pflanzen könnte mit eigenen Händen. Hier, zum Beispiel, unter dieser schönen Linde, ei! wie stände ein Haus so sicher gegen den Sturmwind, und wie bald würde der öde Boden umher Früchte tragen zu meiner und der Meinigen Nahrung und Unterhalt! Ich wäre, traun! der glücklichste Mensch auf Erden.“ Indessen war das Kind erwacht; die Mutter reichte ihm die Brust, der Vater sah dem Werke der Liebe mit stiller, froher Theilnahme zu. — Dr. Faustus hatte sich nie unglücklicher gefühlt, als beim Anblick dieser Glückli-

chen. Es däuchte ihn, als trete eine Thräne in sein Auge. Er wendete sich ab, stand auf, und im Weggehen warf er einen Säckel voll Geld hin, und sagte: „Kauft euch dieses Plätzchen, bauet euch eine Hütte, und lebt wohl, mit Weib und Kind.“ Der Mann rief ihm Gottes Dank nach; aber ein Sturmwind, der plötzlich durch die Linde fuhr, verwehte die Worte, daß sie unverständlich verhallten.

Sechstes Capitel.

Eines Tages trat Mephistopheles zu Dr. Faustus hin, und sprach: „Was nistet Ihr denn in Einöden, wie ein Käuzlein, und verkümmert Euer Daseyn in trostloser Einsamkeit? Der Mensch ist einmal an den Menschen gewiesen, will er anders des Lebens froh seyn. Kommt, ich bring' Euch wieder unter die Leute, aber unter Leute von rechtem Schlage. Die Ihr früher erwählt habt zu Euren Genossen, das waren übermüthige Thoren, die sich weise dünkten, und alberne Schwätzer, die ihre eitlen Träume für Wahrheit ausgaben. Mich wundert's, wie Ihr, als ein weiser Mann, so lange dieses Gelichter in Eurer Nähe habt dulden mögen. Ganz anders sind die, in deren Mitte ich Euch nun führen will. Zwar begreift man diese

Classe Menschen unter dem Namen: Pöbel, und man will damit das Gemeinste und Niedrigste bezeichnen. Recht und genau genommen ist aber dieser Pöbel eben der Kern und das Mark des Volkes. Diese Menschen sind doch, was sie scheinen wollen, und sind es ganz. Sie haben Charakter. Und das entscheidet. Der Weise, wenn er nicht seines Gleichen findet — und wo mag er sie finden? — suchet sich geradezu den Gegenpart auf. Die Narrheit ist das Spielzeug der Klugheit, und die Thorheit die Folie der Weisheit.“ So sprach Mephistopheles, der sich sofort als seinen Gesellen und fahrenden Schüler kleiden und gebärden wollte. „Es sey! sagte Dr. Faustus. Ich will einmal das Leben als ein gemeines Possenspiel ansehen, und darin die Rolle des Hanswursts spielen. Vielleicht daß mir die Schellenkappe besser behagt und frommt als der Doctorhut.“ — Sie kamen zuerst in die Stadt Leipzig. Als sie die Straßen durchwandelten, bot sich dem Doctor sogleich eine Gelegenheit dar zu einem lustigen Schwank, von dessen Ruf auch bald die ganze Stadt voll wurde. Es waren eben in einem Weinkeller Schröter beschäftigt, ein großes Faß heraus zu schaffen. Das sah Faustus und er schalt ihre Unmacht, und sagte: ein solches Faß könnte er allein von der Stelle bringen, wenn

er wollte. Das verdroß die Schröter, und der Weinherr sagte: wenn er das könnte, so sollte das Faß Wein ihm gehören. Alsobald setzte sich Faustus auf das Faß, und, als ritte er ein Pferd, trieb er das Faß des Weges in die Straße hinaus, zu großem Jubel der Studenten, die umher standen. Faustus gab sogleich den Wein den Musensöhnen Preis, die ihn zu Ehren ihres Patrons fein lustig austranken. — Bald hatte Dr. Faustus an solchen Possen und Schwänken Gefallen, denn er verachtete die Menschen, und vermeinte, daß sie weder der Liebe, noch des Hasses werth seyen, sondern nur des Spottes und des Hohnes. Also trieb er sich überall umher unter gemeinem Volke, und neckte die Leute allwärts, wie ein Kobold. Man erzählt sich wunderliche Geschichten, von denen hier nur eine und die andere zu melden ist. Eines Mals — wie er denn am liebsten mit dem lockern Studentenvölklein Umgang hatte — führte er die ganze Burs auf einer Leiter nach Salzburg in den Weinkeller des Bischofs, wo sie sich's wohl schmecken ließen; und als sie inzwischen der Kellermeister überraschte, so entführte ihn Dr. Faustus auf eine hohe Tanne, wo er ihn bis zu Tagesanbruch zappeln ließ. — Ein anderes Mal thaten drei vornehme junge Grafen gegen ihn den Wunsch, daß sie gar

zu gern auf des Bayerfürsten Sohns Hochzeit zu München anwesend seyn möchten. Dr. Faustus wollte ihnen willfahren, jedoch unter der Bedingniß, daß sie während der ganzen Zeit kein Wort reden sollten, was sie ihm auch zusagten. Da spreitete er seinen Mantel aus, und hieß die drei Grafen sich darauf setzen, er selbst stellte sich zwischen sie. Auf Fausti Beschwörung erhob sich ein Sturmwind, der sie hinweg trug durch die Lüfte, daß sie zu rechter Zeit in des Bayerfürsten Hof kamen. Nachdem sie den ganzen Tag der Herrlichkeit zugesehen hatten, selbst unsichtbar allen Gästen, da gelüstete es am Abend einen der jungen Herren, ein überaus schönes Fräulein zum Tanz zu führen, und sprach sie deßhalb an. In demselben Augenblicke rief Dr. Faustus „Wohlauf!“ und er entschwand mit den beiden andern, die sich, wie er befohlen, an seinem Mantel fest gehalten hatten. Der dritte aber wurde als ein fremder, eingedrungener Gast alsogleich bemerkt, und ins Gefängniß geworfen. Doch befreite ihn des andern Tages Dr. Faustus, nachdem er die Wächter dermaßen verzaubert, daß sie in tiefen Schlaf fielen, und brachte den Grafen zeitlich nach Leipzig zurück.

Siebentes Capitel.

So hatte denn Doctor Faustus wiederum so manches Jahr zugebracht in leichtfertiger Gesellschaft, deren er aber nun auch ganz überdrüssig worden. Das verhub er dem Mephistopheles, seinem dienstbaren Geiste; dieser aber sprach: „Wohlan! gefällt's dir nimmermehr unter gemeinem Volke, so suche das vornehme auf, und zieh gen Hof. Du bist von so einnehmenden Sitten und von so schöner Gestalt, dabei wohlerfahren in jeglicher Kunst und Wissenschaft, daß du dort überall ein willkommener Gast seyn wirst.“ Um der tödtenden Langeweile und dem innern Mißmuthe zu entrinnen, nahm Dr. Faustus den Vorschlag an, verhoffend, der Glanz und das Geräusch des Hofes werde mindestens seinen Geist betäuben, daß er unfähig sich fühle, in sich selbst und seinen eigenen Gräuel hinein zu schauen, und drob zu verzweifeln. Er begab sich zuerst an den Hof des Fürsten von Anhalt, der ihn auch gar gnädig aufnahm als einen Mann, den der Ruf als geschickten Heilkünstler und als einen Wohlerfahrenen in der schwarzen Kunst bezeichnet hat. Hier lebte er lange Zeit, im Kreise gebildeter Frauen und in lebhaftem Verkehr mit den Männern, die er an Curtesie überbot. An-

fangs hatte er auch großes Wohlbehagen an den süßen Worten und den geschmeidigen Gebärden; aber je länger er davon kostete, desto mehr Widerwillen empfand er; denn er hatte gar bald gemerkt, daß alle die Höflichkeit nur feine Verstellung sey und eitles Gepränge. Um das täuschende Schauspiel, das sie ihm bei Hofe gegeben, dienstfreundlich zu erwiedern, beschloß Dr. Faustus, ehe er Abschied nahm, dem Herzog und allem Hofgesinde noch ein Fest zu bereiten. Er ließ während der Nacht durch seinen Diener Mephistopheles ein schönes Schloß erbauen auf dem Berge gegenüber, und dasselbe mit aller nur möglichen Pracht ausstatten und mit kostbaren Speisen und Getränken bestellen. Dahin lud er des andern Tages den Fürsten ein mit sammt seinem Gefolge, und Alle gestanden, daß sie noch nie ein so schönes Schloß gesehen, noch Köstlicheres genossen hätten. Als sie aber des Abends zurückkehrten, war es ihnen freilich im Magen so eitel und öde, wie früh Morgens; und das Schloß selbst ging in Feuer und Rauch auf. Dessen ungeachtet wurde Dr. Faustus höflich bedankt. — Von dem Hofe zu Anhalt aus wandte sich Dr. Faustus nach Innsbruck, wo so eben Kaiser Carolus der Fünfte Hof hielt, von zahlreicher und vornehmer Ritterschaft umgeben. Der Kaiser nahm ihn in allen Hulden

und Gnaden auf, und erlaubte ihm, daß er, so lange es ihm beliebte, an seinem Hofe verweilen dürfte und Theil nehmen an allen Feierlichkeiten und Ergötzlichkeiten. Es war aber seit langer Zeit kein so prächtiger Hof mehr gehalten worden in der ganzen Christenheit; Turniere, Festgelage, Jagden und andere ritterliche Spiele wechselten Tag für Tag ab, und Alle, die Theil daran nahmen, verblieben in einem fortwährenden Rausche von Vergnügungen. Nur Dr. Faustus lebte in peinlicher Nüchternheit; es däuchte ihn, als sitze er vor einer Schaubühne, wo Puppen unter bunten Verwandlungen ein mannichfaltiges Spiel aufführen, und wo inmitten die lustige Person, das Schicksal, Hohn und Spott treibt. Eines Tages ließ ihn der Kaiser in sein Gemach rufen, und sprach dann zu ihm: „Es däucht mich, daß Euch die Herrlichkeit meines Hofes so wenig genug thue, als mir selbst. Wer des Großen und Prächtigen so viel erlebt und genossen hat, wie ich, dem erscheint selbst der Raum zweier Welten nur wie eine Spanne, und die Zeit, obgleich fruchtbar an Thaten und Ereignissen, nur wie ein Augenblick. Drum so thut mir den Gefallen, und hebt mich, als ein weiser Mann, eine Weile hinweg über die Gegenwart, und laßt mich einen Blick thun in die Vergangenheit und in die

Zukunft. Besonders wünschte ich, den grossen Kaiser Alexander zu sehen, und jenen noch größern Kaiser, von dem die Prophezeyung geht, auf daß ich mich an ihrer beiden Größe messen könne." Doctor Faustus erwiederte: „Die Geister der Vergangenheit vermöge er nicht herbei zu zaubern, sondern nur ihre Schemen, und eben so stehe es nicht in seiner Macht, die Zukunft anders vor Augen zu stellen, als nur in Zeichen und Symbolen." Auch damit war der Kaiser zufrieden, und sie begaben sich hierauf in das entlegenste Gemach der Burg, wo sie die ganze Nacht hindurch verblieben. Was sie jedoch dort vorgenommen, geschaut und gedeutet haben, das ist zu keines Menschen Ohren gekommen. Wohl aber hat man bemerkt, daß mit dem Kaiser eine gänzliche Umwandlung des Innern vorgegangen; denn seit der Zeit an zeigte er sich still und düster und in sich gekehrt, bis er endlich von der Welt Abschied nahm, und im fernen Hispanien in ein Kloster ging, wo er starb.

Achtes Capitel.

Bei solchem unstäten Lebenswandel hatte Doctor Faustus nun bereits die Hälfte der Jahre verbracht, die er sich durch den Pact ausbedungen.

Er konnte sich wohl vieler lustigen Stunden und Tage erinnern, aber keines einzigen zufriedenen Augenblicks. Er machte deßhalb dem Mephistopheles bittere Vorwürfe, und schalt ihn einen Betrüger und einen Verführer von Anbeginn. Der aber lachte höhnisch, und sagte: „Was können denn wir dafür, wenn dein Herz unersättlich ist, wie ein durchlöcherter Schlauch? Hat dir je unser Dienst gefehlt, noch irgend etwas, das uns zu Gebote steht auf dieser Welt? Verlange was du willst, wir geben dir's. Aber freilich, wenn du über dein Verlangen verlangest, und das Unendliche im Endlichen erstrebest, da hört unsere Macht auf, und unser bester Wille reicht nicht mehr hin. Doch getrost! es steht dir noch eine Fülle von Freuden, es steht dir die Welt offen. Dieses Deutschland macht die Menschen melancholisch; das ewige Schlemmen und Demmen kocht dickes Blut, und das eitle Speculiren und Disputiren verrückt den besten Kopf. Komm, wir führen dich in andere Gegenden, wo die Lüfte milder, die Früchte süßer, die Mägdlein reizender sind! Auf, nach Wälschland!" Kaum daß er das Wort ausgesprochen, stand schon draußen ein mit zwei geflügelten Drachen bespannter Wagen, welchen nun Dr. Faustus mit dem Mephistopheles bestieg. — Die alten Geschichten erzählen

ausführlich, wie sofort Faustus durch alle Länder gefahren, alle Städte besehen, alle Weltwunder beschaut habe; ja, jenen Geschichten zufolge, sollte er sogar, unter Leitung seines dienstbaren Geistes, zur Hölle niedergestiegen, und zu den Gestirnen hinauf geflogen seyn. Wir melden hier nur Folgendes in Kürze. Zuerst kam er gen Rom, die heilige Stadt, und besuchte und besah Sanct Peters wunderbaren Dom und den hohen Vatican. Auch näherte er sich dem Papst, aber freilich nicht als frommer Pilgrim, der den Ablaß begehrt, sondern als Schalk, unsichtbar, der dem heiligen Vater bei Tische die besten Bißlein vor dem Munde wegschnappte. Sodann fuhr er über See nach Konstantinopolis, wo der türkische Sultan Hof hält, und er schlich sich, ebenfalls unsichtbar, in seiner Frauen Gemach, und verübte da viel Ungebühr. Dann begab er sich nach Asia, und besuchte Bagdad, oder das alte Babylon, und verweilte unter den Ruinen, den mächtigen Zeugen einer großen Vergangenheit, aber auch zugleich der irdischen Vergänglichkeit, und des strengen Gerichtes, das über Gottlose hereinbricht. Jerusalem, die heilige Stadt, und das gelobte Land berührte er nicht. Mephistopheles sagte: Die Blutstropfen, die Jener vergossen, schlügen auf unter

den Tritten dessen, der nicht an Ihn glaubt, als Schwefelflammen, die in sein Innerstes hineinleckten und das Herz verzehrten. — Was sollen wir weiter erzählen von seinen Fahrten durch die Welt? Je mehr er sah und erfuhr und genoß, desto schaler und fader und nichtiger erschien ihm Alles, desto weniger überraschte und befriedigte ihn, was sonst des Menschen Augenlust und Lebensmuth zusagen mag. Er zog weiter nach Süden, zum Ganges, und erging sich im Schatten der Platanen- und Palmen-Wälder, und zwischen den Blumenbeeten dieses unermeßlichen Gartens, um sein ausgetrocknetes Inneres zu erfrischen, und seine Sinne zu stärken an dem ewig frischen Grün und an dem balsamischen Geruche der Kräuter und Pflanzen. Er fühlte keine Erquickung. Er zog dann hinauf gen Norden, und streifte über die Schneefelder hin, und schlief zwischen den starren Eisbergen, um die innere Hitze zu dämpfen und des Blutes feurigen Strom zu löschen. Er fand keine Linderung. Er saß an den Katarakten des Nils, und leckte mit der Zunge den Wasserstaub weg von seinen Lippen, um den Durst zu stillen, der seine innerste Seele quälte. Er fand keine Linderung, keine Erquickung. Bei all den Herrlichkeiten, die er sah und genoß, war es so weit mit ihm gekommen, daß er die gemeinsten

Genüsse der gemeinsten Menschen entbehren mußte; so sehr waren seine Sinne überfeinert und abgestumpft. In einer Anwandlung von Verzweiflung verdingte er sich zu der schweren Arbeit des Pflugs, um nur zu erfahren, wessen er sich noch von seiner Jugendzeit her erinnerte, wie lieblich das tägliche Brod schmecke dem Hungernden. Und ein ander Mal verkaufte er sich als Sklaven an eine Karawane, und durchzog die Wüste Wochen und Monate lang, auf daß er erfahre, wie köstlich ein Trunk Wassers schmecke dem Durstigen. So mußte der Unglückselige zuletzt sich durch selbstauferlegte Qualen Genüsse bereiten, welche der Dürftigste in seiner armseligen Hütte, und der heimathlose Bettler auf der Gemeinstraße findet. — Mephistopheles that alles Mögliche, um ihn bei gutem Muthe zu erhalten, befürchtend, es möchte bei der Dürre und Leere seiner Seele eine Ahnung und eine Sehnsucht in ihm aufkommen nach dem Urquell, der allein erquicken, lindern und ersättigen kann. Dr. Faustus folgte zuletzt dem zudringlichen Geiste bewußtlos und willenlos, wohin er ihn führte. Er sah nicht mit offenen Augen, er hörte nicht mit offenen Ohren, es war ihm, wie einem, dessen Gehirn von fieberhaften Träumen beunruhigt und gequält wird. Seltsame Gestalten umgaukeln seine Sinne in wilder

Unordnung; glänzende Erscheinungen verlocken ihn; doch wie er sie zu erhaschen wähnt, grinsen ihn gespenstische Larven an; er keuchet Berge hinan, und versinket in Abgründe; er durchflieget die Lüfte, und die Wogen des Meeres begraben ihn; der Schacht erschließt sich mit seinem glänzenden Metall und Gestein, aber plötzlich zuckt eine Flamme auf, und verwandelt all den Glanz in Moder und Staub; und wenn er erwachet, ist ihm von allem dem nichts geblieben, als eine verworrene Erinnerung und eine Ermattung bis zur Ohnmacht des Todes.

Neuntes Capitel.

Nach einem zehnjährigen wüsten Umhertreiben in fremden Gegenden kehrte Doctor Faustus wieder in die deutschen Lande zurück. Die süßen Laute der Muttersprache, die heimathlichen reinlichen Städte, die einfältigen Sitten des Volkes, sie erweckten in ihm eine mit Wehmuth gemischte Freudigkeit, und seine Seele holte zum ersten Male wieder Athem. Es däuchte ihm, als ob er von einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit genesete. Doch dauerte dieser Zustand nur kurze Zeit. Der Siechthum seiner Seele hatte die edelsten Theile verdorben und verzehrt, und er konnte sich schon der unangeneh=

men Empfindungen nicht anders erwehren, als daß er sich neue und immer gesteigerte Genüsse bereitete und sich damit betäubte. Aber wo diese suchen und finden? Er hatte ja Alles erfahren, Alles durchgenossen, was die ganze weite Welt an Freuden darbietet, und es war ihm nichts Neues, nichts Wünschenswerthes mehr unter der Sonne. In diesen mißmuthigen Gedanken durchschweifte er wiederum, wie ehemals, die Einöden, die Wälder, die Gebirge, und vermied die Gesellschaft der Menschen, ja selbst seines dienstbaren Geistes. — Eines Tages befand er sich an der Küste des Meeres. Weite unfruchtbare Steppen und Sandhügel zogen sich landabwärts. Keines Menschen Tritt hatte sich je noch dahin verirrt; nur Schlangen und andere Gewürme nährten sich in den einzelnen Pfützen, und Möven und Raubvögel der Wüste flatterten kreischend drüber hinweg. Da hatte er den Einfall, zu wünschen, daß diese wüste, weite Gegend in ein Zaubergelände verwandelt werde, mit dem Ausbund aller Herrlichkeiten versehen, welche die Welt in sich begreifet, an seltenen Bäumen, kostbaren Früchten, an Blüthen und Gesträuchen von den feinsten Düften und buntesten Farben; und mitten inne sollte ein Palast stehen, der an Kostbarkeiten, an Gold und Edelgestein, an Statuen und Gemäl-

den Alles vereinige, was das große Rom und das schöne Griechenland je aufgewiesen hat. Und es geschah. Der Fürst dieser Welt, zu dessen Dienst er geschworen, schien alle seine Schätze erschöpfen zu wollen, um dieses irdische Paradies zu schaffen für seinen Diener. Es war das Galgenmal, das er ihm bereiten wollte. Dr. Faustus fühlte sich auch in dieser neuen, überraschenden Umgebung so glücklich, daß er mindestens seines Unglückes auf Stunden vergaß. Sogar die Sehnsucht nach einer Lebensgefährtin erwachte in ihm. Indem er jedoch unter den schönen Töchtern der Erde, deren er sich erinnerte, Musterung hielt, konnte er keine unter allen finden, die seinem Geschmacke Genüge gethan hätte. Nun befand sich aber unter den Statuen, die seinen Palast zierten, auch die der Helena aus Griechenland, der schönsten aller Frauen, um derentwillen das mächtige Troja zerstört worden. Mit Wohlgefallen betrachtete er oft das liebliche Bild; er bewunderte die Schönheit der Glieder, die Anmuth der Formen; er entbrannte so sehr in Liebe gegen die zauberische Gestalt, daß er wünschte, sie möchte Leben gewinnen und in seine Umarmung sinken. Und es geschah abermal, was er gewünscht hatte. — Uebergehen wir die folgenden Tage, in welchen Dr. Faustus, von sinnlichem Taumel hin=

gerissen, Feste der Hölle feierte. Wir treffen ihn wieder, wie er einsam wandelt durch die Gebüsche des Zaubergartens, Blumen zerpflückend und Schmetterlinge zerstampfend. Er schreitet zuletzt einen Vorhügel hinan, von dem aus er sich eine schöne Aussicht versprach über sein reizendes Gelände bis ins weite Meer hinaus. Eine ärmliche, aber reinliche Hütte stand hier, und umher lag ein kleines, aber wohl bebautes Feld. Kaum hatte sich Dr. Faustus niedergelassen auf der Bank, als ein betagter Mann herbeikam aus der Hütte, und gleich darauf sein Weib. Sie begrüßten ihn, und boten ihm Erquickung an, Milch und Brod. Auf Faustus' Befragen nach ihren Umständen, erzählte der Mann, daß vor ungefähr zwanzig Jahren ein fremder Herr, den sie hier, nach Gottes wunderbarer Fügung, getroffen, ihnen so viel Geld geschenkt habe, daß sie diesen Platz hätten an sich kaufen und eine Hütte darauf erbauen können. — Dr. Faustus erinnerte sich hier jenes Auftrittes, den er in seinem wüsten Weltleben längst vergessen hatte. — „Sie hätten dann, fuhr der Mann fort, in Gottes Namen zu wirthschaften angefangen, und der Himmel habe ihre Arbeit so gesegnet, daß sie nie mit Sorgen zu Bette gegangen und nie ohne Hoffnung aufgestanden seyen.“ — Dr. Faustus faßte den Mann und das

Weib näher ins Auge, und ihr gesundes frisches Aussehen und ihr zufriedener Blick bestätigten die Aussage des Mannes. — Indessen kam auch ihr Sohn herbei, mit der Karste auf der Schulter, ein blühender Jüngling; mit ihm eine Jungfrau von lieblichem Ansehen. — „So haben wir denn, erzählte weiter der Mann, unser Leben mit Gottes Gnade in Frieden und Freuden zugebracht, und nun gedenken wir das Gütlein diesem unserm Sohne abzutreten, damit er sich seine Braut heimführen könne. Die Hütte hat schon Platz für uns Alle, und der Boden wird uns fortan ernähren, so lange Eintracht und Genügsamkeit in unserer Mitte herrschen.“ — Der Jüngling hatte seinen Arm um das Mädchen gelegt, und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem lieblich erröthenden Antlitz. Dr. Faustus fühlte sich seltsam bewegt; seine Brust ward ihm beklommen, sein Auge feucht; er konnte vor innerer Unruhe nicht mehr bleiben, und ging fort ohne Abschiedsgruß. Am Abhange des Hügels blieb er stehen; er überschaute hier nochmal sein Zaubergelände; es trat wunderbar groß und herrlich hervor in der goldenen Beleuchtung der Abendsonne. Da stieg in ihm, fast unbewußt, der Gedanke auf: wie so gar wohlgelegen wäre mein Schloß dort oben an der Stelle der schmutzigen Hütte! Und in demsel-

ben Augenblicke, kaum daß er's gedacht, prasselte es hinter seinem Rücken wie eine Feuersbrunst, und als er sich umwandte, sah er die Hütte in vollen Flammen, und er sah jene armen Menschen sich flüchten, wie erschreckt durch ein Gottesgericht, händeringend und laut jammernd. Nachdem Dr. Faustus einige Zeit lang in dumpfer Bewußtlosigkeit gestanden, und nun aufschaute, da erblickte er, wie er's gewünscht hatte, an jener Stelle seinen Palast. Er betrat ihn nicht wieder.

Zehntes Capitel.

Durch das letzte Ereigniß wurde Dr. Faustus in seiner innersten Seele erschüttert. Ein Glück, das er guten Menschen bereitet, hatte er selbst zerstört, und die ihm gedankt, die für ihn gebetet, sind durch seinen frevelhaften Wunsch in die äußerste Armuth, in namenloses Elend gebracht worden. Er fühlte, daß sein Athem Pest sey und sein Wort Fluch jedem Menschen, der sich ihm näherte in Zutrauen und in Liebe. Er sah ein, daß er mit der Welt abschließen müsse. Der Becher der Wollust war ausgeleert, und es blieb ihm nur noch die Neige über, die bittere Hefe. Er wollte sie allein ausschlürfen in Abgeschiedenheit, damit nicht ein Tro=

pfen verschüttet werde, der vielleicht, als Naphtha, verzehrende Gluth verbreitete über die Hütte des Gerechten und das Hochzeitkleid der Brautleute. Er begab sich zurück nach Wittenberg in seine Behausung, die inzwischen von seinem Famulus Wagner unter Beschluß gehalten worden, und er nahm sich vor, sie nie wieder zu verlassen, und der Menschen Umgang auf immer zu meiden. Er fand seine Werkstätte und seine Bücherei, wie er sie vor Jahren verlassen hatte. Welche Erinnerungen stiegen in ihm auf! Jener jugendliche Hochmuth und Frevelmuth, wie erschienen sie ihm nun so thöricht, so verdammlich! Wie bitter fühlte und beklagte er's, daß er sich um sein ganzes Leben, um seines Lebens Glück betrogen habe! Ach, wäre es bloß um ein Leben, um eines Lebens Glück gewesen! Aber vor seinem Auge, das bisher von der Hoffart des Geistes und von der Weltlust verblendet war, fielen nun die Schuppen ab, und es that sich vor seinen enttäuschten Sinnen die Ewigkeit auf mit ihren lichten Bergeszinnen und ihrem finstern, schauerlichen Abgrund. „Es ist ein Gott!" rief er aus, und bebte. „Es ist eine ewige Vergeltung!" seufzte er und zitterte. Alle jene Zweifel an das Ewige und den Ewigen, die ihm früher der hochmüthige Verstand vorgegaukelt und die sinnliche Neigung gut=

geheißen, sie verschwanden, wie ein nächtliches Blendwerk verschwindet vor dem aufgehenden Lichtstrahle. Er erkannte nun die Wahrheit, und doch glaubte er nicht, denn es fehlte seinem Herzen an Reinheit, an Demuth und Vertrauen. Er glaubte, aber wie die Teufel, welche bekennen und erzittern. In einer schlaf- und trostlosen Nacht holte er die Bibel, die bestaubte, aus dem fernen Winkel hervor. Er erinnerte sich noch dunkel, daß er in seiner Jugend so manche weise Sprüche, erbauliche Gleichnisse und Geschichten voll tröstlichen Inhalts gehört und gelesen habe; er hoffte, daß sie seiner Seele voll Wunden und Beulen wenigstens Linderung verschaffen möchten, wo nicht Heilung. Aber, sieh da! wo er ein Blatt aufschlug oder eine Seite überlas, da begegneten seinem Auge überall nur Worte des Fluches gegen die Sünder und gräuelhafte Geschichten gottloser Menschen: von Cains Brudermord bis zu Iscarioths Verrath; und allorten fand er nur Spuren der Gerichte eines zürnenden und strafenden Gottes. Er stellte mit Entsetzen das Buch zurück. Dann sprach er: „Ich fühl's: Gott hat mich verlassen, und der Himmel ist mir verschlossen. Ich will, ich darf nicht rechten mit dem ewigen Richter, denn ich selbst hab's gewollt, ich hab's verdient.“ Er versank eine Weile in dumpfe

Verzweiflung; dann aber, von Stolz und Ingrimm getrieben, rafft' er sich auf, und rief: „Wohlan! kann ich den Himmel nicht erstürmen, so will ich mindestens die Hölle bewältigen. Der Fürst der Welt, dieser Lügner von Anbeginn, wie ein Wurm soll er sich unter mir krümmen, bis er, durch Schmach geknechtet, mich los und ledig spricht des eingegangenen Pacts." Und er nahm alsobald seine Zauberbücher vor, und ersann sich den furchtbarsten Höllenzwang. — Eine alte Sage meldet: Mephistopheles sey dem Faust bei der ersten Beschwörung in der Gestalt eines Hundes erschienen. Das ist gar wohl glaublich, denn der Teufel, wenn er eine Seele ganz und gar bethören und verderben will, tritt anfangs in kriechender Unterthänigkeit auf; später setzt er sich auf gleichen Fuß mit dem Menschen, dem Scheine nach als guter Geselle; zuletzt aber, nachdem er immer mehr an Macht gewonnen, spielt er ganz und gar den Meister und Herrn. Das hat Doctor Faustus erfahren, wie wir aus der Geschichte ersehen. — Als er nun die Beschwörung gethan, da erschien nicht, wie er gehofft, sein dienstbarer Geist, sondern unter betäubendem Feuerqualm und Donnergeroll der Fürst der Unterwelt selbst. Und als geschähe es zum Spotte seinen zauberischen Kreisen, es umzog ihn selbst mit

Gespinnst, wie mit Fäden einer giftigen Spinne, daß ihm der Athem stockte und schier die Besinnung verging. Und das Ungethüm sprach: „Erdwurm, was erfrechest du dich, deinen Meister meistern zu wollen? Fühle meine Macht, und verzweifle in namenloser Qual.“ Dr. Faustus rief aus: „Den Leib kannst du mir tödten, Verfluchter! aber nicht meine Seele, die unsterbliche.“ Und es legten sich die Kreise, wie Schlangen, immer enger und dichter um seinen Leib, und sie brannten, wie glühende Schwefelfäden, in seinem Fleische, und er erstickte vor Jammer, und sein Herz brach. In dieser Todesbetäubung fand ihn des andern Morgens sein Famulus Wagner.

Eilftes Capitel.

Es wohnte noch zu derselbigen Zeit in Wittenberg ein frommer Prediger, der seine Lust hatte, bei Sündern einzukehren, und seine Freude, ihnen die frohe Botschaft zu verkünden von den Erbarmungen Gottes in seinem Sohne. Als dieser von der Ankunft des berüchtigten Schwarzkünstlers gehört, und von dem dermaligen traurigen Zustande und dem baldigen, kläglichen Ende desselben, da begab er sich eines Morgens zu ihm, ungerufen, und trat vor ihn

hin mit der Miene und Rede des wohlwollenden Arztes, der dem Kranken Heil zu bringen sich vermißt. Dr. Faustus aber empfing ihn, wie einer, der an seiner Rettung verzweifelt, mit niedergeschlagenem Blicke und in dumpfem Stillschweigen. Nachdem der Prediger eine Zeitlang ihm zugeredet, und ihn ermahnt hatte, daß er den ihm von Gott anvertrauten Schatz, die unsterbliche Seele, retten möge vor der ewigen Verdammniß, da seufzte Faustus tief auf und sprach: „Ach, ich bin ein zu großer Sünder, als daß ich Barmherzigkeit erlangen könnte.“ Der Prediger antwortete: „Ja, ein Sünder bist du, ein großer; und darum soll dir auch widerfahren, was Gott dem Sünder zugesagt hat: Gnade und Vergebung.“ „Ich bin verflucht, auf ewig verflucht!“ rief Faustus. „Ja, sprach der Prediger, du trägst den Fluch der Sünde auf dir, aber eben darum suche Segen in Christo.“ — „Meine Schulden sind zu groß, als daß sie mir vergeben werden könnten,“ sagte Faustus. — „Sie sind ja freilich groß, deine Schulden, versetzte der Prediger, aber Gottes Barmherzigkeit ist noch größer. Drum rufe aus mit David dem Sünder: Gott! sey mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Missethat nach deiner großen Barmherzigkeit.“ Diese Worte des frommen Mannes fielen

wie milde Sonnenstrahlen in die Seele des Zerknirschten, und schmelzten die Eisrinde, die sich um sein Herz gelegt hatte. Er fing an mit aller Aufrichtigkeit und Reumüthigkeit zu bekennen und zu beichten, wie er im Frevelmuthe Gott und Gottes Geboten Gehorsam aufgesagt, und dem Teufel und dessen Rathschlägen sich ergeben habe; wie er sodann im Dienste des Bösen und in ruchloser Gesellschaft viele Jahre ein wüstes, lasterhaftes Leben geführt und bis auf die letzte Zeit darin verharrt sey; und wie er nun, am Ende seiner Tage und am Vorabend seines Unterganges, seine große Schuld- und Sündhaftigkeit erkenne, aber auch ohne Hoffnung der Verzeihung und der Errettung an seiner Seele und Seligkeit zu verzweifeln versucht werde. Er that dieß Bekenntniß mit allen Zeichen eines bußfertigen Herzens, und nachdem er geendet, richtete er auf den Prediger einen Blick, in welchem sich die Erwartung aussprach des letzten Urtheils, der Verdammung oder der Begnadigung. Der fromme Mann nahm das Wort und sagte: „Höre! Mir ist eine ähnliche Geschichte verkündet worden von einem Jüngling, der gleichen Frevel begangen hat. Dieser trat eines Tages vor seinen Vater hin, und sagte: Gib mir mein Erbtheil. Als er das erhalten, zog er in ein fernes Land,

und verschwendete dort sein ganzes Vermögen durch ein üppiges Leben. Nun entstand aber in demselben Lande eine große Hungersnoth, und er fing an, Noth zu leiden. Da ging er hin, und verdingte sich an einen Bürger desselben Landes, und dieser sandte ihn auf sein Landgut, die Schweine zu hüten. Gern hätte er da seinen Hunger mit den Trebern gestillt, welche die Schweine fraßen, aber Niemand gab sie ihm. Da ging er in sich, und sprach: wie viele Taglöhner sind im Hause meines Vaters, die alle Brod im Ueberflusse haben; und ich muß hier vor Hunger sterben..." Faustus hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu; es trat eine Erinnerung hervor aus alten Tagen; es waren Worte, Gefühle, die er in seiner Jugend gehört, empfunden hatte; es erwachte sein Gemüth aus der todähnlichen Betäubung, und wie mit prophetischem Geiste fiel er jenem in die Rede, und fuhr fort, die Geschichte zu erzählen mit Andacht. Und er sprach: "Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater zurückkehren, und zu ihm sagen: Vater! ich habe gesündigt wider den Himmel und an dir; ich bin nun nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen Taglöhner." — In demselben Augenblicke aber, als er dieß sprach, durchfuhr ihn ein plötzlicher Schauer; seine Hände, die er gefal=

tet hatte, zuckten krampfhaft auseinander; sein Auge sah mit starrem Blicke hin in eine Ecke. „Weh mir! rief er aus; er kommt! er droht! er erwürgt mich!" Und schon war es mit seinem Bewußtseyn geschehen. Sein Famulus eilte auf den Ruf herbei. Der Prediger selbst wurde von einer Beängstigung ergriffen, wie von einem betäubenden Qualm der Hölle, die ihn nicht mehr verweilen ließ in dem Hause des Entsetzens.

Zwölftes Capitel. *)

„Die 24 Jahre des Dr. Fausti waren verloffen, und eben an dem letzten Tage derselben Woche erschien ihm der Geist, überantwortete ihm seinen Brief oder Verschreibung, und zeigte ihm darneben an, daß er auf die andere Nacht dem Tod und Teufel verfallen sey, dessen er sich zu versehen habe. Da nun Dr. Faustus seines Lebens Ende so nahe und gewiß sah, so schickte er zu seinen Bekannten, Magistris Baccalaureis und andern Studenten mehr, die ihn zuvor besucht hatten; die bittet er, daß sie mit ihm

*) Wörtlich aus dem alten Buche.

in das Dorf Rimlich, eine halbe Meile Weges von Wittenberg gelegen, wollten spazieren und allda mit ihm Mahlzeit halten; was ihm die Gesellen auch zusagten. Nachdem nun das Nachtmahl eingenommen war, bat Dr. Faustus die Studenten, sie wollten mit ihm in eine Stube gehen, er hätte ihnen etwas zu sagen. Das geschah. Dr. Faustus sprach also zu ihnen: „Meine liebe Vertraute und ganz günstige Herren! Warum ich euch berufen habe, ist dieß, daß euch viele Jahre her an mir bewußt, was ich für ein Mann war, in vielen Künsten und Zauberei erfahren. Es sind aber diese nirgends als vom Teufel hergekommen, zu welcher teufelischen Lust mich auch Niemand gebracht, als mein Fleisch und Blut, mein halsstarriger und gottloser Willen und meine stolzen, hochfliegenden Gedanken, welche ich mir vorgesetzt. Daher ich mich habe dem Teufel versprechen müssen, nämlich, daß ich ihm nach 24 Jahren verfallen sey. Nun sind solche Jahre bis auf diese Nacht zum Ende gelaufen, und es stehet mir das Stundenglas vor Augen, das ich gewärtig seyn muß, wenn es ausläuft. Darum habe ich euch, freundliche, günstige, liebe Herren, vor meinem Ende zu mir berufen, und mit euch einen Johannis-Trunk zum Abschied nehmen wol-

len, daß ihr meines Hinscheidens Zeugen seyn möchtet. Bitte euch hierauf, ihr wollet alle die Meinen, und die meiner in Gutem gedenken, von meinetwegen brüderlich und freundlich grüßen, darneben mir nichts für übel halten, und wo ich euch jemals beleidiget, mir solches herzlich verzeihen. Was aber die Abenteuer belanget, die ich in solchen 24 Jahren getrieben, das werdet ihr Alles nach mir aufgeschrieben finden, und laßt euch mein gräulich Ende euer Lebtag ein Fürbild und Erinnerung seyn: daß ihr wollet Gott vor Augen haben, nicht von ihm ablassen, und von ihm abfallen, wie ich gottloser und verdammter Mensch, der ich abgesagt habe der Taufe, den Sacramenten, Gott selbst, einem solchen Gott, der nicht will, daß einer sollt verloren werden. — Endlich nun und zum Beschluß ist meine freundliche Bitte: ihr wollet euch zu Bette begeben, mit Ruhe schlafen und euch nichts anfechten lassen, auch wenn ihr ein Gepolter und Ungestüm im Hause höret. Und so ihr meinen Leib todt findet, so lasset ihn zur Erden bestatten. Denn ich sterbe als ein böser und guter Christ; als ein guter Christ, darum daß ich eine herzliche Reue habe, und im Herzen immer um Gnade bitte, damit meine Seele errettet werden möge; als ein böser Christ, was ich gar wohl

weiß; und ich will ja gern dem Teufel Leib und Leben lassen; er möge nur, Gott geb'! mir die Seele zufrieden lassen. Und nun verfüget euch dann zu Bette, und habt eine gute Nacht.“ Diese Studenten und gute Herren, als sie Faustum gesegneten, weineten sie und umfingen einander. Dr. Faustus aber blieb in der Stube, und da die Herren sich zu Bette begeben, konnte keiner recht schlafen; denn sie den Ausgang wollten hören. Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungestümer Wind ging, so das Haus an allen Orten umgab, als ob Alles zu Grunde gehen, und das Haus zu Boden reißen wollte. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, da Dr. Faustus inne war. Sie hörten ein gräuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlicher Würme wäre. Indem hub an Dr. Faustus um Hülfe zu schreien, aber kaum mit halber Stimme. Bald hernach hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, sind sie in die Stube gegangen, darin Dr. Faustus gewesen war. Sie sahen aber keinen Faustum mehr. Letztlich aber funden sie seinen Leib draußen auf dem Mist liegen, welcher gräu-

lich anzusehen war. Diese gemeldte Magistri und Studenten, welche bei des Fausti Tod gewesen, haben so viel erlangt, daß man ihn in diesem Dorf begraben hat. Darnach sind sie wiederum hinein gen Wittenberg, und in Dr. Fausti Behausung gegangen, allda sie seinen Famulum, den Wagner, gefunden, der sich seines Herrn halber übel gehub. Sie funden auch diese, des Fausti Historiam aufgezeichnet, und von ihm beschrieben, wie hievor gemeldet, alles außer sein Ende, welches von obgenannten Studenten und Magistris hinzugethan. — Also endet sich die ganze wahrhaftige Historia und Zauberei Dr. Fausti, daraus jeder Christ zu lernen, sonderlich aber diejenigen, welche eines hoffärtigen, stolzen, fürwitzigen und trotzigen Sinnes und Kopfes sind, der Welt, dem Teufel und seinen Werken abzusagen, Gott dem Herrn aber allein zu dienen, und ihn zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, damit sie Christi Verdienste theilhaftig, und mit ihm endlich ewig selig werden mögen. Amen!“

II.

Allerlei erbauliche und ergötzliche Historien.

1.

Offerus.

Eine christliche Mythe.

Es lebte im Lande Kanaan ein Heide, Namens Offerus; der war eines überaus großen und starken Leibes, und eines kühnen und lustigen Gemüthes; daher er seine Freude daran hatte, gewaltige Abenteuer aufzusuchen an allen Orten und Enden. Und er zog anfangs umher in Wüsten und Wäldern, und säuberte das Land von Drachen und andern schädlichen Ungeheuern. Dann, wo er einen Räuber traf, den erschlug er, und wer ihm keck entgegen trat, den warf er zu Boden. Zuletzt, nachdem er keinen Widerstand mehr gefunden im ganzen Lande, ließ er sich als König ausrufen, und Alle kamen herbei und beugten sich vor ihm und empfingen seine Befehle. Es dauerte aber nicht lange Zeit, so wurde er des Regiments überdrüssig, und derer, die er regieren sollte; denn die Ehre, die sie ihm

gaben, war erheuchelt, und die Furcht, die sie vor ihm hatten, war knechtisch, und für die Gnade, die er erwies, erhielt er Undank, und für die Gerechtigkeit, die er übte, Fluch. Das erfuhr er; und er lernte das Gezücht verachten, das ihn seinen Herrn nannte; und der Weihrauch, den sie ihm spendeten, und die Opfergaben, die sie ihm brachten, ekelten ihn an; und er erkannte die Nichtigkeit aller Herrschaft. Da dachte er bei sich, es sey ehrsamer, einem großen Herrn getreulich zu dienen, als über ein verächtliches Geschlecht zu herrschen. Und er verließ das Land zur Stunde, und er beschloß, den größten Herrn der Welt aufzusuchen und ihm fortan zu Diensten zu seyn.

Im fernen Mohrenland herrschte zu denselben Zeiten ein Kaiser, von dessen Macht und Reichthum der Ruf in alle Ende der Welt ausgegangen. Zu diesem begab sich der Riese, und bot ihm seine Dienste an. Der Kaiser sah den Gesellen gern bei sich, und er sagte: Willt du mir dienen, so theile ich mein Reich zwischen mir und dir, und du sollt mir seyn, gleich einem Bruder. Er gedachte aber sogleich, seinen Muth und seine Treue auf die Probe zu stellen. Es regierten an den Gränzen seines Reichs drei Königlein, die sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen wollten, sondern sie saßen auf

ihren hohen Burgen, wohlverwahrt, und trotzten den Kriegsschaaren, welche der Kaiser gegen sie entsendet. Deren Burgen sollte er brechen, und sie selbst gefangen nehmen. Das that der Riese in wenigen Wochen, und er führte die Königlein gefangen seinem Herrn zu. Hierauf befahl ihm der Kaiser, er sollte deren Burgen abtragen, und einen großen Thurm erbauen aus dem Gesteine. Und er vollendete das Werk in wenig Wochen. Endlich befahl er ihm, den einen König mit den Eingeweiden des andern zu erdrosseln, und den dritten in den Thurm zu sperren, daß er da sich selbst verzehre, und verhungere. Der Riese entsetzte sich ob dem Befehl; aber, da er dem Kaiser Treue zugeschworen in Allem, so vollbrachte er's, wie ihm befohlen. Und als das letzte Röcheln des Sterbenden im Hungerthurm vernommen wurde, da ließ der Kaiser ein großes Gastmahl bereiten in seinem Palaste, und der Riese bediente ihn, wie immer. Und sieh! unter den Gästen erschien einer von fremder, grauerlicher Gestalt; der setzte sich unten an den Tisch, und heftete den Basiliskenblick auf den Kaiser, und ließ nicht mehr von ihm ab. Der Kaiser erblaßte bei seinem Anblick, und zitterte, und er wollte fort, und konnte doch nicht; er sah sich um nach seinem treuen Diener, und rief in voller

Herzensangst: Schütze mich vor dem da unten! — Im nämlichen Augenblicke aber erhob sich die Gestalt, und wie eine Riesenschlange sich entfaltend, beugte sie sich über die Tafel hin, und packte den Tyrannen, daß ihm die Knochen im Leibe zerbrachen, und das schwarze Blut aus seinem Munde strömte. Der Palast aber borst die Mitte durch, und stürzte zusammen in Trümmer.

Offerus allein war dem Verderben entronnen; und wie er da stand auf dem gräulichen Schutte, und bei sich reuig bedachte, daß er dem Unrecht gedient habe und der Gewaltthat, da beschloß er den furchtbaren Rächer aufzusuchen, und ihm zu dienen als dem größten Herrn der Welt. Indem er den Gedanken hatte, stand der Teufel vor ihm da, und er sagte: Willt du mir dienen, so theile ich mit dir alle Schätze der Welt; und du sollt mir seyn, wie ein Freund. Der Geselle aber war ihm ganz willkommen bei seiner Einfalt und Ehrlichkeit. Denn seine Herrschaft war, seit der Herr erschienen, zerstört, und er vermochte Menschen nur durch Menschen verderben, die sich ihm ergäben. Es geschah aber um dieselbe Zeit, daß die erste Capelle errichtet werden sollte zum Dienste des wahren Gottes. Das fromme Werk suchte nun der Teufel auf alle mögliche Weise zu hindern: allein er

selbst konnte nicht Hand anlegen zur Zerstörung der Mauer; denn es wehrte ihm ein guter Geist, der ihm dräuend gegenüber stand. Da befahl er dem Heiden, das Werk zu hindern. Dieser war flugs zur Hand; und er trug in der Nacht ab, was die Arbeiter bei Tage erbaut. Endlich muthmaßte der fromme Bischof, auf dessen Geheiß die Capelle erbaut werden sollte, daß die Arglist des bösen Feindes dahinter stecke. Und er sprach die Weihe aus über das Gebäude; und von der Zeit an, so viel sich auch der Heide abmühte, dem Werke Einhalt zu thun, hatte es immer mehr Fortgang, und kam, dem Teufel zum Trotz, zur Vollendung. Nun dachte der böse Feind daran, wenigstens die Leute zu verführen, die zur Capelle wallfahrteten; und er befahl dem Heiden, neben der Kirche ein Häuslein zu bauen zu weltlichen Vergnügungen. Das geschah; und die Leute sprachen häufig zu, und ergötzten sich bei Soff und Fraß, bei Tanz und Spiel; und der Teufel hatte eben so viel Einkehr, als unser Herrgott. Der war ihm aber doch immer zuwider als Nachbar; und er sagte eines Tages zum Heiden: „Geh in die Capelle insgeheim, und raube das Bild, das drinnen ausgestellt ist zur Verehrung, und verbrenne es.“ Der Heide ging in die Capelle, worin das Bild unsers Herrn, wie er am Kreuze

hing, aufgestellt war. Wie er aber Hand anlegen wollte, siehe! da zuckte ein Blitz herab, daß der Heide betäubt zu Boden fiel. Es ergriff aber die Flamme die Herberg und verzehrte sie, sammt denen, die darinnen waren.

Als Offerus aus seiner Betäubung erwachte, stand vor ihm der fromme Bischof, und sagte: Unglückseliger! wie hast du es wagen können, dich zu vergreifen an dem Herrn des Himmels und der Erde? Offerus bat den Greis: Sage mir, wo ich ihn treffe, daß ich ihm dienen möge mein Lebelang. Der fromme Bischof sagte: „Er ist nahe allen denen, die ihn suchen. Und wer ihm dienet in Einfalt und Treue, dem thut er das Reich seiner Gnaden auf, und der ist ihm fortan wie ein Sohn.“ Und der Heid schlug an seine Brust und beichtete, sagend: „Ach, ich habe schwer gesündigt an dem Herrn; ich bin nicht würdig, daß er mich aufnehme zu seinem Sohn.“ Der fromme Bischof aber sagte: „Thue Buße, um des Heiles würdig zu werden.“ Und er fuhr fort, ihn weiter zu belehren, und sagte: „Siehe, du hast dich dreifach versündigt an dem Herrn: so mußt du denn auch dreifach dafür büßen voll Ergebung. Und zwar erstlich, weil du dich freventlich aufgeworfen hast zum alleinigen Herrn, so ist vonnöthen, daß du von

Stund an demüthig seyest von Herzen, und dich als den geringsten unter den Menschen achtest. So dann, weil du dem Gewaltigen geholfen, Gewaltthat zu üben, so geziemt es sich, daß du von Stund an mildthätig seyest gegen Jedermann, und deßhalb weder Ehre noch Lohn verlangest. Endlich da du der Arglist beigestanden, um die Kirche zu zerstören und das Reich Gottes; wohlan! so sey denn fortan gottesfürchtig, und fördere auch andere Menschen zu seinem Dienste. Darum, so geh denn hin, und baue dir am Strom eine Hütte; und, wenn Pilger von dannen kommen, um zur Capelle zu wallen, so mach dich auf, in Gottes Namen, und trage sie durch die Fluthen. Allda harre des Herrn, bis er kommet, in Gebet und in Arbeit.

Offerus that, wie ihm der fromme Bischof befohlen. Er trug die Pilger, welche zu und von der Capelle wallten, durch den Strom, und, um sich gegen die Fluth zu stemmen, und den Grund zu erforschen, bediente er sich eines verdorrten Fichtenstammes; und er harrte des Herrn, bis daß er käme, in Arbeit und Gebet. So verging ein Jahr. Da besuchte ihn der fromme Bischof, um zu sehen, ob er seinem Herrn treu anhänge, und beharrlich sey in dessen Dienst. Offerus aber klagte: wie daß er vergebens sich sehne, das Antlitz seines Herrn zu

schauen, dem er diene. Der fromme Bischof ermahnte ihn zur Langmuth, und sagte ihm das Wort: „Selig, die da glauben, und nicht sehen.“— Nach einem Jahre besuchte er ihn wieder, um zu sehen, wie er seines Berufes pflege zum Besten der Menschen. Offerus aber klagte: wie daß er sich vergebens so viel bemühe, und keines Lohnes gewärtig seyn könne von seinem Herrn, dem er diene. Der fromme Bischof sprach ihm Muth ein, und er sagte ihm das Wort: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Und nach einem Jahre besuchte er ihn wieder, um zu sehen, ob er nicht in Unmuth erliege, sondern in Geduld ausharre. Offerus aber klagte: Ach, schon drei lange Jahre habe ich gebetet und gearbeitet, und noch ist mir kein Wort des Trostes zugekommen von meinem Herrn, dem ich diene. Da sprach ihm der fromme Bischof Trost zu, und er sagte ihm das Wort: „Selig sind, die da trauern, denn sie werden getröstet werden.“ Diese drei Worte bewahrte Offerus in seinem Herzen, und von Stund an klagte er nicht mehr, sondern harrte geduldig und getreulich in Arbeit und Gebet der Zukunft des Herrn.

Mitten in einer Nacht däuchte es ihm, als höre er von jenseits dem Ufer rufen: „Offere!

wach auf! hol über!“ Es klang aber, wie die Stimme eines Kindes. Und er wollte schier daran zweifeln, ob Jemand seines Dienstes bedürfe; aber da gedachte er des Wortes, welches der Bischof gesprochen, und voll des Glaubens stand er auf, und schritt durch den Strom, um den Pilger zu holen. Es war aber ein Knäblein, das ihn bat, er möchte es hinüber tragen. Er wollte schier dem kleinen Pilger, der so zur Unzeit gekommen, den Dienst versagen; da gedachte er jedoch des Wortes, welches der Bischof gesprochen; und voll der Liebe setzte er das Kindlein auf seine Schulter und trat den Rückweg an. Aber das Kindlein wurde immer schwerer; es lastete zuletzt auf ihm, wie eine Welt; und der Strom wurde immer tobender, daß er keinen sichern Tritt mehr machen konnte; und die Nacht wurde immer dunkler; und ach, die Leuchte von jenseits war erloschen, und er sah kein Ziel mehr vor sich, und nirgends eine Hülfe. Da wollte er schier verzagen; aber er gedachte des Wortes, das der fromme Bischof zu ihm gesprochen; und voll der Hoffnung schritt er vorwärts, gebeugt unter der Last, trotz der Gewalt der Fluthen und den Schrecken der Nacht. Und er erreichte endlich müde das Ufer, und setzte das Kindlein ab. Sieh! da erhob sich vor ihm eine wundergroße und

wunderliebliche Lichtgestalt; ihr Antlitz leuchtete wie die Sonne, und ein Sternenkranz umfloß ihr Haupt, und in der Rechten trug sie eine Kugel mit einem Kreuze. Und der Herr sagte: „Selig, daß du geglaubt, geliebt und gehofft hast, reines Herzens, denn du wirst Gott schauen. Siehe, Offere, du hast Christum, den Herrn der Welt, getragen. Darum sollst du fortan Christophorus heißen.“ Und der Herr taufte ihn zur Stunde. Darauf sagte er: „Weil du denn als so ein treuer Diener befunden worden bist, so soll dir auch der Lohn nicht entstehen, der da versprochen ist denen, die ausharren. Und zum Zeichen, daß ich mein Wort halte, der Getreue: siehe! da stecke ich diesen verdorrten Stamm in die Erde, und wenn er grünet und blüht, so ist die Stunde da, wo ich dich aufnehme in mein Reich.“ Und so geschah es denn auch. Denn so wie der erste Strahl in Osten erschien, so beleuchtete er den Wunderstamm, der grünte und blühte. Und Christophorus, voll freudigen Dankes, betete: „Nun entlässest du deinen Diener im Frieden.“ Und alsobald trugen die Engel seine Seele in den Himmel.

2.

Sanct Augustin und das Knäblein.

Der heilige Augustinus, der fromme Bischof und erleuchtete Kirchenvater, erging sich eines Tages am Ufer des Meeres, sinnend und nachdenkend, wie er das große Geheimniß von dem dreieinigen Gott ergründen möge. Da, wie er einige Zeit lang in diesen Gedanken vertieft dahin wandelte, bemerkte er am Gestade ein Knäblein sitzen, das emsig aus dem Meer in ein Grüblein Wasser schöpfte. Der heilige Mann schritt sofort auf das Knäblein zu, und fragte dasselbe: was sein Beginnen sey, und warum er also emsiglich Wasser schöpfte? Der Knabe erwiederte: Ich will das Meer ausschöpfen in dieses Grüblein. Darob lächelte Augustinus, und sagte: Wie magst du also thun und erhoffen, das ganze weite und tiefe Meer auszuschöpfen in dieses winzige Grüblein? Hierauf versetzte der Knabe: Und wie magst du so thöricht seyn und verhoffen, du werdest das große und tiefe Geheimniß des dreieinigen Gottes ergründen mit deinem winzigen Verstande? Der heilige Kirchenvater ward betroffen von dieser Antwort; und als er, wieder erwachend aus seinem Erstaunen, das Knäblein nicht mehr sah, welches verschwunden:

so merkte er wohl, es habe ihn Gott durch einen Engel warnen und belehren lassen, daß der Mensch nicht versuchen solle, den Schleier zu lüpfen vor dem Allerheiligsten, das selbst den Engeln verdeckt bleibt zur Anbetung.

3.

Von der Versuchung im Glauben.

Wenn diejenigen selig genannt werden, welche nicht sehen und doch glauben, so sind gar wohl diejenigen heilig zu nennen, welche zweifeln und doch nicht im Zweifel verzagen.. Hievon höre ein Exempel.. Es kam eines Tags ein großer Schriftgelehrter zu einem frommen Bischof, dem er beichten wollte; er konnte aber vor Weinen kein Wort vorbringen. Der Bischof sprach ihm Muth ein, und sagte: kein Mensch könne so viel sündigen, daß Gott nicht, der Barmherzige, ihm verzeihen wollte. Der Schriftgelehrte sprach: „So sag' ich denn, daß ich nicht anders kann, als weinen; denn ich halte mich für einen Irrgläubigen, weil ich's nicht über mich erhalten kann, zu glauben, daß Gott Mensch geworden; auch weiß ich wohl, daß dieses von den Versuchungen

des bösen Feindes herrührt.“ Da erwiederte der fromme Bischof: „Meister, sagt mir doch, wenn Euch der Böse eine solche Versuchung zusendet, ob sie Euch gefällt?“ „Herr, antwortete der Schriftgelehrte, sie ist mir so lästig, als sie nur seyn kann.“ „So frag' ich Euch denn weiter, fügte der Bischof hinzu, ob Ihr weder Gold noch Silber nehmen möchtet, um etwa über Euren Mund gehen zu lassen, das da wäre gegen die Gottheit Christi oder gegen die anderen göttlichen Eigenschaften?“ „Ja, Herr, versicherte der Schriftgelehrte, Ihr müßt wissen, daß nichts auf der Welt ist, das ich dafür nehmen möchte; lieber wollt' ich, man risse mir alle Glieder vom Leibe, als daß ich so etwas über den Mund kommen ließe.“ „Nun, setzte der Bischof hinzu, will ich Euch etwas Anderes sagen. Höret! Wenn Euch der König in dem Kriege, den er führt, eine Veste anvertrauen würde, welche am nächsten an der feindlichen Gränze läge, mir aber würde er eine andere anvertrauen, die mitten im Lande und in weiter Ferne von dem Schauplatze des Krieges läge: wem von uns beiden würde der König nach dem Ende des Krieges am meisten zu danken haben, Euch, wenn Ihr ihm die bedrohte Gränzveste vertheidigt hättet, oder mir, der ich ihm ein

ungefährdetes Schloß erhalten hätte?" „Bei Gott! antwortete der Schriftgelehrte, mir, der ich ihm die Gränzveste vertheidigt haben würde." „Meister, versetzte hierauf der Bischof, ich sag' Euch, mein Herz gleicht dem ungefährdeten, sichern Schlosse, das mitten im Lande liegt; mich beunruhigt keine Versuchung und kein Zweifel wegen der Gottheit Christi. Ich versichere Euch also: gefällt es Gott einmal in Ansehung meiner, wenn ich an Christum fest und in Ruhe glaube, so wird es ihm von Euch dreimal wohlgefallen, weil Ihr ihm Euer Herz in der Fehde der Anfechtung unversehrt erhaltet, und ihm so zugethan seyd, daß Ihr um keines irdischen Gutes, noch um irgend eines körperlichen Leidens willen, Ihn verläugnen möget. Ich sag' Euch daher; seyd ganz ruhig; denn in diesem Stücke gefällt Euer Zustand dem Herrn besser, als der meinige." So ging der Schriftgelehrte getröstet von hinnen, und er erfuhr nachher, daß die Versuchung zum Unglauben ihm gedient habe zur Bewährung im Glauben.

4.

Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt: woher es komme, daß er, trotz allen Drangsalen des Lebens, doch solchen Gleichmuth in sich bewahren könne. Der antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in Acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: erstens hebe ich sie gen Himmel, und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sey. Zweitens senk' ich sie zur Erde, und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab drin zu finden. Drittens endlich schau ich um mich, und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht, als mir. Auf diese Art getröste ich mich alles Leides, und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott.“

5.

Die Tugenden.

Die Tugenden lebten lange Zeit in Ehre und Frieden als Nonnen in einem Kloster, dessen Oberin die Frömmigkeit selbst war. Die Freigebigkeit diente als Pförtnerin, die Mäßigkeit als Küchenmeisterin; die Klugheit besorgte Feld und Garten, und die Sparsamkeit berechnete das Einkommen; die Sanftmuth leitete die jüngern Schwestern, und die Demuth war die Dienerin Aller. So versah denn jede der Tugenden ein besonderes Amt, und über Alles wachte und sorgte, ermahnend und befehlend, die Oberin, welche, wie gesagt, die Frömmigkeit selbst war.

Die Oberin starb. Da beschlossen die Tugenden, das Kloster zu verlassen, und in die Welt zu gehen, wo sie nach ihrer Meinung mehr Gutes wirken könnten. Und sie traten sogleich mit einander die Reise an.

Wie sie in das nächste Dorf kamen, begegnete ihnen ein armes Weib, mit einem Kind auf dem Arm, das bettelte sie an. Die Freigebigkeit, welche den Säckel hatte, wollte der Armen

sogleich eine große Summe geben. Darüber wurde sie aber von der Sparsamkeit ausgescholten, welche meinte, daß für Bettler ein kleines Almosen genug wäre. Worauf die Klugheit bemerkte: blindlings geben, ob viel oder wenig, sey überhaupt nicht rathsam; man müsse vorerst die Würdigkeit und die Nothdurft des Armen erforschen. Also erhielt, auf den Rath der Klugheit, die arme Frau nichts.

Die Tugenden kamen drauf in ein anderes Dorf. Da sahen sie, wie ein Vater sein Söhnlein züchtigte mit Schlägen. Alsogleich trat die Sanftmuth zu ihm, und bat ihn, abzustehen von seinem Zorneifer. Die Strenge aber lobte den Mann, sagend, es sey an der Jugend kein Streich verloren, außer der daneben geht. Die Klugheit jedoch meinte: zu viel sey einmal zu viel, und man müsse Maaß halten in allen Dingen. Also schlug der Mann drauf los, so stark und so lang es ihm gut dünkte.

Da sie weiter zogen und in einen Hohlweg kamen, sprengte eben ein Reiter daher, der sein Pferd mit der Peitsche antrieb. Und wie er so um sich hieb, traf er links und rechts mit der Peitsche die Gerechtigkeit und die Demuth. Jene rief sogleich: man solle den Reiter anhalten

und zur Strafe ziehen. Die Demuth aber sagte: er hab' es wohl nicht mit Absicht gethan, und man müsse es ihm verzeihen. Und die Klugheit sprach: Was sollen wir da Händel anfangen? Seyen wir froh, daß wir Tugenden noch frank und frei die Straße ziehen können!

Zufälle dieser Art erfuhren sie immer mehr, je weiter sie zogen, und jedes Mal ergab sich Streit unter ihnen, wie die Sache anzusehen und zu behandeln sey. Da gab eines Tages die Klugheit den Rath, es wäre am besten, daß sie sich von einander trennten, und daß jede den Weg einschlüge und die Weise befolgte, die ihr am meisten zusagten. Der Rath gefiel; sie beschlossen jedoch, daß sie nach Jahr und Tag wieder zusammen kommen wollten an einem bestimmten Orte, um sich ihre Schicksale zu erzählen, und weitere Maaßregeln zu nehmen zur Beglückung der Menschheit. Und so ist es auch geschehen. Nach Jahr und Tag kamen sie wieder zusammen an dem bezeichneten Orte, und jede erzählte nun den Freundinnen, wo sie bisher gewesen, was sie gethan, und wie es ihr ergangen.

Die Freigebigkeit nahm zuerst das Wort, und sprach: „Ich begab mich auf ein Rittergut, welches als das reichste im Lande galt. Die Edelfrau, eine Wittwe, faßte sogleich volle Zuneigung zu

mir, und folgte in Allem meinem Rath. Es wurden von nun an täglich zwei Tafeln gedeckt, die eine für fahrende Ritter und Schüler, die andere für arme Leute aus der Nähe und Ferne. Die erstern wurden überdieß bei ihrem Abschiede reichlich beehrt, und unter die letztern Geld ausgetheilt. Den Bauern, ihren Unterthanen, erließ die Edelfrau auf meine Eingebung die Steuern und Abgaben, und den Kirchen und Klöstern vermachte sie die liegenden Gründe. Da war nun freilich eine große Freude im Schlosse und im Lande. Aber bald kehrte sich leider Alles in Leid. Denn die Pfaffen fingen nun an, ein ärgerliches Wohlleben zu führen; die Bauern kümmerten sich nicht mehr um den Pflug, erlustigten sich aber desto mehr im Krug und trieben allerlei Unfug; endlich in der Burg selbst mehrte sich von Tag zu Tag das Gesindel, und da man den Leuten nicht genug mehr geben konnte, so plünderten sie aus Rache das Schloß aus, und zündeten es an. Die Edelfrau hatte zu ihrem Glücke vordem ein Hospital gestiftet, in welches sie sich nunmehr begab, um da ihr armes Leben zu enden. Ich verließ sie, den Trost ihr gebend, daß sie ihren Lohn haben möge an dem guten Bewußtseyn.“ —

Nachdem die Freigebigkeit also erzählt

hatte, so nahm die Gerechtigkeit das Wort, und sprach: „Ich nahm mein Quartier in der Gerichtsstube eines jungen, angehenden Richters, dem ich unsichtbar zur Seite stand, und ohne Unterlaß anlag, daß er strenges Recht üben solle nach den alten Rechten. Sein Vorgänger, ein alter Herr, fragte nicht sowohl nach den geschriebenen Rechten, als vielmehr nach den Gewohnheiten, Ueberlieferungen und den obwaltenden Umständen. Zur Ehre muß man ihm zwar nachsagen, daß er dessen ungeachtet Ordnung zu erhalten wußte, und die Zufriedenheit, ja sogar die Liebe seiner Gerichtshörigen zu gewinnen das Glück hatte. Aber das Recht, das alte, das geschriebene, litt eben Schaden durch sein Regiment, und es sollte, es mußte nun anders werden. Auf mein inständiges Anrathen durchmusterte der junge Richter vorerst alle jene alten, bestaubten Bücher und Briefe, worin die Satzungen und Verträge von Alters her verzeichnet waren. Dann begann er sein streng rechtliches Regiment, und richtete und schaltete und waltete genau nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne alle andern Rücksichten. Ich war vollkommen mit ihm zufrieden. Aber desto unzufriedener wurden seine Gerichtshörigen. Sie klagten laut über Härte und Unbarmherzigkeit, und als der Gerichtsherr nicht

nur ihren Klagen kein Gehör gab, sondern die Kläger sogar zu Strafen verdammte, da machten sie einen Aufstand, erstürmten das Gerichtshaus, verbrannten alle alten Bücher und Briefe, und hängten den Richter selbst an den neuen Galgen, den er errichtet hatte. Ich zog traurig hinweg, und ohne Hoffnung, daß diesem Geschlechte noch geholfen werden könne, durch Gerechtigkeit." —

Darauf erzählten die andern Tugenden ihre Schicksale, und sie wußten meistens nur Unerfreuliches zu melden. Die Arbeitsamkeit sagte: Sie habe sich bei einem armen Bauern verdingt, und habe Tag und Nacht geschafft; aber je mehr sie gearbeitet, desto mehr habe der Bauer gefaulenzt und gelumpt. Die Sparsamkeit sagte: Sie habe Wohnung genommen in der Hütte einer armen Wittwe, und habe das, was sie beide durch Spinnen und Weben erübrigt, wohl zu Rathe gehalten; aber plötzlich sey alles Geld verschwunden; denn die Wittwe habe sich ein schönes, kostbares Kleid machen lassen, um an der Kirchweih, gleich den übrigen Weibern, zu prangen, Die Sanftmuth sagte: Sie habe mit der Demuth das Land durchzogen, weil sie nirgends Herberg und Arbeit gefunden; denn die Leute hätten sie für Blödsinnige angesehen, die zu nichts zu brauchen wären.

Zuletzt wurde auch die **Klugheit** aufgefordert, zu erzählen, was sie gethan und was ihr begegnet; denn sie hatte bis dahin geschwiegen, wie sie denn überhaupt nicht viel Worte machte. Sie sprach: „Meine Geschichte ist kurz. Da ich die Menschen, ihr eitles und stolzes Sinnen und Treiben kenne, so vermied ich eben ihre Gesellschaft, und ging in die Wüste. Da lebte ich während der Zeit bei einem Einsiedler, und ich fand neben Gottesfurcht, die seine Hütte bewohnte und sein Herz besaß, immer noch ein Plätzchen, wo ich ruhen und wirken konnte. Zu thun für mich gab's da nur selten etwas und nur wenig; ich zeigte ihm die besten Plätze, wo es gute Beeren und heilsame Wurzeln gab; ich warnte ihn, wenn er etwa den Krug unsicher hinstellte zum Quell, daß er nicht umfiele und zerbräche; ich erinnerte und mahnte ihn, die Hütte zu decken oder zu verschließen, wenn die rauhe Jahreszeit herein brach oder ein Unwetter, Regen und Wind drohte. So lebte ich denn bei ihm so ruhig und zufrieden, daß es mir große Ueberwindung kostete, die Einsiedelei zu verlassen, um, dem gegebenen Versprechen gemäß, mit euch wieder zusammen zu kommen." —

„Aber, sagte die **Klugheit** nach einer Pause, was wollen wir nun insgesammt anfangen,

und was weiter thun?" Die Tugenden schwiegen; denn sie wußten keinen Rath. Da sprach die Klugheit weiter: „Mir scheint es am rathsamsten zu seyn, wenn wir uns wieder unter eine höhere Zucht stellen, wie dieß ehedem der Fall war. Denn wir haben nun sattsam erfahren, daß wir weder insgesammt noch insbesondere Gutes verrichten mögen, so lange wir nach eigenem Willen und Vermögen handeln wollen. Nun habe ich, indem ich des Weges gezogen, von einer frommen und gottesfürchtigen Matrone gehört, die in der Hauptstadt lebt, und sich gar zu gern der Waisen, Armen und Kranken annimmt. Zu diesem gottgefälligen Werke bedarf sie aber unser Aller sehr wohl, und wir selbst können keine bessere Gelegenheit haben, auf daß jede nach ihrer Weise schaffe und wirke zum Besten der Menschen. Und darum ist mein Rath, daß wir uns in ihren Dienst begeben, und ihr zu Willen seyen in allen gerechten und billigen Dingen!" —

Die Tugenden waren damit einverstanden, und sie zogen sogleich in die Hauptstadt, wo sie noch sind. Da thun sie bis auf den heutigen Tag unendlich viel Gutes. Wer sie aber finden will, der suchet vergebens; denn sie leben und wirken da, unter der Obhut jener Matrone, in noch größerer

Einsamkeit, als im Kloster selbst, und ihre Werke kennet nur Gott, und die er bestellt hat, die Geschichten aufzuzeichnen für das Gericht, seine Engel.

6.
Die Laster.

In einem alten Buche steht geschrieben: der Teufel habe sich einsmals vorgenommen zu freien und Kinder zu zeugen, damit er dieselben in der Welt ausstatten, und sich mit den Menschen zu ihrem Verderben um so mehr befreunden könnte. Da sey ihm vorgekommen eine Frau, die habe geheißen Gottlosigkeit. Mit derselben habe er sich vergattet und sieben Töchter gezeuget, die er zu Hause auferzogen, und endlich in die Welt ausgetheilet, und mit den Menschenkindern verehelichet habe. Die erste und älteste Tochter habe geheißen Jungfer Hoffart, dieselbe habe er denen von Adel und hohen Standespersonen verheirathet. Die andere habe geheißen Jungfer Habsucht, die habe er den Kaufleuten, Hantierern und Partierern in den Städten verehelicht. Die dritte habe geheißen Jungfer Falschheit, die habe er den Bauern und dem gemeinen Volke vermählet. Die vierte habe geheißen Jungfer

Mißgunst, die habe er den Handwerksleuten ausgesteuert. Die fünfte habe geheißen Jungfer Heuchelei, die habe er den Geistlichen zugegattet, welche in Schafskleidern aufgezogen kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Die sechste habe geheißen Jungfer Eitelkeit, die habe er dem weiblichen Geschlecht vertrauet. Die siebente und jüngste Tochter habe geheißen Jungfer Unzucht; diese habe er, als das jüngste und liebste Kind, nicht verheirathen wollen, sondern bei sich zu Hause behalten, und Jedermann in allen Ständen mit ihr zu buhlen vergünstiget.

7.
Arm Elend.

Adam und Eva hatten nebst vielen andern Kindern auch eines, welches von gar häßlicher Gestalt war, und das sie deßhalb von sich stießen, und Elend nannten. Arm Elend wäre wohl in der Wüste verkümmert, wenn sich der liebe Gott nicht seiner erbarmet hätte. Der aber kam in seiner Milde zu Elend, und sagte: es solle sich drei Wünsche thun, die er ihm gewähren wolle. Da wünschte sich Elend erstlich einen wilden Birnbaum, von dessen Früchten es sich zur Noth näh-

ren könne; zweitens wünschte sich Elend, daß jeder, der auf den Birnbaum steige, gegen seinen Willen nicht mehr herab kommen könne; drittens wünschte sich Elend nach dem Tode das himmlische Leben. Das Alles gewährte ihm der liebe Gott. So lebte denn Elend lange Zeit auf kümmerliche Weise. Zuletzt wurde es krank, und litt große Schmerzen. Da wollte sich der liebe Gott seiner wiederum erbarmen, und er sendete den Tod, daß er arm Elend auf immerdar erlösete von seinen Nöthen. Als aber Elend den Tod vor Augen sah, erschrack es, und sagte zum Tod: er solle ihm nur noch einige Birnen vom Baum herab holen, daß es nochmals davon essen möge, eh' es sterben müßte. Das that der Tod; er stieg auf den Baum, hieb mit seiner Sense einen ganzen Ast ab, und warf ihn dem hungernden Elend zu. Als Elend davon genossen, ward es wieder gesund. Nun wollte der Tod vom Baum herab; Elend aber, das neue Lust zum Leben bekommen, ließ es nicht zu, sondern sagte: es werde ihn nur dann von seinem Bann befreien, wenn er verspräche, nicht mehr wieder zu kommen. Das versprach denn der Tod. Also lebt arm Elend noch heutzutage unter uns, und wird auf Erden fort leben bis zum jüngsten Tag.

8.

Trost im Leiden.

Ein Mann, der in großem Reichthum, in Wohlleben und Müßiggang gelebt hatte, verlor all sein Gut, und wurde darob ganz mißmuthig. Um sich zu zerstreuen und zu erholen, verließ er die Stadt, und ging so auf das Land. Er kam zuerst in ein Dorf; da sah er einen Bauer, der in seiner Scheune mit einer Schaufel das Getreide umwendete. Den fragte er, warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Getreide nicht Schaden leide, und in Fäulniß übergehe. Darauf kam er auf das Feld, und sah einen Bauer, der pflügte. Den fragte er auch: warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Erdreich locker werde und Regen und Sonnenschein aufnehmen könne. Er ging weiter, und kam in einen Weingarten; da sah er einen Bauer, der die Reben beschnitt. Er fragte ihn gleichfalls, warum er das thue? Der Bauer antwortete: er beschneide die Reben, damit sie viele und gute Früchte tragen. — Da ging der Mißmuthige in sich, und sagte: warum ängstet sich meine Seele so hart? Ich bin der Weizen, der geworfelt werden muß, damit er nicht faule. Ich

bin das Erdreich, das aufgerissen wird, damit es Segen empfangen könne vom Himmel. Ich bin die Rebe, die beschnitten werden muß, damit sie gute Frucht trage für die Ewigkeit. — Demüthig trug er fortan sein Ungemach, als eine Züchtigung des Himmels.

9.

Die Weisheit auf der Gasse.

Es lebte zur Zeit, da man noch die Weisheit auf der Gasse lehrte, in einer Stadt ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit im Handel und Wandel eben so geachtet, als wegen der Weisheit in seinen Reden und Räthen bewundert wurde. Seine Worte zeichneten sich al᾿e dadurch aus, daß sie die Wahrheit gleichsam in einer Nuß enthielten, und es mußte die Schale erst gebrochen werden, ehe denn der Kern gewonnen werden konnte. — Als zum Beispiel: Eines Tages fragte ihn Jemand: was rathsamer und für das Seelenheil ersprießlicher sey, die Welt zu verlassen, oder in der Welt zu bleiben. Dem antwortete er: Es ist keines an sich selbst rathsam, wohl aber beides zugleich. Auf die weitere Frage, wie er dieß meine, sagte er: Ich meine,

daß wir in der Welt leben sollten, als lebten wir nicht in der Welt. Willst du wissen, wie? Wenn wir in die Ereignisse der Welt tüchtig eingreifen, ohne die Gesinnungen der Weltmenschen anzunehmen. — Ein anderes Mal ward er befragt: was vorzuziehen sey, um Geld und Gut sorglich zu werben, oder sich nicht darum zu bekümmern. Dem antwortete er: Eins ist so schlimm, wie das Andere; löblich und recht ist es aber, eins ums Andere zu thun. Auf die Frage, wie dieß zu machen sey, sagte er: Spare in der Zeit, so hast du in der Noth, und versag' dir selbst den Ueberfluß, damit du dem Bedürfniß Anderer abhelfen mögest. — Zu einer andern Zeit stellte man die Frage an ihn, was zu thun sey, um im Guten zuzunehmen und vom Bösen abzulassen. Da war seine Antwort: Nichts und Alles. Und auf die weitere Frage, wie das zu verstehen sey, sagte er: der Mensch muß Alles thun; er muß reuten und pflanzen und begießen; — er thut aber damit doch nichts, denn Gott allein gibt das Gedeihen. — Auf diese Art pflegte er Jedem über jedes zu antworten, worüber man ihn befragte; und es war zwar nur kleine, aber gute Münze, die er zum Almosen gab auf der Gasse.

10.

Triumph der Religion.

Im Jahre 1812, als die Franzosen und ihre Verbündeten sich aus Rußland zurückgezogen bei der grimmigsten Kälte und in höchstem Elende, unter immerwährenden Kämpfen, da lag ein deutscher Officier, der den Feldzug mitgemacht hatte, in einem Gasthofe zu Warschau am Fenster, und betrachtete von da aus die Menschen, die unter ihm sich hin und her bewegten, treibend und drängend, wie Ameisen; und, obgleich wohlbehalten und gerettet, fühlte er doch Mißmuth über sein ganzes Inneres ausgebreitet, und es lastete auf seiner Seele schwer und schwarz, wie eine ausgebrannte Welt. Denn er hatte ja den unendlichen Jammer selbst mit angesehen, und das Verderben, das eine halbe Million Menschen zu Grunde gerichtet. Doch nicht die Schlachten, die geschlagen worden, nicht die Seuchen, nicht Hunger, Elend und Tod waren es, die sein Herz so tief verwundet, sondern die gräßlichen Gestalten entarteter Menschen, die ohne Theilnahme für das fremde Leiden den Mitbruder hindarben, verschmachten sahen, und nur auf eigene Rettung bedacht, gleich geschreckten Thieren, fort

und fort flohen vor dem sie verfolgenden Feinde. So war denn selbst aller Glaube an die Menschlichkeit der Menschen aus seinem Herzen gewichen, und er sah in ihrem Thun und Treiben nichts als ein Haschen nach schnödem Vortheil, ein Wagen um eitlen Ruhm, nichts als Selbstsucht, Gemeinheit und Grausamkeit — und er fand in seinem Innern den Gott seiner Jugend selbst nicht mehr in dem Schöpfer dieses Menschengezüchtes; und so stand er trostlos, in kalter Verzweiflung, ohne Achtung für Andere, ohne Hoffnung für sich selbst, in das bunte, eitle Gewühl hinabschauend.

Da sah er von ungefähr einen kleinen, gemeinen Wagen vorbeifahren, von einer Menge aus dem Pöbel begleitet. Es lag auf Stroh, und mit einer Blahe bedeckt, ein Mensch droben; zu seinen Füßen saß eine Person, die er, wegen ihrer seltsamen Kleidung und in dieser Umgebung nicht zu deuten wußte. Eben trat der Bediente ein. „Was gibt's da unten?“ fragte der Officier, mehr aus Neugierde als aus Theilnahme. Der Bediente antwortete: „da haben sie draußen, eine Stunde von hier, in einem Straßengraben einen halb erfrornen Juden gefunden; und nun führt ihn eine graue Schwester in ihr Kloster, um ihn dort zu heilen, wenn's möglich. Das ist Alles!“

Eine innere Unruhe trieb den Officier fort auf die Straße hinab; er folgte unwillkürlich der Menge; er trat näher zum Wagen, er schaute hinauf zur grauen Schwester, die unverrückten Blickes auf den erstarrten Juden, wie auf ihren Pflegesohn sah; er trat mit in das Kloster, in die Säle der Kranken und Sterbenden.

Und nun betrachtete er die emsige Pflege der frommen Schwestern, wie sie die Kranken, ohne Unterschied des Standes und der Religion, mit gleicher Liebe besorgten; und er bedachte bei sich das große Opfer, das diese Mädchen gebracht, Familie, Vermögen, Freiheit, alle Freuden des Lebens, um den verlassensten, ärmsten unter den Menschen, ihren Brüdern in Christo, zu Hülfe zu seyn, Tag und Nacht, ihr ganzes Leben lang; und daß sie für alles das gar keines irdischen Ersatzes gewärtig seyn konnten, ja für die treueste Sorgfalt die Bitterkeit mißlungener That erfuhren und oft die noch größere des mißkennenden Undankes.

Er war geheilt. Das Bild dieser uneigennützigen Aufopferung, dieser gänzlichen Selbstverläugnung, dieses heiligen Berufs in stiller Einsamkeit zum Besten der leidenden Menschheit, und allein um Gotteswillen: dieses zarte, fromme Bild verwischte mit einem Male das furchtbare Gemälde

jener Tausende von erstarrenden Herzen, ohne warme Theilnahme und thätige Hülfe, auf den öden, weiten Eisfeldern des Todes. Er glaubte wieder an den Menschen — an seine Würde, sein Mitgefühl, an sein Vermögen, Großes, Edles, Heiliges zu wollen — und an einen Gott, der ihm diesen höheren Trieb eingepflanzt und jede seiner guten Thaten belohnen wird.

In diesen frommen und frohen Betrachtungen versenkt kam er zurück in seinen Gasthof. Er sah nochmal im Geiste den erstarrten Juden vorbeifahren, und die christliche Schwester zu seinen Füßen sitzen, unverwandten Blickes auf ihn sehend, wie auf ihren Pflegesohn, den ihr Gott gesandt; und eine Thräne wehmuthsvoller Freude trat in sein Auge, und er rief aus: Das ist der Triumph der Religion!

11.

Der Antichrist.

(Volkssage.)

Es geht eine Sage im Volke, daß gegen das Ende der Zeiten der Widerchrist erstehen werde, um das Reich Gottes auf Erden, die Kirche Christi, zu

zerstören. Es lautet aber die Prophezeyung also: Von einer Schlange mit einer Hure erzeugt, wird er zu Babylon geboren. Bei dessen Geburt fällt Feuer vom Himmel, zum Zeichen, daß der große Widersacher in die Zeit und die Welt gekommen. In seinem dreißigsten Jahre wird er sich aufmachen, die Juden aus allen Ländern um sich sammeln, und dann mit großer Macht nach Jerusalem ziehen. Hier erbaut er aufs neue die Stadt und den Tempel, in welchem er, prangend in königlichem Schmucke, auf einem Throne sich anbeten läßt. Von da zieht er aus mit großer Macht; Wunder und Zeichen gehen ihm voran, und Gräuel und Schrecken begleiten seinen Zug. Die ihm folgen, tragen als Bundeszeichen ein auf die Stirn geprägtes N, das heißt: NEGO (Christum). *) Diese also Bezeichneten streiten Alle gegen jeden, der ihren Herrn und König nicht anerkennt. Insbesondere wird seine Gewalt und Arglist gegen die Christen gerichtet seyn. Um die Schwachen zu verlocken und die Starken zu brechen, wird er glänzende Anerbietungen machen, und grausame Martern verhängen. Das Häuflein der Christen aber wird, bei dem allgemeinen Abfall, in manchem

---

*) Ich läugne Christum.

Lande so klein werden, daß es mit einer Wanne zugedeckt werden könnte. Drei Jahre dauert seine Herrschaft auf Erden; am Ende derselben will er auf feurigem Wagen vor Aller Augen gen Himmel fahren. Da öffnen sich aber die Himmel, und St. Michael erscheint mit dem flammenden Schwerte, und schlägt den Widerchrist; und die Erde bebet und birstet, und verschlingt ihn und seinen ganzen Anhang. Nachdem dieß geschehen, beginnt das Reich Christi, das tausendjährige, in welchem die Kirche Gottes auf Erden, frei von allen Feinden, Anfechtungen und Verfolgungen, ihren zeitlichen Sabbath feiern wird. Denn Satan liegt nun gebunden in den Abgründen der Hölle. Nach Ablauf dieser Frist von einem Jahrtausend wird aber der Herr selbst erscheinen in seiner Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; und seines Reiches wird kein Ende seyn.

Diese Prophezeyung ist wahr, und ihre Erfüllung bleibt nicht aus. Wann dieß aber geschehen werde, oder ob vielleicht schon jetzt die Zeit bevorstehe, das weiß kein Mensch; nur Gott weiß es. Du aber, der du mit Angst in die Zukunft und mit Furcht auf die Gegenwart blickest, sey vielmehr auf der Hut, daß der Widerchrist nicht in dir selbst, in deinem verderbten Herzen, von dem Hochmuth

erzeugt und von der Sinnenlust geboren werde. Wahrlich! all der Gräuel, den jene Sage verkündet, wird da in Erfüllung gehen. Der Geist, der verneinet, wird allmählich alle bösen Gedanken und Neigungen versammeln, um wider die guten zu streiten. Und der Glaube wird zuletzt so sehr in Abnahme kommen, daß er wie ein verdecktes Fünklein im verborgenen Herzwinkel schier verkümmern wird. Gebe Gott! daß am Ende der Tage nicht die strafende Gerechtigkeit als verzehrendes Feuer dich verderben, sondern die siegende Gnade, welche Wunder wirkt auch in dem Sünder, als reinigende Flamme dich läutern möge zur Verherrlichung Gottes und seines Reiches.

12.

Das Gericht.

Ein frommer Einsiedler, der großen Eifer hatte für sein und seiner Nebenmenschen Heil und Seligkeit, hatte einsmals ein seltsames Gesicht. Es däuchte ihm, als flöge über seinem Haupte eine Schaar Teufel hin, wie krächzende Raben. Da fragte er den letzten, und beschwor ihn im Namen Gottes, ihm zu antworten: Wohin und wozu des

Weges sie zögen? Der Teufel sprach: Wir fliegen zur Unterwelt, um die Hölle größer zu machen; denn sie ist zu klein geworden für die lasterhafte Welt. Ob dieser Nachricht entrüstete sich der fromme Mann, und er sprach: Das leugst du, höllischer Geist! denn es gibt der frommen Menschen ungleich mehr, als der bösen, seit das Christenthum in die Welt gekommen. Der Teufel erwiederte hohnlachend: Dem ist nicht also, denn je größer die Gnade, desto schwerer die Sünde, und je mehrere berufen sind, desto wenigere sind auserwählt. Darüber ward der Einsiedler voll zornigen Eifers, und er berief den Teufel vor eines Engels Gericht; was sich der Widersacher gefallen ließ. — Und der Engel erschien, eine Wage in der Hand haltend, und es kamen Menschen herbei aus allen Ständen, jedes Alters und Geschlechtes, daß sie als Zeugen vernommen werden. Der Einsiedler rief alsogleich Geistliche als Zeugen auf, daß sie zeugten über der Geistlichen Wandel; und es verlautete nur Lob und Preis über ihre Andacht und Eingezogenheit und ihren Eifer im Dienste Gottes. Alsdann forderte er die Weltlichen auf, daß sie Zeugniß gäben für ihres Gleichen, und sie wußten nur Rühmliches zu melden von ihrer Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, und ihrer Mühe und Sorge für Weib und Kind.

Und also verhörte denn der Einsiedler fort und fort die Männer und die Weiber, die Jünglinge und die Jungfrauen, die Leute jedes Alters, Standes und Gewerbes, nach Gebühr; und man vernahm allorts nur Ehrung und Lobpreisung. Der Engel, als angerufener Richter, legte jegliche gute That und Handlung, von der er vernommen, auf die rechte Schale, und sie sank immer tiefer und tiefer, und es lag zuletzt auf ihr so schwer, als eine ganze Welt. — Nun trat aber Satan als Widersacher vor, und er berief auch seine Zeugen, zuerst die Geistlichen, daß sie über die Weltlichen zeugten, dann die Weltlichen, daß sie von den Geistlichen redeten; und da kamen denn Berichte vor, die ganz im Widerspruche waren mit denen, die vorher geschehen. Also erging's auch mit den übrigen, indem die Männer gegen die Weiber, und hinwiederum die Weiber gegen die Männer zeugten, und es war des Tadels und des Vorwurfes, der Verleumdungen und aller Gehässigkeiten kein Maaß und Ziel. Und der Engel, vermöge seines Amtes, legte jegliche Sünde und lasterhafte Handlung, von der er gehört, auf die linke Schale, und siehe da! sie sank immer tiefer und tiefer, so daß zuletzt die rechte, als läge nur Spreu auf ihr, ganz in die Höhe ging. — Da wollte schon der Teufel trium-

phiren, und der Einsiedler vor Gram vergehen über der Welt allgemeines Verderben; aber der Engel sprach: „Es ist da keiner, der richten kann nach rechtem Gericht, weder im Himmel noch auf Erden noch in der Hölle, außer Er allein, der da heißt der Richter der Welt.“ Und der Engel verschwand. Die Wage jedoch war noch sichtbar, als hinge sie frei in den Lüften, und alle Schuld auf der einen Schale, und alles Verdienst auf der andern, sie waren gelöscht und getilgt; und die beiden Schalen hielten sich in gleicher Schwebe, wie von Gottes Gnade und von Gottes Gerechtigkeit getragen. Da frohlockte der Einsiedler, und er sprach: „Gelobt sey der Herr, der uns nicht vergilt nach unsern Sünden, noch uns bestrafet nach unsern Missethaten.“ — Das Gesicht war verschwunden. Aber von der Zeit an wachte der Einsiedler noch mehr über sein Gemüth, daß es nicht beschlichen würde von Stolz wegen seiner Verdienste, noch von Zaghaftigkeit wegen seiner Sünden und Schulden; und er wirkte fortan sein Heil in aller Einfalt des Herzens, und im Vertrauen auf den, dessen Gnade währet ewiglich.

13.

Abbas der Weise.

Ein König hielt bei sich an seinem Hofe einen weisen Mann, Namens Abbas, auf daß er täglich sich seines Rathschlags bedienen, auch sonst Nützliches von ihm erlernen möchte. Eines Tages fragte er ihn: womit diese Welt und des Menschen Leben zu vergleichen wäre? Der Weise bat sich Zeit aus, um darüber nachzudenken; anfangs einen Tag, dann drei, endlich sieben. Und als er wieder vor den König trat, sagte er: nächst der Frage, was Gott sey, gebe es keine schwerere zu beantworten; je mehr er darüber nachdenke, desto weniger erfahre er's. Er bat daher den König um Urlaub, daß er andere Weise aufsuchen, und sie darüber befragen könne.

Abbas kam zuerst in eine ferne, große Stadt, wo, wie er gehört, sich ein anderer weiser Mann aufhielt. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einem prächtigen Palaste, und war eines Königs Haus- und Tisch-Freund, und lebte selbst, wie ein Fürst — da legte er ihm seine Frage vor. Der sagte: die Welt ist zu vergleichen einem großen, prächtigen Saale, wo allzeit offene Tafel gehalten wird. Da mag sich denn jeder, wer will, hin-

setzen, und es leuchten ihm die Himmelsgestirne, und es musiciren ihm die Vögel, und es duften ihm wohlriechende Blumen; und der Tisch ist gedeckt mit den mannichfaltigsten Speisen jeder Art, und der Wein erfreuet sein Herz, und Alles lädt ihn ein zum Sinnengenuß; und Gäste sitzen allweg daran, zu angenehmer Unterhaltung, und Mägdlein führen lustige Reihen auf; und — wenn man nun dieß eine gute Weile getrieben, und endlich des Spieles und des Genusses satt geworden, nun, so steht man auf, und legt sich nieder zur Ruhe.

Als Abbas das gehört, schied er traurig von dannen; denn er dachte bei sich: es sey dieß kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt, in der es doch so viel des Jammers und des Elends gebe, ohn' End'. Und er ging fort, und begab sich in eine ferne Wüste, wo, wie er gehört, ein Einsiedler, ein frommer, weiser Mann wohnte. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einer Höhle, und war mit einem härenen Kleid angethan, und Wurzeln waren seine Speise, und Wasser sein Getränk — da brachte er seine Bitte vor. Der Einsiedler sagte: das menschliche Leben ist zu vergleichen einem Engpasse, durch welchen ein Mensch geht. Auf der einen Seite ragen schroffe, unfruchtbare Felsen empor, von denen sich von Zeit

zu Zeit Blöcke losreißen; auf der andern öffnet sich ein tiefer Abgrund, in welchem ein Gießbach von Klippe zu Klippe stürzt; und zwischen inne zieht sich ein schmaler, schlüpferiger Pfad hin, und die Sonne brennt heftig auf die Scheitel des Wanderers, und von den spitzen Steinen werden seine Füße wund, und er kann seinen Hunger nicht stillen mit den Früchten, die hoch oben an den steilen Felsen hangen, und seinen Durst nicht löschen mit dem Wasser, das tief unten im Abgrunde rauscht. Und wie er hinter sich blickt, da gewahrt er eine Schlange, die ihn verfolgt und seinen Fersen den Tod droht, und wie er vorwärts schaut, da sieht er einen Löwen mit offenem Rachen, der ihn verschlingen will. Und nirgends erscheint eine Rettung und Hülfe, sondern überall nur Verzweiflung und Tod.

Als das Abbas gehört, ging er abermal traurig von dannen; denn er wußte wohl, daß auch dieß kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt sey, in der es ja doch so viel Freudigkeit, und Gutthaten die Fülle gebe. Und er ging weiter, und suchte Land auf Land ab nach einem andern Weisen, von dem er die rechte Antwort erhalten möchte. Eines Tages begegnete ihm ein Mann, der sich zu ihm gesellte. Da er aus seinen Reden viel Klu=

ges vernahm, — er trug aber ein zerlumptes Kleid und ging barfuß, doch war er eines heitern, aufgeräumten Sinnes, und sein Bettelranzen war vollgestopft von Speisen und andern köstlichen Dingen, — da fragte er ihn, auf gut Glück: ob er ihm wohl nicht sagen könne, womit die Welt am besten zu vergleichen wäre. Der Bettler sagte: Höre folgende Geschichte an: Ein stummer Mann bat einen Blinden, wenn er einmal einen Harfenisten sähe, so möchte er ihm doch denselben weisen, damit jener seinen trübsinnigen Sohn mit Musik aufmuntern möchte. Der Blinde sagte: ich habe unlängst einen solchen stattlichen Musikanten gesehen, ich werde gleich meinen krummen Buben, der nicht gehen kann, nach ihm schicken, daß er ihn herhole. Der Bub fand den Harfenisten auch, der aber ohne Hände war; jedoch ließ er sich überreden, daß er den Melancholischen lustig mache durch stille Musik. Da schaute nun der Blinde mit Verwunderung zu, der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme tanzte herum mit dem größten Vergnügen. Wie das nun im Hause bald lautmährig geworden, so kam auch ein Narr dazu, dem diese Posse so wohl gefiel, daß er in lauten Jubel ausbrach. Währenddem ging eben die Weisheit bei dem Hause vorbei, und guckte zum Fenster hin-

ein, und, wie sie das Spektakel sah, sagte sie mit ernsthaften Worten: Seht da den wahren Entwurf der kindischen, närrischen und abgeschmackten Welt.

Abbas hörte das mit noch traurigerm Sinne; er wußte ja selbst wohl, daß, wenn auch viel Thorheit und Lüge mitunter laufe im Leben, doch tiefer Ernst drinn sey und heilige Wahrheit. Und er verließ den Bettler, und richtete seinen Weg nun heimwärts, Gott bittend, daß er ihm doch noch offenbaren möchte des Lebens Geheimniß.

Als er nun vor den König trat, freudigen Muthes, da berichtete er ihm, was er von den andern Weisen erfahren; und der König fühlte mit ihm, daß das Alles nicht das Rechte sey. Und nun, fragte der König, was hältst du davon? Abbas antwortete: Herr, laß dir vor Allem erzählen, wie es mir selbst ergangen auf der Reise. Ich habe sie angetreten, wie du weißt, auf dein Geheiß, und deine Gnade ernährte und begleitete mich. Was ich während der Zeit Gutes oder Uebles erfahren, davon schweige ich; weder das Eine, noch das Andere ist in Vergleich zu stellen mit dem Wohlgefallen, womit du deinen Diener belohnest. Darum gedachte ich nur, deinem Willen nachzukommen, daß ich die Wahrheit suche unter den Menschen, und dann heimkehre zu dir, um dir Rechenschaft zu geben von

meiner Bemühung. Urtheile nun selbst, ob ich deiner Gnade würdig sey oder nicht.

Der König schwieg, und reichte ihm die Rechte zum Zeichen seiner Gnade.

Abbas fuhr fort, gerührt, und sagte: Also dachte ich bei mir selbst, als ich deinen Palast von ferne erblickte, und mein Herz traurig ward, daß ich zu dir kommen sollte ohne einiges Verdienst. Und sieh! da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich sah nun, daß des Menschen Leben selbst nur so eine Reise sey, eine Wanderung durch die Welt, zu thun den Willen des Herrn aller Herren.

Da umarmte ihn der König, und er steckte ihm einen kostbaren Ring an den Finger, und er sagte: Du sollst fortan mir seyn, wie ein Vater.

14.

Das Mährlein von der Wahrheit.

Es reitet der Herr zum Thor hinaus —
Juhe! nun geht's in Saus und Braus;
Die Diener han ein'n guten Tag
Bei Nichtsthun und bei Weingelag:
Se, se, das ist die Wahrheit!

Der Herr, als er zurück nun kümmt,
Vom Narren all das Ding vernimmt;

Darob erbost er sich gar sehr,
Und schilt sie und bedräut sie schwer:
Se, se, das ist die Wahrheit!

„Wie weiß der Herr denn?“ fragen sie.
„Der Narr verräth uns!“ sagen sie.
Sie greifen und sie binden ihn,
Und bläuen ihn und schinden ihn:
„Se, se, das ist die Wahrheit!“

Und wieder reitet der Ritter aus,
Und kommt vor Abend nicht nach Haus.
„Nun, Hänslein mein, wie steht die Sach'?“
„„Mumm! mumm!““ „'raus mit der Spra ,
Und sage mir die Wahrheit!“

So wie der Narr das Wort vernimmt,
Ein großer Schreck ihn überkümmt;
Er machet sich der Kleider los,
Und zeiget ihm den Rücken bloß!
„Se, se, das ist die Wahrheit!“

15.

Von der Menschen Urtheilen.

Ein Jüngling, der einige Zeit in böser Gesellschaft dem sinnlichen Wohlleben nachgehangen, faßte endlich, von Gottes Gnade getrieben, den Entschluß, seine Lebensweise zu ändern; und er suchte nun die Gesellschaft derer auf, die in der Gemeinde als fromme und weise Männer bekannt waren.

Bald ward er auch ein ganz anderer Mensch; er bezeigte nicht nur in seinem äußern Leben Ordnung und Sittsamkeit, sondern gewann auch in seinem Innern von Tag zu Tag mehr Frömmigkeit und Zufriedenheit. — Die plötzliche Bekehrung des jungen Mannes machte indessen Aufsehen, und man flüsterte leise oder redete auch laut von seinen Handlungen und Absichten. Es konnte nicht fehlen, daß ihm die verschiedenen Aeußerungen zu Ohr kamen. Ueber den Spott und das Gelächter derer, mit denen er gebrochen, konnte er sich leicht hinwegsetzen; denn er betrachtete und bedauerte sie als Blinde, die nicht wüßten, was Frömmigkeit sey und welchen Werth sie in sich trage für Zeit und Ewigkeit. Aber auffallend und tief kränkend war ihm die Kunde, daß selbst unter jenen Männern, die er verehrte und liebte, einige gegen seine Bekehrung und ihre Aufrichtigkeit Bedenken trugen und Zweifel aussprachen. Diese Urtheile achtbarer Männer verletzten ihn im Tiefsten des Herzens, und er ward schier versucht, an sich selbst und an Andern zu verzweifeln. — Eines Tages klagte er sein Leid einem Manne, dessen Weisheit und Frömmigkeit ihm von Allen gerühmt ward. Dieser vernahm seine Klagen und Beschwerden mit Aufmerksamkeit und Theilnahme. Dann sprach er zu ihm: „Lieber

Sohn! laß dich durch anderer Leute Urtheile nicht trübe und irre machen. Die Menschen können ja höchstens nur über die That und den Schein urtheilen, nicht aber über die Gesinnung und das Wesen, darin die Tugend besteht. Mögen sie daher von dir denken und reden, was sie wollen: du hast zwei unverwerfliche Zeugen, welche genügen: Gott und dein Gewissen.“ Der Jüngling beruhigte sich einigermaßen bei diesen Worten; er konnte aber nicht umhin zu bemerken, wie sehr ihn doch der Tadel derer schmerzen müsse, die er zu achten und zu lieben Ursache habe, so wie ihr Lob ihn aufrichte und erfreue. Der weise Mann erwiederte: „Du hast recht geredet, mein Sohn, und es ist auch nicht meine Meinung, daß du gegen fremde Urtheile gleichgültig seyn sollst. Sie sind wichtige Fingerzeige, um zur Erkenntniß unserer selbst zu kommen, und eindringliche Mahnungen, daß wir vom Bösen ablassen und nach dem Guten streben sollen. Und darum sollen wir sie jedenfalls recht ins Auge fassen und wohl zu Herzen nehmen. Das Lob des Mannes, den wir achten, ist wie ein wohlthätiger Regen, der auf trockenen, dürren Boden fällt; es erquickt die Seele, und weckt den Keim guter Gesinnung, und kräftigt den Wachsthum des Guten. Und der Tadel des Mannes, den wir achten,

ist wie eine glühende Kohle; er brennt und schmerzt zwar, aber er reinigt und erprobt zugleich unsere Tugend; die Schlacken fallen ab, und das Gold kommt um so reiner und lauterer zu Tage. Und so verbleibt es denn bei meinem Spruche: daß der Menschen Urtheile uns nicht trübe und irre machen sollen, wohl aber, daß sie uns als Mittel und Triebfedern dienen mögen zu unserer Läuterung und Vervollkommnung." — Der Zuspruch des weisen Mannes tröstete und beruhigte den Jüngling, und er wirkte von nun an das Werk seines Heiles in Stille und Demuth und in der Zuversicht auf den Herrn.

16.

Glück und Unglück.

Es lebte in einer Stadt ein Mann, der wegen seiner frommen Gesinnung in Wort und That von Jedermann verehrt wurde. Wer ihn auch nur Einmal sah, der mußte Hochachtung für ihn empfinden; denn sogar in seiner Miene und Haltung lag eine Ruhe, ein milder Ernst und eine stille Heiterkeit, die von der Klarheit seines Geistes und von der Friedsamkeit seines Gemüthes volles Zeugniß gab. Es zeigte sich dieser

grundfeste Charakter bei allen, auch verschiedenartigsten Verhältnissen, und nur selten bemerkten die Freunde, die ihm näher standen, einen Zug des Lächelns oder des Trauerns in seiner Miene, und auch dieser verschwand bald wieder wie ein durchbrechender Sonnenblick, wie eine vorüberfliegende Nebelwolke. — Eines Tags gewahrte einer seiner Freunde ein solches Gewölk auf dessen Stirn, und er fragte ihn deßhalb theilnehmend, was ihm begegnet sey. „Ach“ — sagte jener — „es ist mir ein großes Glück widerfahren!“ „Glück?“ — versetzte der Freund — „und du scheinst doch zu trauern?“ „Vernimm“ — war seine Antwort — „was diese Betrübniß in mir erweckt. Sieh, wenn bei uns Menschen das Glück einkehrt, so kommt gleich hinten drein der böse Geist mit seinen Verlockungen zur Selbstliebe, zur Augenlust und zum Hochmuth des Lebens; und welcher Mensch fühlt sich da sogleich stark genug, um dessen Versuchung zu widerstreben und rein zu bleiben von jeder bösen Neigung und allem verderbten Gelüste? Darum, lieber Freund, traure ich.“ — Zu einer andern Zeit bemerkte derselbe Freund, daß sich ein Zug des Lächelns um dessen Lippen gelegt hatte, und er fragte ihn wiederum theilnehmend, was ihm begegnet sey,

daß er also fröhlich aussehe. „Ei“ — sagte jener — „es ist mir ein großes Unglück widerfahren.“ „Ein Unglück?“ — entgegnete jener — „und du scheinst doch vor Freude zu lächeln?“ „Vernimm“ — war die Antwort des weisen Mannes — „was meine Seele in diese frohe Stimmung versetzt. Sieh, wenn bei uns Menschen ein Unglück einkehrt, so steht auch zugleich Gott vor der Thür, der es gesandt hat; und er klopft an, und gemahnt uns an die Treue, die wir ihm gelobt, und an die Gnade, die er uns verheißen hat, und da gehen wir denn in uns, und rufen unsere bessere Kraft auf, und wir erheben uns, und fühlen uns über alles Irdische und Vergängliche frei und selig in Ihm. Darum, lieber Freund, hast du mich lächeln gesehen. — Aber freilich“ — fuhr er in sanftem Ton und mit ruhiger Miene fort — „es hat der Mensch je keine Ursache weder zu jenem Trauern noch zu diesem Lächeln; denn es ist ja immer Gottes Gnade, die in ihm kämpft und in ihm siegt. Drum sey und werde Ihm in allen Dingen, Ihm allein, die Ehre und die Danksagung!“

17.

Von Zank und Streit.

Zank und Streit kommen erstlich daher, daß der eine nur die Fehler des andern sieht, und nicht die eigenen; und zweitens daher, daß der eine nur die eigenen Gebrechen fühlt, und nicht auch die des andern. Denn das Bedürfniß gibt dir kein Recht, wenn mir das Vermögen fehlt. Davon lesen wir ein Exempel, wie folgt: Es begegneten sich zwei in einem engen Hausgang. Der eine rief: Platz! und der andere rief gleichfalls: Platz! Weil aber auf den Ruf keiner wich, so trafen sie an einander und thaten sich weh. Da entstand denn unter beiden ein lautes Geschimpf und Gehader, und ein Dritter, der zufälligerweise herbei kam, stand still und sah zu. „Du hättest mir ausweichen sollen,“ sagte der eine; „und du hättest *mir* ausweichen sollen,“ sagte der andere. „Ich werde dich verklagen,“ drohte jener, und „ich werde *dich* verklagen,“ drohte dieser. „Und *der* soll mein Zeuge seyn,“ sprach der letztere, indem er auf den zeigte, welcher dabei stand und zusah. — Auf den Lärm kam der Spittelmeister herbei — denn die Ge-

schichte, müßt ihr wissen, hat sich in einem Spital zugetragen, wo lauter Gebrechliche lebten von Gottes und guter Menschen Gnade (wie in der Welt überhaupt) — und die Parteien brachten ihre Klage vor und riefen auch den Zeugen auf, daß er Zeugniß gebe der Wahrheit. Der aber schwieg und sagte kein Wörtlein; was die beiden andern ihm sehr verhielten. Nachdem der Spittelmeister Alles vernommen, sprach er zu den beiden: „Wie mögt ihr euch erzürnen ob der Unbild, die ihr euch angethan, ohne euer Wissen und Willen? Der eine von euch ist blind und der andere ist lahm, und der dritte, den ihr zum Zeugen aufgerufen, ist taubstumm.“ — Also war der Handel abgethan. Aber nicht ganz; denn es kam noch etwas Besseres. Der Lahme ergriff die Hand des Blinden und sagte: „Bruder, ist's dir lieb und recht, so leih' ich dir fortan mein Auge und du leihst mir deinen Arm; so ist uns beiden geholfen.“ Der willigte gern ein; und der Taubstumme sah vergnügt zu, wie die beiden so freundlich sich begegneten, und er half auch bei. — Gebe Gott, daß es in der Welt überall auch so geschähe!

18.

Ulysses und seine Gefährten.

(Ein Ostermährlein.)

Man lieset in alten Büchern eine schöne Fabel von einem Helden, Ulysses geheißen, welcher, nach mancherlei Ungemach und Gefahr zu Land und zur See, auch auf eine Insel gekommen, wo eine Zauberin gehauset, Namens Circe. Diese hatte die böse Gewohnheit und ihre Freude daran, alle diejenigen, welche von ungefähr auf ihr Gebiet gekommen, in unvernünftige Thiere zu verwandeln. Also ist es denn auch den Gefährten des Ulysses ergangen; nur er selbst, als ein schlauer Mann, entging der Verwandlung; ja er wußte sogar des Weibes Gunst und Freundschaft dermaßen zu gewinnen, daß sie ihm ganz nach Wunsch und Willen that, so lange er bei ihr weilte.

Eines Tages, als die beiden mit einander lustwandelten auf den grünen Wiesen, in den frischen Wäldern, an den luftigen Seekanten und andern lustigen Orten, da, unter mancherlei Gesprächen, bat der schlaue Ulysses die Zauberin: sie möchte ihm, ehe er von ihr schiede, eine besondere Gnade erzeigen; diese sey: daß sie ihm gestatten möchte, die

unvernünftigen Thiere, die seine Gesellen und Gefährten gewesen, zur Red' und Antwort stellen zu dürfen, ob sie wieder Menschen werden und mit ihm in ihre Heimath ziehen wollten. Das versprach die Zauberin, und vergönnte, daß ein jegliches Thier, welches zuvor Mensch gewesen, auf so lange wiederum seine Sprache und Vernunft erlangen sollte, bis sie auf des Ulysses Frage Antwort und Zustimmung gegeben.

Dieser Zusage eingedenk und auf Circe's Wort vertrauend, macht Ulysses, am Vorabend seiner Abreise, die Runde auf der Zauberinsel und kommt zuerst ans Meergestade. Da sieht er eine Auster an der Klippe hangen; die fragt er: Bist du wohl meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wiederum Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Auster. Einst bin ich ein Fischer gewesen, ein armseliges Wesen! — Da hab' ich oft das Netz ausgehangen und doch nichts als den kahlen Hunger eingefangen; jetzt fällt mir meine Speise vom Himmel herab, meine Schale ist mein Kleid und mein festes Haus mein Grab, darin mich weder Kälte noch Nässe plagen, wie in den vorigen leidigen Tagen. Geh' und laß mich Auster bleiben für und für, ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt in den Wald; da

kriecht eine Schlange daher, die er fragt: Bist du nicht meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Schlange. Einst bin ich ein Arzt gewesen — ein sorgliches Wesen! — Da hab' ich Kräuter gesucht, doch keines gefunden, daran man möchte von Krankheit und Tod gesunden; jetzt treff' ich immer das heilende Kraut, und krieg' alljährlich ein neues Leben mit einer neuen Haut. Geh' und laß mich Schlange bleiben für und für; ich tausche nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt aufs Feld; da sieht er einen Maulwurf, den er fragt: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht der Maulwurf. Einst bin ich ein Ackersmann gewesen — ein mühseliges Wesen! — Da, was ich gesäet in meinem Schweiß, das haben Andere geerntet zu ihrer Speis'; jetzt, wenn ich grabe, find' ich allezeit den gedeckten Tisch bereit. Geh' und laß mich Maulwurf bleiben für und für; ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht und kommt in das Schloß zurück. Da kräht ihm vom Zaun ein Hahn entgegen; den fragt er: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht der Hahn. Einst bin ich Wächter

auf dem Schiffsmast gewesen — ein einsames, trauriges Wesen! — da mußt' ich oben sitzen ohne Bewegen, bei Hunger und Frost, bei Wind und Regen; jetzt sitz' ich bequem und gemach mit meinem Frauenvolk unter Dach und Fach. Geh' und laß mich Hahn bleiben für und für; ich tausche nicht mit dir.

Ulysses geht, und kommt über den Vorhof; da sieht er ein Schwein im Koth sich wälzen; das fragt er: Bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! antwortet das Schwein. Einst bin ich dein Mundkoch gewesen — ein unlustiges Wesen! — Zwar hat's mir nie gemangelt an Speis' und Trank, doch hatt' ich auch genug zu leiden von Rauch und Stank; jetzt riecht und schmeckt mir Alles und Jegliches wohl, und ist's auch nicht gut, so werd ich doch voll. Geh' und laß mich Schwein bleiben für und für; ich ziehe nicht mit dir.

Ulysses geht ins Haus, und kommt, fast betrübt, in seine Kammer. Da sieht er ein Mäuslein springen und nach dem Loche laufen. He! ruft er, bist du meiner ehemaligen Gefährten einer, und willst du wieder Mensch werden? — Ja, nein! spricht die Maus. Einst bin ich ein Kundschafter gewesen — ein gefährliches Wesen! — Da, wenn

ich im Land umher gezogen, drohten sie mir mit Pfeil und Bogen, so daß es mich oft Wunder genommen, wenn ich mit dem Leben davon gekommen. Jetzt bin ich, ohne Sorgen, in meinem Loch geborgen, und komm' ich einmal des Gelüstes wegen hervor, so finde ich bei Gefahren überall Thür' und Thor. Drum geh' und laß mich Maus bleiben für und für; ich tausche nicht mit dir.

Also mußte der weise Ulysses, wie die Fabel erzählt, unverrichteter Dinge von der Insel abziehen, und allein, ohne seine Gefährten, in die Heimath zurückkehren.

Geliebteste! ihr wundert euch vielleicht über die Blindheit und Verstocktheit dieser thiergewordenen Menschen? Ich aber sage euch: Wenn heutiges Tages die Weisheit selbst auf Erden erschiene und Umfrage hielte, und zu diesem und jenem spräche: Bist du nicht meiner Geschaffenen einer und willst du nicht wieder Mensch werden? Ja, nein! wäre die Antwort. Da ich noch Mensch gewesen, hatt' ich ein jämmerliches Wesen! es war kein Tag ohne Plag; es gab keinen Genuß ohne Verdruß; ich mußte viel leiden und meiden, und gegen Welt und Teufel streiten. Jetzt führ' ich ein freies, friedliches Leben und habe Freud' in Hüll und Füll' daneben; ich mag schlemmen und demmen, lieben und hassen,

geizen und prassen, nach Herzensgelüst', ohne Gewissensbiß, und kümmere mich in dieser Zeit nicht um alle Ewigkeit. Drum geh' und laß mich bleiben, was ich bin; die Weisheit ist nicht nach meinem Sinn.

19.

Volkssagen aus Niederbayern.

1. Das Glöcklein.

Unfern Reischach, im Gericht Oetting, steht eine einsame Capelle, der Mutter Gottes geweiht. Von deren Thurm ertönet oft das Glöcklein, man möchte meinen, als würde es von Geisterhand gezogen; denn es ist keine Stunde bei Tag und bei Nacht, wo man es nicht von Zeit zu Zeit läuten hört. Die Geschichte von dieser Capelle, und dem Glöcklein wird aber so erzählt: Vor vielen, vielen Jahren, als die Gegend umher weit und breit noch Wald und Wildniß war, wurde ein Pilger, der des Weges nach Oetting zum Gnadenbilde wanderte, von Räubern überfallen, die ihn des Seinen beraubten und bis zum Tode mißhandelten. In der Angst seines Herzens gelobte er, an der Stelle ein Kirchlein zu erbauen, wenn er, durch

Gottes und seiner Mutter Gnade, mit dem Leben davon käme. Die Räuber ließen ihn für todt liegen; er aber genas auf eine wunderbare Weise wieder. Demnach erfüllte er sein Gelübde; er erbaute die Capelle und versah sie mit einem Glöcklein. Auf die Votivtafel aber, die er in der Capelle aufhängen ließ, stellte er die Bitte, es möge jeder Pilger, der des Weges ziehe, zu Ehren Mariä das Glöcklein läuten und für seine arme Seele beten. Das geschieht denn noch, bis auf den heutigen Tag.

2. Das Brünnlein.

Unfern Roding, im Regenthale, liegt ein Berg, auf dem eine Kirche steht, zum Brünnlein genannt. Schon in uralten Zeiten floß dort eine frische, klare Quelle, deren Wasser sich fernab in einem Becken sammelte. Der Rasen umher war so üppig und der Born so erquicklich, daß der Hirt gern seine Heerde dahin trieb, wo sie sattsame Nahrung fand und Kühlung unter Buchen und Tannen. Eines Abends, als die Dämmerung ihn zur Rückkehr mahnte, wollte er noch vorerst seinen Durst stillen am Brunnen. Da, wie er an den Rand des Beckens tritt, sieht er auf dem Wasser ein schönes Marienbild schwimmen. Mit freudiger Begierde will er es haschen; aber je länger er darnach greift, desto tiefer sinkt das Bild,

bis es zuletzt seinen Augen ganz entschwindet. Als er nach Hause gekommen, erzählte er die wundersame Erscheinung dem Pfarrer. Dieser zog des andern Tages, von vielen Gläubigen begleitet, zur Stelle, und siehe da! das Marienbild erschien wieder, wie es der Hirte berichtet, auf der Oberfläche des Wassers. Der Priester hob es ohne Mühe heraus, und trug es in die Kirche des Ortes. Von der Zeit an geschahen große Wunder an der Quelle. Viele, die an den Augen litten, oder lahme Glieder hatten, oder sonst von Kräften gekommen waren, erlangten wieder ihre Gesundheit. Es ward daher zu Ehren Mariä ein Gotteshaus zur Stelle erbaut, und das Bildniß dahin übertragen. Noch heutiges Tages fließt die Quelle inmitten der Kirche, und es finden immer noch viele Kranke Linderung und Genesung am Gnadenorte „zum Brünnlein.“

20.

Die Nachbarn.

Es sind freilich wunderliche Redensarten, welche die zwei Nachbarn, der Schmied und der Wagner, im Brauch haben; und die Leute, welche eben nicht wissen, was die Männer vorher mit

einander gesprochen, können wohl keinen Sinn darin finden, wenn zuletzt der Eine spöttisch ausruft: Als ob! und der Andere drauf lachend versetzt: Ja wohl! Aber die Nachbarn wissen gar gut, was sie damit meinen; und sie führen die Redensarten nur, wie den letzten Hammerschlag, als Punktum zum Abschluß.

Als zum Beispiel: Nachbar Schmied erzählt und spricht: Hast du schon unsern neuen Schulzen angegangen auf der Rathsstube? Hör', der gibt's theuer und trägt sich hoch, wie einer, den man aus der Fremde verschrieben. Und er ist doch, mein Seel'! nur so ein Bürgersmann aus unsrer Mitte, der, sollte man meinen, für seine Person sich immer noch herablassen könnte, ohne eben seinem Amt etwas zu vergeben. Er aber gebärdet und benimmt sich, wie ein gestrenger Herr, der Gnaden austheilen möchte, wo er doch nur Recht sprechen sollte, wie's Rechtens ist. Glaubt er vielleicht, daß er sich damit einen besondern Respect verschaffen könne, so eine Reputation, wie man's nennt? — — „Als ob! —“ unterbricht hier Nachbar Wagner. „Ja wohl!“ versetzt drauf Nachbar Schmied.

Ein anderes Mal erzählt Meister Wagner, und fragt den Nachbar: Hast du schon von dem Braut-

handel gehört, den der Nachbar Bäcker abgeschlossen? Du kennst ja die Rosine, seine Tochter; sie ist ein sauberes Mädel, dabei häuslich, sittsam und fromm. Die hat er nun, wie ich gehört, dem Müllerssohn, dem Crispinus, zur Ehe versprochen. Nun wissen wir aber alle, daß der Bursche nichts taugt, und daß er, statt sich um das Mahlwerk anzunehmen, seine Zeit und sein Geld all verthut im Wirthshaus. Der Nachbar Bäcker aber rechnet und denkt vielleicht: Crispinus ist der einzige Sohn und Erbe seines Vaters, des reichen Müllers; es könne nicht fehlen, meint er etwa, und es sey gar ein großes Glück für die Rosine — — „Als ob!" „Ja wohl!"

Wieder ein anderes Mal erzählt der Eine dem Andern: „Weißt du schon, daß der Mayer vor einiger Zeit eine große Erbschaft gemacht hat? Dieß Glück wäre ihm nun gar wohl zu gönnen; denn er hat Schulden an allen Enden und Orten, und in seinem Haushalt steht's auch nicht just, und es hapert überall. Nun denk' aber: statt seine Gläubiger zu bezahlen, zu Stall und zu Feld alles besser zu bestellen, und neues Schiff und Geschirr anzuschaffen: was thut er? Er läßt sich und seinem Weib, die eine Zierpuppe ist, städtische Kleider machen, seine Stube und die Kammern mit Tape-

ten verzieren, und mit schönen, theuern Möbeln ausstatten. Als ihn neulich der Amtmann hierüber zur Rede stellte, sagte er: „In dem, wie der Mensch wohnet, sich kleidet und trägt, besteht seine Ehre.“ — — „Als ob!“ „Ja wohl!“

So erzählen sich denn die Nachbarn diese und ähnliche Stücklein, etwa auf der Bank, vor ihren Häusern. Dann, wenn sie dergleichen eins ab- und aufgeladen, gehen sie wieder zur Arbeit lustigen Sinnes. Oft aber, noch unter der Thür ihrer Werkstätten, sehen sich die Schälke wieder nach einander um, laut lachend, und der Eine ruft: „Als ob!“ und der Andere: „Ja wohl!“

21.

Die Freunde in der Noth.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte.

In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus dem er sich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher

pflumpfte auch ein Deutscher hinein, und blieb auch darin stecken. Der Franzose schrie: Kiwi! und der Deutsche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen konnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines andern, beide, und sie gaben sich in gebrochenem Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu erkennen, es sey besser, einer helfe dem andern, als daß sie sich beide masakrirten. Also schrie bald der Eine, bald der Andere um Hülfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf, und sie machten sich sogleich daran, den Cameraden zu retten. Als der Deutsche ans Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: Es steckt noch einer drunten, ein guter Camerad. Der wurde also auch herauf gezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose sey, wollten sie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern er sagte: Wir haben einander versprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzosen, bekommen hätten. Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respectirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Camerad von den Cameraden gehalten.

22.

Von Recht und Freiheit.

Um Recht und Freiheit ist es etwas, und du magst dich drum mannlich wehren, und, falls es noth thut, auch todt schlagen lassen. Aber zu bedenken ist dabei, daß der Nachbar, sey's ein niederer oder höherer oder gleicher, auch sein Recht und seine Freiheit habe, und daß du Fremdes respectiren müssest, wie Eigenes, zufolge dem Gebote: Liebe den Nächsten, wie dich selbst. — Davon könnte ich dir Exempel genug vorhalten aus der Weltgeschichte. Es thut's aber auch aus einer Stadt- und Hausgeschichte. — Ein Herr von Adel wohnte in einem Hause zur Miethe im ersten Stock. Der war ein sonderlicher Liebhaber der Jagd; und wenn er des Tags zu Feld und Wald sich herum gethan mit seinen Hunden, so hielt er des Abends noch ein Nachspiel der Jagd in seinen Zimmern, die Hunde hetzend auf einen ausgestopften Hasen, um sie abzurichten. Das war denn ein Mordlärm. Nun wohnte über ihm, im zweiten Stocke, ein gelehrter Herr, der auch jagte, aber nicht nach Wild, sondern nach Wissenschaft, welche Stille und Ruhe haben will. Der ließ seinen Herrn Nachbar höflich bedeu-

ten, er möchte das Höllspectakel einstellen, oder der Teufel soll ihn holen. Worauf der edle Herr erwiederte: Er habe das Recht und die Freiheit, in seiner Wohnung zu thun, was er wolle. Was geschieht? Des andern Tages, als der Junker eben wieder seine Jagd hatte mit Halloh! und Hussah! und die Hunde ihr Möglichstes thaten mit Gebell und Geheul: da überraschte unsern Jagdliebhaber plötzlich ein Regen, unter Dach und Fach. Was ist das? fragte er zuerst sich selbst, dann den Kammerdiener, dann den gelehrten Herrn droben im obern Stock. Der sagte, indem er ihm sein überschwemmtes Zimmer wies: „Herr, Sie jagen, wie ich höre, und ich, wie sie sehen, ich fische. Was nun dem Einen recht ist, das ist doch dem Andern billig?“ — Von der Zeit an stellte jener das Jagen ein, und dieser das Fischen im Hause, und beide wohnten fortan zusammen als freundschaftliche Nachbarn, unbeschadet ihres rechten Rechtes und ihrer wahren Freiheit.

23.
Die Uhren.

Zu Basel, der Stadt, sind vor Zelten alle Uhren um eine Stunde zu früh gegangen, so daß, wenn's z. B. in Liestal eilf Uhr war, die Glocke

in Basel bereits alle zwölfe schlug. Diese sonderliche Gewohnheit war zur Zeit großer Noth aufgekommen, wie die Chronik erzählt. Es hatten nämlich die gemeinen Bürger von Basel einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht Schlag zwölf anberaumt worden. Der Rath, hievon zu noch guter Zeit benachrichtigt, ließ hierauf in der nämlichen Nacht alle Glockenuhren der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und statt zwölf ein Uhr schlagen. Hiedurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich nämlich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verflossenen Stunde Alles still und ruhig geblieben war, so glaubte auch jeder, daß seine Mitverschwornen eines andern Sinnes geworden wären; er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Aufruhr ist nichts geworden. Zum Andenken aber an diese Begebenheit, und zur Mahnung, daß die Obrigkeit immer wachsam sey, ließen die Herren vom Rath die Uhren fortan gehen, wie sie in jener Nacht gestellt worden waren.

Lange Zeit nachher — die Einwohner hatten sich an die sonderbare Einrichtung schon gewöhnt, als müßte es so seyn — da ward von dem Rathe der Beschluß gefaßt, daß, um mit dem Zeitgeist gleichen Schritt zu halten, die Baseler Uhren wieder

in Uebereinstimmung gebracht werden sollten mit denen in der übrigen Welt. Also wurden in einer Nacht alle Uhren um eine Stunde zurückgestellt. Da hätte man aber sehen sollen, welche Unordnung hiedurch in der ganzen Stadt entstanden. Gleich des Morgens kamen die Gesellen und andere Arbeiter um eine Stunde zu spät zum Werk, die Käufer und Verkäufer zu spät zum Markt, die Kinder und andere Leute zu spät in die Kirche und zur Schule. Es gab Zank und Streit überall, in allen Familien. Mittags um eilf Uhr waren freilich Alle zur rechten Zeit bei Tische (der Hunger kennt keine Uhr); aber um so träger gingen sie um zwölf Uhr zur Arbeit, die sie erst um Ein Uhr zu beginnen gewohnt waren. Der Nachmittag lief im Allgemeinen ruhig und ordentlich ab, außer daß einige Basen und Gevatterinnen, die auf drei Uhr (alten Styls) geladen waren, genau um drei Uhr (neuen Styls), also um eine Stunde zu spät kamen, so daß der Kaffee verraucht und die Milch verdorben war, was viel Mißvergnügen machte. Aber Abends ging erst der Spectakel recht los. Es hatten gar viele Landleute, die in der Stadt, und viele Stadtleute, die auf dem Lande waren, die Zeit der Thorsperre verabsäumt, welche früherhin auf sieben Uhr, jetzt auf sechs Uhr festgesetzt war. Da entstand denn großes

Gemurre ob den Strafpfennigen, welche die Pförtner einforderten. Zum vollen Ausbruche kam jedoch das Mißvergnügen um zehn Uhr, zur Stunde, wo in den Wirthshäusern ausgeboten wurde. Die Bürger, ohnehin schon erbost über die Neuerung, wie sie's nannten, und vollends erhitzt durch das genossene Getränk, weigerten sich die Trinkstuben zu verlassen. „Es sey Herkommen, sagten sie, daß erst um eilf Uhr die Wirthshäuser geschlossen und die Gäste ausgewiesen werden sollen. Also steh' es geschrieben. Löblicher Rath habe keine Befugniß, nach Willkür neue Ordnungen zu machen und die Bürgerschaft in ihren alten Rechten zu schmälern. Gehorsam sey man von unten herauf nur so lange schuldig, als von oben herab Gerechtigkeit geschehe.“ Als die Rathsherren das erfuhren, und später die Kunde erhielten, daß Gefahr sey zu förmlichem Aufruhr gemeiner Bürgerschaft, so versammelten sie sich noch zu derselbigen Stunde auf dem Gemeindhause, und nach kurzer Ueberlegung faßten sie den Beschluß, daß es in Ansehung der Uhren beim Alten bleiben solle. Also zur Zeit, wo es hätte zwölf schlagen sollen, schlug es eins; und die Bürger, als sie das hörten, gingen zufrieden nach Hause. Von der Zeit an war wieder Ruhe zu Basel, der Stadt.

Leser, welche sich aus jeglicher Geschichte eine Lehre absehen wollen, können sich hier diese abnehmen: Erstens, der Zweck aller Einrichtung in Haus und Stadt ist Ordnung und Friede. Zweitens, Sitte, Gewohnheit, eigener Wille ist der Gesellschaft, wie den Einzelnen, ihr Himmel. Drittens und letztens: ob ein Volk ein Jahrhundert zu spät oder um ein Jahrhundert zu früh daran sey, das macht nichts, — wenn nur das Volk unter den obwaltenden Umständen das ist, was es seyn kann und soll: durch Ordnung gut und durch Frieden glücklich.

24.

Die Adelsprobe.

Es ist etwas dran, wenn einer von Adel ist; und darum darf er sich wohl rühmen seines alten Stammes und Namens, wie jene vier thaten, der Baron von Riedesel, der Baron von Gebsattel, der von Aufseß und der von Palm. Diese saßen bei einem Gastmahle beisammen, und, als sie des Weines genug genossen, und darob fröhlich geworden, sagte der von Gebsattel zu dem von Riedesel: Ihr habt doch einen wunderlichen Namen; wer waren denn Eure Voreltern? Von

Riedesel sagte: Meine Voreltern und mein Adel sind so alt, als die christliche Zeitrechnung. Als Christus der Herr in Jerusalem glorreich einreiten wollte; gaben ihm meine Voreltern ihren Esel, weil kein Pferd vorhanden war; und um dieses Andenkens willen nennet man uns Riedesel. — Darauf sagte der von Gebsattel: Unser Stamm ist nicht jünger, und unser Verdienst nicht kleiner; denn meine Voreltern schenkten dem Herrn Christus einen Sattel, damit er desto bequemer auf dem Esel reiten könnte. Darum heißen wir Gebsattel, und rühmen uns billiger Weise deßhalb. — Nun nahm der von Aufseß das Wort: Eurer Voreltern Verdienst wäre aber zu nichte geworden, ohne die meinigen; denn, da in derselben Zeit noch keine Steigbügel üblich waren, so hoben die meinigen den Herrn Christum mit den Händen hinauf; weßhalb wir denn von demselben Tage an Aufseß heißen. — Es kam nun die Reihe an den von Palm. Der sagte: Und meine Voreltern haben unter das Volk Palmzweige ausgetheilt, um den Einzug Christi, des Herrn, recht feierlich zu machen; daher unser Name und unser Verdienst mit Recht eben so gepriesen wird, als der eurige. — So sprachen die Vier zusammen, und sie stießen die Gläser an, und tranken Gesundheit auf ihren Adel. Und das haben

sie gut gemacht; denn es ist, wie gesagt, etwas daran am Adel. Wiewohl freilich, wenn ein Adeliger ein Unedler ist, dann — ist nichts daran, an ihm und seinem Adel.

25.

Die Säcke.

Ein armer Bauersmann fuhr eines Tages von der Schranne aus der Stadt nach Haus, und er zählte während des Fahrens die wenigen Gulden, die er aus dem verkauften Getreide gelöst hatte, und er rechnete aus, daß wenn er die schuldigen Steuern abgetragen, und das Nöthigste für das Hauswesen bestritten, ihm nichts übrig bleibe, womit er sich und seinem Weibe und seinen Kindern auch nur einen Tag gütlich thun könnte. Indem er so in traurigen Gedanken saß, und langsam auf der Straße dahin fuhr, rasselten prächtige Kutschen und stampften stattliche Rosse vorbei; und die in den Kutschen saßen und auf den Rossen ritten, eilten nach einem nächst gelegenen Orte hin, wo sie die Abende in Saus und Braus verlebten; und er erkannte in ihnen so manchen Edelmann und Kaufmann und Gastgeber und Kleider- und Schuhmacher,

lauter vornehme Herren. Bei diesem Anblick regte sich in seinem Herzen Mißgunst und Aerger, und er überlegte bei sich, wie sogar ungleich und ungerecht Würden und Bürden, Freuden und Leiden auf Erden vertheilt seyen unter den Menschen. Damit legte er sich unmuthig in den Wagenkorb nieder, und, indem er von der Straße ab einen Seitenweg einschlug, so ließ er die Rößlein langsam fürbaß ziehen, und er selbst schlief ein. Da hatte er folgenden Traum. Es däuchte ihm, als käme er in einen großen, prächtigen Saal, und an den Wänden umher lagen Säcke von verschiedener Größe und Gestalt; und auf den Säcken standen verschiedene Zeichen; auf dem einen eine Krone, auf dem andern ein Wappen, auf dem dritten ein Kelch u. s. w. Indem er so voll Verwunderung umher schaute, däuchte es ihm, als hörte er von Jemanden die Worte: Lang zu! Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und er wollte sogleich den Sack hinweg tragen, der eine goldene, mit Perlen reich verzierte Krone als Zeichen führte. Aber ach! der Sack war so schwer, daß er ihn nicht heben konnte. Er versuchte es nun, den zweiten und den dritten wegzutragen; aber auch sie waren so schwer, daß er nach wenigen Schritten unter ihrer Last niedersank. Und so probirte er es auch mit den folgenden,

die ihm ebenfalls zu schwer waren. „Hm! dachte er sich; Einer wird mir doch gerecht seyn; und hat er auch weniger Kostbares in sich, so ist es doch Etwas, und ich kann immerhin zufrieden seyn.“ Er probirte und probirte weiter; und endlich fand er einen, den er leicht fortzubringen gedachte. Wie er ihn nun aber näher betrachtete, so sah er, daß er einen Pflug als Zeichen führe; und er sagte: „Der ziemt mir, einem Bauersmann, und der Herr hat ihn sicherlich für mich bestimmt.“ Und er hob ihn auf, und ging davon, des obgleich geringen Schatzes froh, den der Sack verbarg. Darob erwachte er. — Und der Wagen mit den Rößlein hielt eben an vor seiner Hütte, und Weib und Kinder kamen herbei, und grüßten ihn. Er aber rieb sich die Augen aus, und überdachte d.. seltsamen Traum, den er gehabt, und was in demselben für eine Bedeutung liege. Die Mutter kam indeß näher herbei und sagte: „Vater, du hast wohl ein Mäßlein zu viel getrunken, daß du so verstört drein siehst?“ Sein Angesicht erheiterte sich aber, und er langte der Mutter den Beutel zu und sagte: „Da, nimm! Schwer ist er zwar eben nicht; aber Gott sey's gedankt! es ist gerade so viel, als wir brauchen; und was will man mehr?“ Drauf stieg er vom Wagen, und er drückte seinem

Weib die Hand, und nahm die beiden kleinen Kinder auf den Arm, und trug sie in die Stube. Drauf, als die Mutter eine Schüssel voll Milch herbeigeholt, zog er den Wecken hervor, den er mitgebracht, und brockte ein, und sie alle aßen. Und er erzählte der Mutter den seltsamen Traum, und sagte, was daraus zu lernen sey; und sie genossen in ihrer armen Hütte eine Freude, wie sie jene Herren in ihren Kutschen und auf ihren Rossen und bei Bier und Wein und Schinken und Pasteten an jenem Abend wohl nicht gehabt haben.

26.

Der Hausgeist.

Es gibt Hausgeister; daran ist nicht zu zweifeln. In Untermaiers Haus, seitdem die Großmutter gestorben, ging's um bei Tag und bei Nacht, und die Leute hatten keinen Frieden vor dem Geist, außer bei Arbeit und Gebet. Morgens früh, noch ehe die Betglocke ertönte, ging der Rummel an im Hause. Bauer und Bäuerin vermeinten oft, als hörten sie einen Hahn krähen von ihrem Betthimmel herab. Lene, die Magd, die gern schlief, wurde oft geweckt durch eine eiskalte Hand, die ihr

über das Gesicht fuhr. Und Kunz, der faule Knecht, verlor die Oberdecke, die ihm das Gespenst wegzog, so daß er nackt da lag und erwachte. Während der Arbeit, wenn eines ruhete und rastete ohne Noth, war der Geist gleich zur Hand, und spielte den Leuten allerlei Schabernack. Die Bäuerin saß und plauderte gern auf der Bank vor dem Hause mit der Nachbarin; dann fielen aber mit einem Mal Steinchen vom Dach und Gemäuer herab, die sie fort und ins Haus trieben. Der Bauer suchte gern die Stube, unter der Zeit, und rauchte dabei sein Pfeiflein aus langer Weile; aber plötzlich löste sich ein Bein am Stuhle, daß er umfiel, oder eine Hummel umschwirrte ihn so lange, und ließ ihm keine Ruhe, bis er aufstand, und wieder zur Arbeit ging. Der Knecht, wenn er auf dem Boden Häcksel schnitt, und aber aus Faulheit ein um das andere Mal zur Dachlucke hinaus schaute, bekam etwas auf die Nase von einem garstigen Vogel, der vorüber flog; und die Magd, wenn sie am Brunnen stand, und ihre Wäsche und ihr Gerede hatte mit andern Mägden, ward plötzlich mit Wasser übergossen, sie wußte nicht, woher. Kurz, wollten die Leute Ruhe haben vor dem Geiste, so mußten sie sich eben Arbeit machen. Dann aber war auch der Segen ersichtlich und handgreiflich, der ihnen

zu Theil ward, sonder Zweifel auch von dem Hausgeist. Knecht und Magd konnten sich's oft nicht erklären, wie ihnen die Arbeit so leicht von der Hand ging. Hatte der Knecht z. B. Holz auf- und abzuladen, so schien's ihm schier, als wenn die Scheiter sich regten und bewegten, und von selbst sich aufhäuften. Und saß die Magd an der Kunkel, so schwirrte die Spindel, und es drehte sich der Faden, daß es eine Lust war, und sie hatte das Lob, daß sie die beste Spinnerin im Dorfe war. Am meisten aber fühlten den Segen des Hausgeistes die Bauersleute selbst. Die Scheune war alljährlich voll; das Vieh gerieth über die Maßen; und in der Truhe lag immer mehr Geld, als sie brauchten. Dabei waren und blieben die Leute gesund, das Essen und Trinken schmeckte ihnen, daß es nicht zu sagen war, und, was das Beste, sie hielten auch Frieden und Einigkeit unter einander. — So vergingen mehrere Jahre im Untermaiers Hause. Nachher aber wurde es anders und zuletzt ganz schlimm. Daran waren die Weiber schuld, die Frau und die Magd. Die Frau, als sie so viel Geld in der Truhe sah, wollte auch schönere Kleider haben, einen reichern Hof, und mehr Ansehen im Dorfe. Die Magd aber hatte ein Auge auf den Knecht, und wünschte ihn zum Manne zu krie-

gen, und mit ihm eine Heimath oben drein. Beide trafen daher ihre Verabredung. Die Männer gingen in die Falle; denn der Speck roch ihnen in die Nase. Die Frau wurde nun Obermaierin, und die Magd Untermaierin. Aber das war eben ihr Unglück. Der Handel mochte dem Hausgeiste nicht gefallen; er war von der Zeit an nicht mehr zu spüren. Da nun Niemand mehr war, der sie mahnte und strafte, so ergaben sie sich dem Müßiggang und dem Wohlleben, und geriethen bald so sehr in Schulden, daß ihre Bauerngüter verganted wurden. — Drum, wer einen Hausgeist hat, der danke Gott dafür; und er möge bedenken, daß man den Geist nicht vertreiben könne, ohne zugleich Gefahr zu laufen, auch das Haus zu verlieren.

27.

Die Hausräthe.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, daß Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an Euch, und an dem, was bei Euch vorgeht. Wir Andern arbeiten doch auch, und geben Acht aufs Unsrige, und halten es zu Rath, so gut es gehen mag, und doch hat-

tet's nicht.“ Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Schuld dran seyn sollte, es wären denn nur meine drei Hausräthe, denen ich wohl das Alles zu verdanken habe.“ „Eure drei Hausräthe? wer sind denn die?“ „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatz.“ „Ihr spottet!“ „Es ist mein baarer Ernst; denn seht! der Haushund bellt, wenn ein Feind herbei schleicht, und da heißt's denn: aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt's denn: aufgestanden! Und die Hauskatz putzet sich, wenn ein werther Gast sich naht, und da heißt's denn: angerichtet!“ „Ich versteh', Nachbar, was Ihr damit sagen wollet! Ihr meinet, daß drei Dinge nothwendig seyen, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Fürsorge gegen alles, was schaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun.“ „Wenn Ihr's so nehmen wollt, so ist's mir Recht; aber meine Hausräthe lob' ich doch drum, daß sie mich jederzeit gemahnen, was zu thun ist; ich könnt's sonst leichtlich vergessen.“

28.

Volkssagen aus Ober-Bayern.

1.

Der Müller von Pfaffendorf ging einstmals in einer Winternacht aus dem Wirthshause zu Brunnen über den Freythof, den nächsten Weg nach seinem Dorfe. Es war aber eine grimmige Kälte, und er hatte einen Pelzrock an. Da wie er vor der unschuldigen Kindlein Grabstätte vorbei kam, rief er neckend ins Häuslein hinein: Kinderl, friert's enk nit? und ging dann seines Weges fort. Er war aber noch nicht hundert Schritte weiter, als er hinter sich etwas rascheln und rauschen hörte; und wie er umschaute, sah er unzählige Lichtlein, die ihm nachschwirrten. In der Angst seines Herzens warf er den Pelzrock von sich, um geschwinder laufen zu können. So kam er ganz ermattet und erfroren in Pfaffendorf an. — Des andern Tages wollte er seinen Pelzrock holen; er traf ihn aber nicht mehr an der Stelle; wohl aber sah er, als er über den Freythof ging, auf jedem Grab ein Flöcklein vom Pelz liegen, so daß er sich das Seinige wohl denken mochte.

2.

Ein Bauernbube aus Pfaffendorf, der

im Wirthshause zu Brunnen bis in die späte Nacht gezecht und getanzt hatte, ging um die Mitternachtsstunde über den Freythof nach Hause. Da sah er, wie auf jedem Grabe ein Laken von einem Hemd an dem Kreuze hing, und er vermuthete gleich, was er oft von den Leuten gehört, daß die Geister aus ihren Gräbern gestiegen, um ein Tänzlein aufzuführen im Mondschein. Nun hatte er aber auch oft vernommen: daß, wenn sich dann ein Lebendiger mit gespreizten Beinen über das Grab stellt, der Geist nicht mehr in sein Grab zurück könne. Das wollte er in seinem trunkenen Uebermuthe versuchen, und er that's. Auf den letzten Schlag zwölf Uhr verschwanden nun alle Laken auf den andern Gräbern, nur auf dem, wo er stand, blieb es hängen. Das war ihm ein Zeichen, daß er den Geist gebannt habe. Aber seine Schadenfreude dauerte nicht lange. Denn es befiel ihn eine große Angst, die immer mehr wuchs, so daß ihm schier die Sinne schwanden. Und er konnte auch nicht vom Grabe weg, so sehr er sich auch anstrengte und oftmals versuchte. Morgens früh, als der Meßner zum Gebetläuten kam, vernahm der ein Aechzen und Stöhnen vom Grabe her; er ging hinzu, und trug den halbtodten Menschen hinweg, der jedoch bald darauf, nachdem er kaum noch ge-

beichtet, des Todes verblichen ist. Der Geist aber wird wohl noch vor dem Gebetläuten ins Grab gekommen seyn; denn es ward weiter kein Laken an dem Kreuz gesehen.

29.

Ein braver Pfarrer.

Im Jahr 1809, als es unter den Tyrolerbauern zu rumoren anfing, ließ ein Landrichter alle Pfarrer seines Districtes zu sich entbieten, um ihnen einzuschärfen, daß sie, vermöge der ihnen obliegenden Pflichten, das Volk zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen und vor jeder Meuterei ernstlich verwarnen sollten. Da nahm ein Pfarrer das Wort und sprach: „Es werde wohl unter seinen Amtsbrüdern keiner seyn, der diese Pflicht nicht als die seinige ansähe und gewissenhaft ausübte; sie, die Seelsorger, könnten aber nur das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen; Nachdruck ihren Worten aber müsse die Obrigkeit durch die That geben, hauptsächlich dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde gegen Jedermann.“ Diese Bemerkung mißfiel dem Landrichter, und als er zuletzt die geistlichen Herren entließ, sagte er zu

jenem Pfarrer: „Auf Sie werde ich ein besonderes Augenmerk haben.“ „Und ich auf Sie, Herr Landrichter,“ versetzte der Pfarrer mit einem sanften, jedoch bedeutsamen Tone. Er hatte auch bald Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen. Denn auf dem Wege, den er nach Hause ging, begegneten ihm in einer Hohlstraße mehrere Männer, die mit Stutzen versehen waren, und die er alsbald als Leute aus seiner Gemeinde erkannte. Er ahnete nichts Gutes, und er fragte sie: „Wohin noch so spät, ihr Männer?“ — „Wir wollen den Landrichter grüßen!“ antwortete einer, indem er auf seinen Stutzen wies. Die Rede und das Betragen der Uebrigen ließen ihn das Schlimmste voraussehen. „Männer,“ sagte er, „ich bitt' euch, kehrt um; ihr seyd auf einem schlimmen Wege begriffen; der führt nicht zum Heil.“ Die Reden wurden lauter, verworrener, erboster. „Männer,“ sprach der Pfarrer wieder, „ich gebiete euch im Namen Gottes, dessen Wort ich zu predigen habe: kehrt um!“ Es ward anfangs stille, aber dann trat einer aus der hintern Reihe hervor und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Ihr predigen wollt, so thut's von der Kanzel herab; hier ist's nicht am Ort.“ Und er wollte ihn bei Seite schieben. Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock

und Weste auf, und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Brust und schreitet dann über meinen Leichnam hinweg, ich weiche nicht." Die Bauern stutzten. „Thut's, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus und nagelt sie an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, vergebens; und hauet mir die Hand ab, die euch am Altar so oft gesegnet und gespeiset hat, vergebens! Und reißt mir das Herz aus dem Leibe — —" Ein beifälliges Murmeln ging durch die Reihen. Da nahm der Aelteste das Wort und sprach: „Männer, der Herr Pfarrer hat Recht; kehren wir um." Das thaten sie auch, und den Aergsten unter ihnen zogen sie mit sich fort. Also hatte der Pfarrer sein Versprechen gelöset, das er dem Landrichter gethan: er wolle ein besonderes Augenmerk auf ihn haben. Nachmals erfuhr der Landrichter, der indessen auf ein anderes Gericht versetzt worden, welche Gefahr ihm gedroht, und wem er sein Leben zu verdanken habe; und, wie der Volksfreund vernommen, so hat er seinem Retter schriftlich gedankt, und dessen Frau auch, im Namen ihrer unmündigen Kindlein.

30.

Der letzte Schuß.

Am 19 Junius 1836 blitzte und krachte es aus hundert Feuerschlünden auf den Bergen unweit Kufstein von Seite der Bayern und der Tyroler. Dießmal aber galt's nicht im Ernst und zu Schutz und Trutz, wie im Jahre 1809, sondern zu einer stillen, heiligen Feier. Es wurde nämlich zu Kiefersfelden eine Capelle eingesegnet, welche von den Scherflein frommer Bayern aus allen Gauen erbaut worden war: Gott dem Allmächtigen, zu Ehren des heiligen Otto, und zum Andenken an Ort und Stelle, wo Otto, der erlauchte Sohn ihres allverehrten Königs, vor drei Jahren das Vaterland verlassen, um den Thron von Griechenland zu besteigen. — Die Religion und ein religiöses Fest nähert und verbindet die Herzen aller Menschen, sie mögen nun diese oder jene Farbe als Abzeichen ihres Vaterlandes tragen. Und so ließen sich's denn die Tyroler nicht nehmen — und man wehrte es ihnen auch nicht — nach Kräften beizutragen zur Verherrlichung des Festes, zumal da bei der nahen Verwandtschaft und innigen Freundschaft zwischen ihrem Kaiserhause und den bayerischen Für-

sten ein solcher Tribut der Verehrung, unbeschadet tyrolerischer Treue, wohl gebracht werden konnte. Indem nun aber die Tyroler jenseits ihre Zubereitung machten, regte sich in ihnen der alte, vererbte Stolz, daß sie den Bayern, ihren Nachbarn, in nichts nachstehen wollten, wo es ihre und ihres Vaterlandes Ehre gelten mochte. Sie sandten daher einen Boten hinüber, der insgeheim ausforschen sollte, wie viele Böller die andern aufpflanzen und wie viel Schüsse sie zu thun gedächten. Die Bayern aber, welche eben auch Ehre im Leibe haben und Hirn im Kopfe, merkten die Absicht der Nachbarn, und sagten darum kurzweg: sie schössen so viel und so lange, als das Pulver reiche. Als die Tyroler dieß erfuhren, ließen sie den Bayern freundnachbarlich zurücksagen: und sie ihrerseits müßten halt doch den letzten Schuß haben. Also fing an dem bestimmten Tage, zur rechten Zeit auf den Bergen weit umher das Blitzen und Krachen an; und es störte wahrlich nicht das stille Gebet der andächtigen Menge, die unten im Thale um die Capelle gelagert war, sondern es gab vielmehr, wie ein Wetter Gottes, das friedlich über die Fluren hinwegzieht, der Weihe eine große erhabene Feierlichkeit. Die Bayern hielten übrigens ihr Wort; sie schossen so lange, als ihnen das Pulver reichen mochte, und

das dauerte bis tief in die Nacht hinein. Aber auch die Tyroler hatten sich vorgesehen, um es auf das Aeußerste kommen zu lassen, und ihr Wort zu lösen. Und vielleicht würde das Schießen von beiden Seiten noch bis auf den heutigen Tag fortgedauert haben (denn an Pulver und Courage fehlt's weder dieß= noch jenseits), wenn nicht die Bayern wohlweise bedacht hätten, daß es billig und gerecht wäre, in diesem Falle den Nachbarn die Ehre des letzten Schusses zu lassen, was denn auch geschehen ist. — Des andern Tages, als jener Bote wieder auf bayerische Seite gekommen, wollte er sich dessen schier rühmen, daß die Tyroler halt doch den letzten Schuß gehabt hätten. Da wurde ihm jedoch bedeutet, was an der Sache gewesen, daß man nur Ehren halber nachgegeben habe von bayerischer Seite. „Wenn's aber einmal im Ernste wieder geschieht, und zu Schutz und Trutz — setzte ein Bayer hinzu — dann erst wollen wir sehen, wer den letzten Schuß behält." „Ja," sagte der Tyroler, „das wollen wir sehen, beim Sacre! — Jetzt aber, liebe Nachbarn, laßt uns eins mit einander trinken, auf unsers Kaisers und eures Königs Gesundheit — hoch!"

31.

Das jüdische Darlehen.

Wer recht und wohl thut, ist Gott angenehm unter jedem Volke. . . Ein junger Gelehrter, ein Jude, der sich zum Amte eines Rabbiners anschicken wollte, trat eines Tages vor einen sehr reichen Mann, der sein Glaubensgenosse war, um von ihm ein Darlehen zu erbitten. Er wollte aber keine Gelder haben — denn deren bedurfte er nicht bei seiner großen Genügsamkeit — sondern nur einige seltene und kostbare Bücher, welche er zu seinen Studien brauchte, und die, wie er wußte, der reiche Jude nebst andern Schätzen besaß. — Nachdem der junge Mann seine Bitte in demüthiger Weise vorgebracht, sprach der Alte: „Was braucht's da viel zu bitten und zu betteln? Ich bin ein Handelsmann und gebe Geld, aber nur für Waare, und mache Darlehen, aber freilich nur gegen gute Procente." Der Bittsteller erwiederte hierauf: „Procente könne er eben leider nicht geben; denn er sey blutarm, und habe kaum so viel, um seines Leibes und Lebens Nothdurft zu befriedigen." — „Nun, was macht's? versetzte der Alte; ich lasse handeln. Der Herr verschreibt mir das Drittel von

Gottes Lohn, der ihm dereinst werden wird für seine Arbeiten in Gottes Dienste." Der junge Gelehrte willigte ein, und der Alte führte ihn sofort zu seiner Bücherei, und ließ ihn suchen und wählen nach Gutbedünken. Es ward hierauf ein genaues Verzeichniß der dargeliehenen Bücher gefertigt (die Rubriken der Preise blieben offen), sodann vom Empfänger mit jener Clausel unterzeichnet, und zuletzt vom Darleiher bei den Schuldbriefen hinterlegt. — Und hier wird der günstige Leser ohne Zweifel denken: Ein Drittel von Gottes Lohn begehren von dem künftigen Einkommen des jungen Mannes, als Rabbiners, als Gelehrten, als Hausmanns, das sey doch wahrlich mehr als jüdisch. So hat's auch der junge Mann verstanden, und er hat doch den Vertrag eingegangen, weil er sich um jeden Preis tüchtig ...achen wollte zu dem Amte, das er zu verdienen und zu erhalten suchte. — Die Sache ist aber, wie's nun eben in der Welt geht, ganz anders gekommen. Der junge Mann starb nach ein paar Jahren, ehe er noch zu Amt und Geld und Weib gelangt war. — Die kostbaren und seltenen Bücher brachte der Vater des Verstorbenen dem alten reichen Juden alsbald zurück mit höflichstem Dank. „Er wüßte freilich wohl, sagte er mit schüchtern zögerndem Tone, daß sein Sohn

diese Bücher als ein Darlehen erhalten habe um ein Drittel Procent von Gottes Lohn. Aber er seines Theils vermöcht' es nicht, die Zinsen zu bezahlen, und der, welcher sie entlehnt, noch weniger, da er im Leben nichts erworben hätte, und durch den Tod vollends verdorben wäre." — „Was? sagte der alte Jude, nichts erworben? vollends verdorben? Ich weiß besser, wie es mit ihm gestanden. Hat er nicht gelebt und gestrebt, Gottes Weisheit zu erforschen in den Büchern der Väter, um einst Gottes Weisheit zu lehren in der Gemeinde der Auserwählten? Wahrlich! der Herr wird ihm das lohnen, und mir wird auch der Theil werden, den ich mir ausbedungen; denn Gott rechnet nach Rechten." Sofort zerriß er den Brief, und erklärte, daß er sich bezahlt halte für Capital und Zinsen; und der Vater könne mithin die Bücher als sein Eigenthum betrachten und aufs beste verwerthen nach Gutdünken.

Diese Geschichte hat sich vor ungefähr fünfzig Jahren in München ereignet; und der, welcher es dem Volksfreund erzählt hat, ist ein Enkel desjenigen, der es gethan hat. Wollt ihr wissen, wie der alte Jude geheißen? Gott weiß es!

32.

Der Herr und der Diener.

Der Herr saß in der Kutsche, der Diener auf dem Bock. Die Fahrt ging nach dem, etliche Stunden von München entlegenen Würmsee, wohin die vornehmen Städter an geschäftsfreien Tagen gern einen Ausflug zu machen pflegen. Anfangs, so lange sie durch die bekannte, bewegte Gegend fuhren, that der Herr manche Frage, die der Diener kurz und gut beantwortete; es erging sich die Rede über die Pferde, ihre Fehler und Tugenden, über Schiff und Geschirr, was erneuert und angeschafft werden sollte, und daß das Futter von Jahr zu Jahr theurer werde. Nun kamen sie an den kurfürstlichen Park; der Kutscher stieg ab, um das Gitter zu öffnen, und nachdem er die Rosse bedächtig durchgeführt, schloß er wieder die Schranke, wie es das Gesetz verlangte. Indem nun aber der Wagen eine weite Strecke auf dem geraden und ebenen Wege durch den Park rollte, nahm der gelehrte Herr ein Buch vor sich und las, und der Diener hing seinen Gedanken nach, die ihn seit lange gar sehr beschwerten. Der geneigte Leser soll das Geheimniß sogleich erfahren. Eine ehrbare Wittwe,

die Fuchsbräuin, hatte dem wackern Burschen ihre Hand angetragen. Die Frau gefiel ihm nicht übel; die Wirthschaft nährte den Mann; Alles wäre recht gewesen. Dagegen aber, wenn er gedachte, daß er einen so guten, gnädigen Herrn verlassen sollte, der mit ihm, und mit dem er schon so lange zufrieden gewesen, da fiel es ihm wie ein Stein aufs Herz, und bedrängt von diesen Betrachtungen, seufzte er laut auf. Der Herr vernahm's; er bückte sich vor, um zu sehen, ob der Diener schlafe und träume; da er aber bemerkte, daß er nur in Gedanken verloren sey, so ließ er Rosse und Kutscher gehen, so langsam sie mochten. Indem nahten sie sich dem andern Gatter, das jenseits den Park verschlossen hielt. Der Kutscher war immer noch von seinen Gedanken befangen, so daß er die Schranke nicht bemerkte. Sieh! da kam ein Mann nach und vor, der das Gatter öffnete, während die Rosse von selbst stille hielten. Nun erwachte der Diener aus seinem Traume; und in der Vermuthung, es sey ein Bettler, welcher herbei geeilt, um den Dienst zu verrichten, warf er ihm wohlwollend einen Kreuzer zum Lohn hin, ohne sich nach ihm umzusehen. Dann fuhr er rasch durch die Oeffnung und weiter des Weges. Aber plötzlich hörte er „halt!" hinter sich rufen, und wie er um=

sah, erblickte er seinen Herrn, welcher zu Fuße nach kam. Er besann sich, er erschrack. „So geht's in der verkehrten Welt, sagte der Herr, nachdem er wieder eingesessen, — der Diener bleibt sitzen, und der Herr muß aussteigen, um das Gatter zu öffnen." Also scherzte der Herr. Doch der Diener nahm's für Ernst, und er sagte: „Gnädiger Herr, habt nur heute noch Geduld mit mir, ich will mich zusammen nehmen, so gut ich's kann; morgen aber jagt mich meinethalben aus dem Dienst, ich verdien's nicht anders." „Was ist dir?" fragte der Herr theilnehmend. „Was mir ist?" erwiederte jener, „ein Narr bin ich, verliebt bin ich, zu nichts nutz bin ich!" Und nun erzählte er den ganzen Handel, und schüttete sein volles Herz aus vor dem gnädigen Herrn. Dieser wurde nachdenklich; er liebte den Burschen als einen treuen und fleißigen Menschen und verlor ihn ungern; auf der andern Seite wollte er seinem Fortkommen nicht im Wege stehen, vielmehr freute es ihn, wenn er seinen Leuten zu ihrem Glück verhelfen konnte. Nach einigem Bedenken sagte er: „Das wollen wir weiter überlegen, und zu seiner Zeit wieder davon sprechen. Fahr' zu!" Also fuhr der Diener wohlgemuth zu, und merkte nun fleißig auf Wagen und Rosse; und Abends, als sie desselben Weges zurück kehrten, vergaß er

nicht das Gatter zu öffnen beide Mal. — Es waren seitdem ungefähr acht Tage verflossen, als der Herr seinen Diener zu sich berief, und ihm sagte: „Hör'! mit deiner Heirath ist's richtig, wenn's anders auch dir recht ist. Die Wittwe, die ich als eine brave, fleißige Hausfrau kennen gelernt, bringt dir Heimath und Gewerk zu, und du kannst dich sogleich in ein gemachtes Bett legen. Also hab' ich's mit ihr verabredet, und somit den Kuppelpelz verdient." Der Diener war dankbar gerührt über die Gnade des Herrn; der Vorschlag ward angenommen, und nach vier Wochen die Hochzeit vollzogen.

Das ist eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Beide Männer, der Herr und der Diener, stehen noch heutiges Tages in gutem, rühmlichem Andenken bei Hoch und Niedern. Noch, wenn in München von ehrenwerthen Bürgern die Rede ist, spricht man von dem alten Fuchsbräu als Muster von Thätigkeit, Redlichkeit und freundlichem, geselligem Umgang und Wesen. Ist aber die Rede von hohen, einsichtsvollen Beamten, gründlichen und besonnenen Gelehrten, würdigen und leutseligen adeligen Herren, so wird vor allen Ein Name genannt: der Kanzler Freiherr von Kreitmayr, der bayerische Gesetzgeber.

33.

Das goldbordirte Hütlein.

In der Rechnung des Kastenamts Burghausen v. J. 1773 hatte sich ein sonderbarer Ausgabs-Posten vorgefunden: „Item für ein goldbordiertes Hüetlein: thuet 16 fl. 25 kr." Den Herren von der Rechnungskammer in München, die Alles genau nahmen, fiel das auf, und sie stellten den Kastner darüber zur Rede, wie das goldbordirte Hütlein in die Kastenrechnung gekommen sey. Er antwortete: „Auf die natürlichste und rechtmäßigste Weise. Als nämlich im Mai vergangenen Jahres der gnädigste Kurfürst nach Burghausen kam, wollte und mußte ich ihm wohl besondere Ehre erweisen, und ritt ihm vor auf einem Miethgaul; und damit er mich aus Allen heraus kennete als seinen Beamten, so schaffte ich mir ein goldbordirtes Hütlein an, und paradirte damit, nicht ohne Erfolg; denn der gnädigste Herr bemerkte es in Gnaden, und erklärte nachmals, daß es mir gut angelassen, das goldbordirte Hütlein. Und da dieß nun im höchsten Dienste geschehen und zu Ehren des Landesvaters — schloß er — so möchte ich wissen, wem ich's anders auf die Rechnung schrei-

ben sollte, als ihm selbst, dem gnädigsten Kurfürsten?" Die Herren von der Kammer aber meinten: „Es sey zwar die patriotische Gesinnung, die er an den Tag gelegt, gar sehr zu loben; aber die Unkosten, die er dem hohen Gaste zu Ehren freiwillig gemacht habe, müsse natürlich er selbst tragen, weil ihm keine besondere Vollmacht dazu gegeben worden sey." Also mußte er sich's gefallen lassen, daß ihm der Posten gestrichen wurde. „Je nun, sagte der Kastner, wenn's nun schlechterdings nicht in der vorjährigen Rechnung stehen soll, das goldbordirte Hütlein, so mag's meinethalb in die Rechnung des laufenden Jahres kommen." — „Das wollen wir sehen!" sprachen die Herren. „Das sollen die Herren nicht sehen!" sagte der Kastner. Also nahmen sie's für Spaß und waren zufrieden. — Im folgenden Jahr, als die Hauptrechnung des Kastners eingelaufen war, spionirten die Herren sorgfältigst nach dem Posten, das Hütlein betreffend; und sie sprachen alsdann zum Kastner: „Wie ist's? wir suchen nach dem Hütlein vergebens." „Wie es sey"? versetzte der Kastner. „Drinnen steckt's," sagte er, „aber ihr mögt suchen, so lang ihr wollt, ihr werdet's doch nimmermehr finden."

34.

Der Fruchtbaum.

Ein König hatte einen schönen Baum in seinem Garten, der die köstlichsten Früchte trug. Nun geschah es aber von Jahr zu Jahr, daß die Früchte, sobald sie reif geworden, in einer Nacht vom Baume geholt wurden, ohne daß man des Diebes ansichtig oder habhaft werden konnte. Da gebot endlich der König seinen eigenen Söhnen, daß sie, der Reihe nach, auf die Früchte Obacht haben sollten. Der älteste, den im ersten Jahre die Reihe traf, dachte sich: Bin ich doch eines Königs Sohn und habe Macht über meine Diener, daß sie statt meiner wachen! Und er berief alsbald viele Männer, versah sie mit Waffen und stellte sie jeden Abend rings um den Garten auf, daß kein Dieb ungesehen und ungestraft heran nahen und den Baum berauben konnte. Aber dessen ungeachtet wurden in einer Nacht alle Früchte weggeholt, ohne daß von den Wächtern der Räuber bemerkt worden wäre. Im folgenden Jahre drauf wurde die Sorge für den Baum und seine Früchte dem zweiten Sohne des Königs übertragen. Dieser dachte bei sich: Warum soll ich mir lange Mühe ge-

ben, zu wachen, wo doch alle Gewalt umsonst wäre? List muß mit List gefangen werden. Er berief daher kunstreiche Männer und trug ihnen auf, eine künstliche Hecke von Eisen um den Baum zu machen, der Art, daß keiner hineindringen, oder, wer sie auch überstiege, nicht mehr herauskommen könnte. Die Hecke wurde zur rechten Zeit gefertigt. Aber in einer Nacht waren wiederum alle Früchte rein abgepflückt, ohne daß man hätte eine Spur des Räubers wahrnehmen können. Nun kam die Reihe an den jüngsten Sohn des Königs, der vor den Leuten als ein Dummling galt. Der begab sich voll guten Willens zum Baum und schlief bei Tag, wo andere Leute wachten, und wachte bei Nacht, wo andere Leute schliefen. Als nun die entscheidende Nacht gekommen, sah er eine weiße Taube herbeifliegen, die einen Apfel nach dem andern pflückte und forttrug. Verscheuchen konnte er sie nicht, und tödten wollte er sie nicht; aber er war doch neugierig, zu sehen, wohin das Thierlein die Früchte trage. Er ging daher des Wegs, wohin die Taube ihren Flug nahm; und als sie so eben den letzten Apfel vorbei trug, stand er vor einem Berge, in dessen Ritze die Taube verschwand. Alsbald stieg er hinab; und als er tiefer in die Schlucht kam, erblickte er die weiße Taube, von Spinnengewebe umstricket, die ängstlich

zappelte. Er riß sogleich die Fäden entzwei, und wie er den letzten abgelöset, siehe! da stand eine schöne Jungfrau vor ihm, die eine verzauberte Königstochter gewesen, und die er nun gleichfalls erlöset hatte. Er führte sie heim und vermählte sich mit ihr. Und an den Früchten, die in der Felsritze aufgehäuft lagen und lauter kostbare Edelsteine waren, besaß er einen Schatz, wie ihn kein König auf Erden hatte, weßhalb ihn auch die Brüder nicht wenig beneideten. Der Baum selbst aber im Schloßgarten blieb von jener Zeit an unfruchtbar, und ist zuletzt ganz verdorret.

35

Ehrn Steffen. *)

Ehrn Steffen, der im vorigen Jahre sein fünfundzwanzigstes Lehrer-Jubiläum feierte, kam während seiner langen Amtsführung oft auf wunder-

*) Vergleiche die Schrift: „Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse." Von Dr. Heinrich Stephani. Erlangen 1827

liche Einfälle. Der wunderlichste war aber sein neuester, der nämlich, seine Schule in eine constitutionelle umzuschaffen. Die Lebensansicht, welche ihn auf diesen Gedanken brachte, war specios genug. Die Schule, sagte er, müsse in jeglicher Beziehung auf das Leben vorbereiten, am meisten in sittlicher Hinsicht. So lange nun das Staatsleben selbst ein monarchisches gewesen, wo der Wille des Fürsten allein galt und unbedingten Gehorsam der Unterthanen erforderte: so lange konnte und mußte auch die Schule eine monarchische Einrichtung haben. Jetzt aber, wo im Staate die Unterthanen selbst zur Gesetzgebung beigezogen werden, da sey es Zeit, auch in der Schule dasselbe zu thun, und die constitutionelle Verfassung darin einzuführen. Auf diese Weise werde in den jungen Bürgern nicht nur das Gefühl für Recht und Pflicht frühe genug geweckt, sondern auch der Verstand tüchtig gemacht, über diese Hauptmomente des Lebens ernst nachzudenken und richtig zu urtheilen. Da nun Ehrn Steffen die Gewohnheit hatte, jeden Einfall sogleich zu einem Ausfall zu machen, d. h. was er in der Theorie als richtig und wichtig ansah, in Praxi darzuthun und gleichsam zu experimentiren: so machte er sich ohne Bedenken sogleich daran, und entwarf vorerst ein Schulgesetzbuch mit einem öffent=

lichen und mündlichen Verfahren; dann promulgirte er es feierlich in seiner Schule; und letztlich, nachdem die Wahl des Ausschusses u. s. w. reglementsmäßig geschehen, erklärte er die Versammlung für constituirt. Es war ein großer Jubel in der Schule, kann man sich denken. — Anfangs ging die Sache ziemlich gut; und es ist schwer zu entscheiden, wer mehr Freude an diesem constitutionellen Schulleben gehabt habe, der Lehrer oder die Schüler. Da keine Lehrstunde vorbei ging, wo nicht ein polizeilicher Fall, oder ein anderer ähnlicher Art, vorkam, so war die Debatte bald an der Tagesordnung, und die Kinder hatten natürlich mehr Freude an diesem Hin- und Herwörteln, als an dem langweiligen Lesen und Schreiben und Rechnen. Gewissenhaft war Ehrn Steffen genug, und darum nahm er auch dabei jede Veranlassung, den Verstand der Kinder zu üben, sey's in der Auslegung des Gesetzes, oder in der Bestimmung des Streitfalles, oder in der Untersuchung und Besprechung selbst. Die politische Aufklärung nahm sichtbar zu unter seinen Schülern, und er hatte Ursache, viel zu hoffen für das öffentliche Leben. Bald aber fingen die constitutionellen Schulbürger an (wie man sagt), sich selbst zu fühlen. Der Gesetzgeber mit seiner Autorität trat immer mehr in den Hinter-

grund, und sie selbst dagegen rückten vor. Sie deutelten das Gesetz selbst, und, wenn sie das lästige nicht beseitigen konnten, so lernten sie dasselbe allmählich umgehen. Der Respect vor dem Lehrer verschwand; die Unordnung in der Schule nahm zu; die Lernbegierde und der Gehorsam waren weg. Ehrn Steffen mußte auf neue Gesetze denken, um dem Unheil zu steuern. Er legte sie, wie sich's geziemte, dem constitutionellen Körper zur Berathung und Beistimmung vor, und ohne alle Debatte wurden sie einstimmig verworfen. Das kränkte ihn ein wenig; er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man, um ein so hohes Gut, als die politische Mündigkeit und Freiheit ist, zu erreichen, einige Unordnung allenfalls dulden und einiges Opfer bringen müsse. Das Uebel wurde aber von Tag zu Tag immer ärger. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Schulknaben ein und der andere sich zu Pädagogen aufwarfen, und die Stimmung und Meinung der Schule leiteten. Da es zugleich die ausgelassensten und pfiffigsten unter allen waren, so organisirten sie die Majorität zur förmlichen Opposition gegen den Lehrer und dessen Vorschläge. Da wurde denn ein Schuldiger ohne weiteres losgesprochen: ein Unschuldiger aber, der nicht zum Complot sich beque-

men wollte, angeklagt und verurtheilt. Ehrn Steffen, als Vollzieher der Urtheilssprüche, konnte nichts thun, als im letztern Falle die ausgesprochene Strafe mildern. Das Fehlende holten dann die Richter an dem Verurtheilten außer der Schule nach. Er sollte aber bald noch Aergeres erfahren. Der Schritt von Mitgesetzgebung ist gleich gethan zur Selbstgesetzgebung. Die Pädagogen gaben nämlich ihren Mitbürgern zu erwägen, wie daß ein Paar freie Nachmittage in der Woche zu wenig wären, und zumal zur schönen Jahreszeit, wo man sich draußen besser erlustigen könnte, als in der dunkeln Schulstube. Es wurde darum einstimmig beschlossen, einen blauen Montag zu machen, und sich im Erdbeerschlag einzufinden, alle ohne Ausnahme, bei höchster Verpönung. Das geschah denn auch; und zu Haus mußte die Lüge als Vorwand gelten: der Herr Lehrer habe es erlaubt. Ehrn Steffen war etwas verlegen, als er sich in der Schule so allein antraf; er sah ein über das andere Mal auf die Uhr; er guckte ein über das andere Mal zum Fenster hinaus; es wollte sich Niemand sehen lassen. Er ging endlich, und fragte nach, und hörte nun, was geschehen. Da kam er selbst hinaus in den Erdbeerschlag; und nachdem er den Kindern eine strenge Predigt gehalten, über ihr eigen=

williges, eines constitutionellen Bürgers unwürdiges Betragen, so kündigte er ihnen zugleich an, daß er leider gezwungen sey, sie schwer dafür zu bestrafen. Die Pädagogen, als Sprecher, erwiederten: er möge immerhin die Strafe aussprechen, aber ihnen komme es vermöge der Constitution zu, darüber abzustimmen. Ehrn Steffen sah wohl ein, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele kommen werde. Er verlegte sich daher aufs Bitten und Ermahnen, sie sollten doch die Freiheit, die er ihnen aus eigener Bewegung gegeben, nicht mißbrauchen; er gab ihnen zu bedenken, welcher Nachtheil für sie, welcher Schaden für die Constitution selbst entstände, wenn der Districts-Schul-Inspector etwas davon erführe; er bat sie recht innig. — Die Kinder lachten ihn aus. Der Schelmstreich der Kinder war zu arg, als daß er nicht ruchtbar werden sollte. Die Inspection, indem sie den Fall untersuchte, kam dem ganzen tollen Plan des Ehrn Steffen auf die Spur; und da die Kinder einmal allen Respect ihm aufgekündigt, so konnte der Magistrat nichts Weiseres thun, als den constitutionellen Lehrer, in Anbetracht seiner Altersschwäche, in Ruhestand zu versetzen.

36.

Die Raben.

Es war einmal ein König, der wegen seiner weisen und gerechten Urtheile weit und breit gerühmt ward. Da geschah es eines Tages, daß, als er von der Jagd nach Hause kehrte, über seinem Haupte drei Raben erschienen, welche ihn krächzend umflatterten, und nicht eher von ihm abließen, bis er in sein Schloß eingeritten. Hier setzten sie sich sodann auf den Wartthurm; und des andern Tages, als der König wieder ausritt, flogen sie ihm wiederum nach, und beschwerten ihn mit ihrem Geflatter und Gekreische. So geschah es drei Tage lang. — Da sandte der König nach einem weisen Manne, von dem die Sage ging, daß er den Flug der Vögel und ihre Sprache deuten könne. Dieser erschien; und nachdem er der Raben Gebärde und Gerede erforscht, trat er zum König heran, und sprach: „Herr König, diese drei Raben begehren, daß Ihr Urtheil sprechet in einem Streite, den sie unter einander haben; denn sie wissen, daß Ihr ein gerechter und weiser Richter seyd. Der Fall aber, weßhalb sie in Streit gekommen, ist dieser: Rabe und Rabin gewannen einen Sohn. Nun geschah es, daß, als das Nest erbaut war, der Rabe sogleich

hinweg flog, und nicht mehr wieder kehrte; deßgleichen, als kaum das Küchlein aus dem Ei geschloffen, verließ die Rabin das Nest, um sich an dem Aase zu erletzen, welches im Lande reichlich umher lag; denn es war Hungersnoth unter Menschen und Vieh gekommen, daß sie zu Tausenden dahin starben. So verkümmerte schier der junge Rabe in seiner Verlassenheit, doch kam er noch mit dem Leben davon. — Seit jener Zeit sind viele Jahre verflossen; Rabe und Rabin sind alt geworden; und es fällt nun beiden schwer, ihre Nahrung zu gewinnen, zumal da Hülle und Fülle im Lande ist, dagegen Mangel an Rabenfutter. Nun will die Mutter nicht ablassen vom Sohne, und fordert, daß er sie ernähre, als die ihn geboren. Der Vater aber schilt sie drob, daß sie das Küchlein verlassen, und meint, ihm gebühre, daß ihn der Sohn ernähre, als der ihn erzeugt habe. Der junge Rabe endlich will weder von Vater noch Mutter wissen, denn, sagt' er, er sey als ein armes Waislein aus dem Neste gekommen, und wisse nichts von Vater und Mutter. Darüber besteht nun unter ihnen Zank und Streit, und sie sind nun gewillt, dein Urtheil zu vernehmen, das sie als ein weises und gerechtes hinnehmen werden.“ Nachdem der König die Rede gehört, so sprach er: „Mich

will bedünken, daß beide Eltern gegen die Natur gesündigt. Denn ein Leben geben ist noch nichts, sondern das Leben erhalten und das Kind hegen und pflegen, das ist etwas. Und darum kann weder er noch sie mit Recht verlangen und fordern, daß der Sohn sie ernähre in ihren alten Tagen. Jedoch — —" Indem er noch weiter sprechen wollte, war der junge Rabe schon mit freudigem Gekrächze davon geflogen; der alte Rabe aber und sein Weib flatterten in Traurigkeit von dannen, und sind bald nachher vor Schwäche und Hunger gestorben. — „Jedoch — fuhr der König zu reden fort, indem er sich an das Volk wendete — wenn auch Eltern, wie diese da, sich als Rabeneltern erwiesen, so ist es darum den Kindern nicht erlaubt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Denn wir Menschen haben außer dem Gesetze der Natur noch ein Gesetz Gottes, welches uns befiehlt, die Eltern zu ehren; und es steht der Fluch allen Rabenkindern, daß es ihnen werde übel ergehen auf Erden."

37.

Meister und Lehrling.

Der Meister saß in seiner Werkstätte, und meißelte an einem Hercules. Da trat eines Tages sein Söhnlein zu ihm, und fragte: Vater, was

machst du da? Der Vater antwortete: Ich bildne einen Hercules. Und er erzählte ihm darauf, wie ein gar großer und gewaltiger Mann der gewesen, und wie er Löwen und Schlangen und Riesen erlegt, und noch viele andere wundersame Heldenstücke gethan. Da sagte der Knabe: Vater, ich will auch einen Hercules machen. — Thue das, mein Kind! versetzte der Meister lächelnd. Und er gab demselben einen Klumpen Thon, aus dem jener den Hercules machen könnte. Nach einiger Zeit fragte der Vater: Wie ist's mit dem Hercules? Der Knabe antwortete: Es fügt sich nicht recht; ich will lieber einen Reiter machen. Der Vater nickte und sprach: So mach' denn einen Reiter. Nach einer Weile stiller Arbeit rief der Knabe: Vater, es geht mit dem Reiter auch nicht; ich will nur gleich einen Hanswurst machen. Und er knetete nun aus dem Thon zuerst einen großen Wanst; dann fügte er Hände und Füße daran, und setzte zuletzt einen spitzen Hut drauf, unter dem ein Kopf stack mit einer großen Nase. So war denn der Hanswurst fertig. Das Söhnlein klatschte voll Freuden sich in die Hände; der Vater aber schüttelte den Kopf, und dachte sich, — was sich jeder leicht denken kann.

38.

Der Schneider im Mond.

Ein Schneider, der in die andere Welt wanderte, verirrte sich in den Mond. Ein solcher Mann war dem Mond willkommen. „Es friert mich immer so sehr, sagte der Mond, zumal in den kalten Winternächten; und da thät mir denn ein warmes Röcklein gar wohl.“ Der Schneider mochte wollen oder nicht, er mußte bleiben, und er nahm sogleich das Maaß an dem Mond. Der hatte aber einen gar großen Buckel und einen dünnen, dünnen Bauch, und er sah schier aus, wie ein Schneider, wenn er auf dem Bock sitzt. Der Rock ward indessen bald fertig, und er stand dem Mond aufs allernetteste, trotz seiner Mißgestalt. Aber siehe da! nun schwoll der Kunde von Tag zu Tag, und sein Bauch wurde immer dicker, und der Rock immer enger. Da hatte denn der Schneider vollauf zu thun, um nachzuhelfen, aufzutrennen und dranzusetzen. Zuletzt wurde der Mond ganz dick und fett und kugelrund, und der Schneider konnte kaum so viel Tuch auftreiben, und so viel Zeit, um die Arbeit zu fertigen für Nacht auf Nacht. Nun endlich glaubte aber der Schneider,

er werde Ruhe haben und Urlaub bekommen. Aber was geschieht? Jetzt fing der Mond an ordentlich einzuschrumpfen von Tag zu Tag, so daß ihm das Kleid immer weiter wurde und an seinem Leibe schlotterte. Ja, was noch schlimmer war, er schwand jetzt, wie ein rechter Wechselbalg, am Rücken, während er vorn den Wanst behielt; und er sah zuletzt aus, wie ein Gaukler, der sich rückwärts auf den Boden niederläßt. Da gab's denn für den armen Schneider fort und fort Arbeit; immer mußte er wieder nachhelfen und auftrennen und davon nehmen, bis daß es recht war. Endlich, nach drei Wochen, bekam er Ruhe; denn der Mond legte sich jetzt schlafen, und ließ sich mehrere Tage nicht mehr sehen. Unser Schneider aber, welcher der vielen und langen Arbeit satt geworden, verließ insgeheim den Mond, und setzte seine Wanderung fort. Ob er aber zuletzt in den Himmel gekommen, das weiß man nicht.

39.

Die Meisterproben.

Ein Mann hatte drei Söhne. Als sie zu Jahren gekommen waren, schickte er sie in die Lehre zu

drei der geschicktesten Meister. Der eine sollte ein Schmied werden, der andere ein Schütz, der dritte ein Heilkünstler. Nach Verlauf der Lehrzeit berief er sie nach Hause, um zu erfahren, ob sie auch rechtschaffene Künstler geworden. Und als er dessen gewiß war nach abgelegten Proben, so führte er sie gen Hof zum König, und bot ihm ihre Dienste an. Es war demselben aber inzwischen noch ein vierter Knabe geboren worden, ein Nestquack, von schwächlichem Körper, aber, wie sich's später zeigte, von überaus feinem Verstande. Der war der Liebling der Mutter, dem sie Alles zusteckte, und wenn er eben nichts kriegte, so stahl er's meisterlich. Als nun die drei Brüder mit dem Vater nach Hofe zogen, so bat er die Mutter, sie möchte auch ihn dahin führen, damit er des Königs Staat sehen könne. Das that die Mutter, ohne Vorwissen des Vaters. — Die drei Brüder wurden vom König gnädig aufgenommen, und er gedachte ihnen sogleich Proben vorzulegen, in denen sie ihre Meisterschaft erweisen könnten. Zum ersten sollte der Schmied ein Schwalbennest machen, so künstlich und zugleich natürlich, daß Schwalben darin nisten möchten. Der Schmied verfertigte alsbald das Nest; und sieh! nach wenig Tagen saß eine Schwalbe im Neste, und brütete über den drei Eilein, die sie gelegt.

Darob hatte der König große Freude, und er ernannte den Schmied sogleich zu seinem Obersthofmeister. Nun kam die Reihe an den Schützen, und an den Heilkünstler. Diesen gab der König auf, daß jener die drei Eier durchschießen sollte in Einem Schuß, und daß dieser sodann die verwundeten Küchlein wieder heilen sollte. Sie sagten, sie wollten das thun; aber der Heilkünstler verlangte, daß die Eier aus dem Neste geholt, und dann wieder darein gelegt werden, ohne daß es die Schwalbe, die Mutter, merke; denn, sagte er, wenn die Mutter aus dem Neste flöge, so würden die Küchlein keine Wärme mehr haben und zu Grunde gehen. Der König ließ also verkünden: Wer die drei Eier aus dem Neste nehmen, und sie dann wieder darein legen könnte, ohne daß es die Schwalbe, die Mutter, merkte, der sollte vor Allen belohnt und geehrt werden. Da trat Hänslein, das Muttersöhnlein, vor den König, und sagte: Ich will das thun. Und er kletterte ans Dach hinauf, wo das Schwalbennest hing, und stahl die Eier so meisterlich aus dem Neste, daß die Schwalbe nichts merkte, sondern ruhig sitzen blieb. Der König legte dann die Eier vor den Schützen hin, doch so, daß das dritte und letzte nicht in gleicher Linie, sondern seitwärts zu liegen

kam. Der Schütze schoß von weiter Ferne, und siehe! alle Eier waren mitten durch getroffen von dem spitzen Pfeile, der, vom nächsten Baum zurück prallend, auch das dritte durchbohrte. Darüber war alles Volk erstaunt, und der König machte ihn sogleich zu seinem Oberst=Jägermeister. Nun machte sich aber der Heilkünstler alsbald daran, die verwundeten Küchlein zu heilen; und er that es auf so geschickte Art, daß sich die Küchlein im Ei unruhig bewegten, als wären sie zur Unzeit aus dem Schlafe geweckt worden. Da sprach der König zum Heilkünstler: Du sollst mein Leibarzt und geheimer Rath seyn auf immerdar. Jetzt that sich Hänslein wieder hervor, und nahm die Eier, und legte sie der Schwalbe, die noch am Orte saß, also meisterlich unter, daß sie nichts merkte, sondern sitzen blieb und fortbrütete, als wäre nichts vorgegangen. Ob diesem Stücklein wunderte sich der König noch mehr, als über die andern, und er ernannte Hänslein zu seinem Oberstkämmerer und Hausmaier. — Auch hatte er später alle Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu seyn. Denn wenn der Schmied ihm das schönste und beste Kriegs= und Hausgeräthe verfertigte, und der Schütze reichliches und schmackhaftes Wildpret in seine Küche lieferte, und der Heilkünstler ihn immer bei gutem Appetit

und bei heiler Haut erhielt, so that Hänslein, der Hausmaier, noch ungleich mehr: er stahl den Nachbarn eine Krone nach der andern, so daß sein Herr ein König vieler Reiche wurde. Zuletzt aber schob sich Hänslein selbst eine Krone in die Tasche, und er ward und hieß von nun an: Hans der König.

40.

Die Standeswahl.

Ein Vater hatte drei Söhne. Als diese zu ihren Jahren gekommen waren, dachte er mit Ernst daran, einem jeden derselben einen Stand anzuweisen, in dem sie ihr Glück und ihre Zufriedenheit finden möchten. Da er aber, als ein weiser Mann, wohl einsah, daß der Mensch selbst seines Glückes Schmied sey, so wollte er vor Allem ihre Neigung und Sinnesart prüfen, um zu erfahren, welche Anstelligkeit sie überhaupt zur Welt hätten, und welche Willfährigkeit gegen die Menschen. Zu dem Ende berief er sie eines Tages zu sich, und reichte dem ältesten Sohn einen Apfel dar, indem er sagte: theile mit deinen Brüdern! Der Sohn schnitt den Apfel entzwei, und gab den Brüdern jedem einen Theil, den größten aber behielt er für sich selbst.

Da dachte der Vater bei sich: der schickt sich für einen Bürger und Kaufmann; denn ein solcher sucht sich in allen Dingen ein Profitlein, damit er sichern Erwerb und gutes Fortkommen haben möge. Des andern Tages, als die Söhne wieder erschienen waren, reichte der Vater dem andern Sohn einen Apfel, mit der Weisung, er sollte mit seinen Brüdern theilen. Der zerschnitt den Apfel in drei gleiche Theile, und gab den Brüdern willig ihren Theil. Da dachte der Vater: der schickt sich für einen Kriegsmann und Abenteurer; denn zu Feld und auf Reisen thut es noth, daß sich gute Cameraden allzeit zur Hand und Hülfe stehen, und Tisch und Bett brüderlich mit einander theilen. Am dritten Tage endlich ließ er die Söhne abermals zu sich kommen, und er gab dieses Mal dem jüngsten Sohne einen Apfel, mit dem Auftrag, daß er ihn theilen sollte mit seinen Brüdern. Der zerlegte ihn in drei Theile, und behielt den kleinsten für sich. Da dachte der Vater: der schickt sich für einen Knecht und Bauersmann; denn ein solcher muß immerdar mit den geringsten und schlechtesten Bißlein vorlieb nehmen, indeß die Andern von seiner Hände Arbeit reichlich und gemächlich zehren mögen. Also faßte der kluge Mann demnach seinen Beschluß, und wies einem jeden Sohne den Stand an, zu dem

er sie für geschickt hielt. Und er erfuhr auch späterhin, daß er ganz richtig geurtheilt und gewählt habe; denn der älteste Sohn erwarb als Kaufmann groß Geld und Gut; der andere gewann Ruhm und Ansehen in der Welt; und der dritte, welcher sehr genügsam war, hatte in seiner Hütte, bei Weib und Kind, ein zufriedenes Leben.

41.
Die Hausfrauen.

1.

Ein braves Weib ist Goldes werth. Das erfuhr ein Weitmoser, ein schlechter und gerechter Landmann in dem Gasteiner Thale. Der hatte den Einfall, das Gold auf dem nächsten Wege zu suchen, nämlich in den Bergen selbst; und er wußte, was er that, und daß es mit der Zeit eine gute Ausbeute geben würde. Aber indem er immer weiter und weiter grub, um in die goldhaltende Teufe zu kommen, da ging ihm das Geld aus, das er an sein Werk gesetzt hatte, und Niemand wollte ihm auf ein Ungewisses hin eines leihen. Also saß er eines Tages — es war das Fest der fröhlichen Ostern — traurig in seinen Gedanken da und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Und es war so wenig Geld

im Haus, daß er sich und den Seinigen nicht einmal ein Stück Fleisch für den Tisch verschaffen konnte an dem heiligen Feste. Da wie seine Hausfrau den Kummer ihres Mannes sah und seine Klage hörte, ging sie fort und verkaufte insgeheim ihren Schleier; und aus dem gelöseten Geld schaffte sie Fleisch ins Haus, und einen Pfenning zum Ueberschuß, daß der Mann noch ein Schöpplein trinken konnte, zur Vertreibung seines Grams und zur Erheiterung des Gemüthes. Die Geschichte von dem Schleier ward noch an demselben Tag im Dorfe ruchtbar, und noch in derselben Woche im ganzen Thal, und noch in demselben Monat kam sie dem Erzbischof von Salzburg, seinem gnädigsten Herrn, zu Ohren; und jeder rühmte die Liebe und Treue der Hausfrau, und die Ehrlichkeit und den Fleiß des Mannes. Da ließ der fromme Erzbischof den Weitmoser zu sich kommen, und er streckte ihm eine namhafte Summe vor, daß er sein angefangenes Werk weiter fördern und vollenden könnte. Und die Grube ward wieder eröffnet und weiter geführt, und ehe noch das entlehnte Geld verwendet war, kam edles Metall zu Tag; und Gold fand sich um Gold, immer mehr; und der Weitmoser wurde endlich so reich, daß er jeder seiner Töchter ein Heirathgut von vielen, vielen Tausend Gulden geben konnte.

2.

Reichthum gebiert Uebermuth, Uebermuth gebiert Armuth. Das erfuhr eine Weitmoserin, von welcher die Sage Meldung thut. Diese, prangend in kostbarem Kleide und mit Kleinodien geziert, ging eines Tages durch die Klamm, eine Bergschlucht, welche in die Gastein führt. Da begegnete ihr ein armes Weib, welches sie um ein Almosen ansprach. Die reiche, stolze Frau verweigerte ihr die Gabe und schalt sie eine unverschämte Bettlerin. „Ach," sagte die Arme, „es weiß kein Mensch von heute auf morgen, ob er nicht betteln muß von anderer Menschen Wohlthätigkeit." Da zog die Weitmoserin einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Ache, welche durch die Klamm hinabstürzt, und sagte: „Eher findet sich dieser Ring wieder, als eine Weitmoserin betteln muß." — Aber, siehe da! des andern Tags brachte ein Fischer einen Fisch, in dessen Bauch sich der Ring befand. — So erzählt die Sage. In der That kam der Weitmoser Geschlecht bald in Verfall, und heutiges Tags zeigt man nur noch das Haus, in dem sie gewohnt, und erzählt von dem Reichthum, den sie gehabt. Das Geschlecht aber ist ausgestorben.

42.

Der Korbmacher und seine Frau.

Als der erste Korb fertig war, sagte der Korbmacher zu seiner Frau, die so eben zur Thüre herein trat: Gottlob! der Korb ist fertig. Die Frau, schon längst überdrüssig des langen Versuchens, sagte schnippisch: es wäre auch einmal Zeit. Das wurmte den Korbmacher; er hob bedächtig eine Wiede vom Boden auf und sprach: Lieb Weib! sag's gutwillig: „Gottlob, der Korb ist fertig.“ Die Frau aber sprach: „Und das thu' ich nicht.“ „So will ich dir's lernen,“ sagte der Korbmacher, und hieb ihr ein Paar über den Buckel; das Weib schrie Mordio; und über dem Lärmen trat der Nachbar herein und fragte, was es gebe. Der Korbmacher erzählte ihm getreulich die Geschichte, und der Nachbar meinte, um eines Wörtleins willen solle man nicht sogleich mit Fäusten drein schlagen. Nachdem er also den Mann zur Räson gebracht, ging er nach Haus und erzählte den Handel seiner lieben Ehehälfte. „Des Nachbars Weib hat Recht gehabt,“ sagte die Frau; „und ich hätte es an ihrer Stelle auch nicht gethan.“ Diese Rede verdroß schier den Hausmann; und es kam hier, wie dort, zuerst zum

Hin= und Herwörteln und dann zum Fäusteln. Die Hausfrau erzählte noch in derselbigen Stunde die Geschichte ihrer Nachbarin, und so fort eine der andern im Dorfe noch an demselbigen Tage; und die Weiber, geschwätzig, wie sie sind, erzählten sie ihren Männern, und jede setzte bei: „Und sie hätte es auch nicht gethan an der Korbmacherin Stelle." Deßhalb haben denn auch die Männer alle ihren Weibern also gethan, wie der Korbmacher seiner Frau. Die Sage ging drauf von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und in Zeit von einem Jahr haben fast alle Weiber Prügel bekommen von ihren Männern im ganzen heiligen deutschen Reiche. Und noch heutigs Tags, welche Frau der Korbmacherin Recht gibt, die wird von ihrem Manne coram genommen, und das von Rechtswegen.

Merk: Diese und andere Geschichten von bösen Weibern sind wohl nur erdichtet von bösen Männern, und werden nacherzählt von guten, z. B. von mir und dem günstigen Leser, um die Weiber zu necken, die man liebt.

43.

Der Hausfreund. *)

Einst diente ein schöner Jüngling an eines Königs Hofe, und besaß einen edeln Freund in der Stadt, der ein junges Gemahl hatte. Wenn jener nun nicht im Dienste war, ging er in seines Freundes Haus und aß mit ihm und dessen Gemahlin, denn er hatte ihn sehr lieb. Da dieses öfter geschah, so ward die Frau von Liebe zu jenem entzündet, doch daß es ihr Mann nicht wußte, noch ahnete. Aber sie war züchtig und offenbarte es jenem auf keine Weise, sondern trug ihr Leid geheim. — Es geschah aber, daß der Hausfreund nach Gewohnheit verreisen mußte; da lag sie vor Sehnsucht krank darnieder, daß ihr Gemahl die Aerzte an ihr Lager rief. Diese aber erforschten sie und sagten ihrem Gemahl: ob sie ein Seelenleid habe, könnten sie nicht erschauen; leibliches Gebrechen hätten sie keins an ihr gefunden. Da drang ihr Gemahl inständig in sie, daß sie ihm offenbare, was ihr fehle. Sie aber erröthete ge-

*) Aus einer alten Handschrift mitgetheilt von H. F. Maßmann.

schämig und gestand ihm zuerst nichts. Darnach schloß sie sich aber auf und sprach: „Du weißt, mein Herr und Gemahl, wie du, von Liebe und Unbefangenheit geleitet, junge Männer in dein Haus geführt hast; und ich, ein Weib, leide um den Jüngling, deinen Freund.“ Da das der Mann hörte, schwieg er still und ließ das Ding ruhen. Als aber der Freund heimkehrte, ging er ihm außer seinem Hause entgegen und sprach zu ihm: „Du weißt, Freund und Bruder, wie ich dich immer geliebt habe, und daß ich dich aus Liebe in meinem Hause gern sah; du aßest mit mir und meinem Weibe.“ Und Jener antwortete: „Wohl, Herr, so ist es.“ Da fuhr dieser fort: „Nun siehe, mein Weib hat Liebesneigung zu dir gefaßt und ist in Gefahr.“ — Als dieses der Jüngling hörte, ward er sehr traurig um der Liebe willen, die er zu seinem Freunde trug, und sprach zu ihm: „Traure nicht, lieber Freund! Gott wird ihr helfen.“ Und ging fort und schor sich sein Haupthaar, und färbte sich Haupt und Gesicht, und ließ sich seine Wimpern und Augbrauen vergehen, und entschönte sich ganz und gar, so daß er aussah, als wäre er seit langer Zeit miselsüchtig oder aussätzig. Und zog sich einen Bußsack über, ging in seines Freundes Haus und

trat so vor das Lager der Kranken, an dem ihr Gemahl stand. Und enthüllte sein Haupt und Antlitz, und sagte: „O wie hat mir Gott gethan!“ — Die Frau aber, wie sie das sah, daß er von solcher Schönheit zu solcher Verachtung gesunken, verwunderte sich sehr und erschrack. Gott aber, der des Jünglings Thun erkannt hatte, nahm von ihr den Kampf der Versuchung, und stracks stand sie auf, und alle böse Neigung war von ihr gewichen. Da nahm der Jüngling seinen Freund bei Seite, und sprach zu ihm: „Siehe, wie Gott geholfen hat, daß dein Weib keinen Schaden an ihrer Seele genommen; sie soll aber mein Gesicht nicht wieder sehen.“

44.

Das Schloßfräulein.

(Eine Sage.)

„Nun haben wir nur noch eine Viertelstunde bis Kaufbeuren; wir sind schon bei der Märzenburg,“ sagte der Webermeister zu seinem Gevattersmann, der auf einen Besuch gekommen. „Ihr luget umsonst nach der Burg, sagte der Meister; die ist schon seit undenklichen Zeiten versunken; aber Reste von Gemäuer findet man noch da in der Tiefe,

und das Fräulein geht noch um bis auf den heutigen Tag. Wenn Ihr ein Sonntagskind wäret und ein Junggeselle, so könntet Ihr sie hören, und erlösen. Sie schwirrt, husch! husch! um einen herum, und setzt sich unversehens auf den Rücken. Wer sie nun bis in die Stadt trüge, und dreimal um die St. Martinskirche herum, der würde sie erlösen, und er bekäme alle Schätze, die dort verborgen liegen in der Märzenburg. Aber Gott behüt uns! der Geist, der anfangs federleicht ist, wird Schritt vor Schritt schwerer, und es liegt einem zuletzt wie eine Last Blei auf dem Rücken. Keiner, der's versucht, hat's noch überstanden, und sind alle jämmerlich erlegen." — „Ihr seyd voller Schwänke — sagte hierauf der Gevattersmann — und der Weg wird einem, wägerle! nicht lang neben Euch. Was Ihr da erzählt, ist freilich schon vielen Mannsleuten begegnet, auch anderwärts; anfangs sind sie alle federleicht, die Weiber; sie werden aber von Jahr zu Jahr schwerer, und zuletzt erliegen die Männer unter des Weibes Last, und haben weder Erlösung gefunden, noch einen Schatz." „Ihr seyd ein Schalk, sagte der Meister; und Ihr wisset die Geschichte wohl zu deuten. Aber wahr ist sie, wie ich sie Euch erzählt habe; das könnt Ihr mir glauben." „Ich muß wohl, sagte der Gevat-

tersmann, denn ich hab's leider selbst erfahren.“ Unter diesem erbaulichen Gespräch langten sie in der Stadt an.

45.

Volkssagen aus Oberschwaben.

1. Der Hüllenweber.

Unter dem Galgen von Blonhofen liegt ein Schatz. Eines Tages thaten sich vier Männer aus dem Ort zusammen, die wollten ihn heben; und unter ihnen war einer, der hieß der Hüllenweber. Als sie tief genug gegraben hatten, kamen sie auf den Schatz. Auf dem Schatz aber saß ein feuriger Hund, der sagte: „Eins, zwei, drei, vier; und einer gehört mir; und einer muß des Teufels seyn, und soll's der Hüllenweber seyn.“ Der Hüllenweber erschrack, und sagte: „Gott will nit!“ Und in dem Augenblick ist der Schatz verschwunden; der Hüllenweber aber ist gerettet worden.

2. Der Spielmann.

Eines Tages ging ein Spielmann von Blonhofen aus spät Abends nach Hause. Unterwegs kam er an einem Wirthshause vorbei, das er vor-

her niemals da gesehen hatte; und drinn brannten noch Lichter, und die Leute tanzten und lärmten. Er glaubte, daß er sich verirrt habe, und er ging hinein. Man hieß ihn aufspielen, und er that's, und die Tanzenden bezahlten ihn mit Goldstücken. Gegen Morgen hin verließ ein Paar ums andere das Wirthshaus; und als man in Blonhofen das Gebet läutete, war mit einem Male Alles verstoben, sammt dem Wirthshaus. Der Spielmann aber saß auf dem Galgen. Und wie er sich nach seinen Goldstücken umsah, da waren es lauter Glasscherben. Die warf er unmuthig weg. Später aber, als er nach Haus gekommen, fand er noch ein Stück in der Tasche, das war ein Goldstück. Er ging darauf wieder zum Galgen zurück, um die weggeworfenen Stücke wieder zu suchen; er entdeckte aber kein einziges mehr.

46.

Der Bärenhäuter.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Varna in Ungarn, worin das christliche Heer von den Türken fast gänzlich vernichtet worden, entkam unter den Wenigen auch ein deutscher Landsknecht durch

die Flucht in einen dichten Wald. Daselbst fand er aber weder zu brechen noch zu beißen; nirgends zeigte sich ein Obdach, und er irrte, von wenigen Lumpen bedeckt, ein Paar Tage in der Wildniß umher, bis er endlich ganz ermattet niedersank und nicht mehr weiter konnte. Diese Noth, und der Gedanke, so fern vom Vaterland verderben zu müssen, trieb ihn zur Verzweiflung; nach böser Landsknechte Art verwünschte er in gräulichen Flüchen, daß er ein Mensch geboren sey, und sagte zuletzt: wenn mir da der Teufel nicht hilft, so wüßte ich nicht, wer mir noch helfen sollte.

Und siehe da! der Teufel erschien ihm alsogleich, in menschlicher Gestalt als Jägersmann, und erbot sich gegen ihn, daß er ihn nicht allein in Sicherheit bringen, sondern ihm auch so viel Geld und Gut verschaffen wollte, als er begehren möchte, wenn er seine Seele verpfändete. Dieß Anerbieten däuchte aber dem Landsknecht doch so grauerlich, daß er Bedenken trug, in das Begehren einzuwilligen. Darauf that ihm der Teufel den Vorschlag, er solle mindestens auf sieben Jahre sich zu seinen Diensten verschreiben, wobei er nichts zu thun hätte: erstlich nichts zu kämmen, zu waschen und zu reinigen an seinem Leibe, zweitens nichts zu arbeiten, drittens nichts zu beten und keine Kirche zu

besuchen. Nur vor seinem Schlosse hätte er täglich eine Stunde Wache zu halten, sey es auch schlafend. Dafür solle er Essen und Trinken in Fülle bekommen, und Geld und Gut oben drein. Aber die Kleidung müßte er sich alsogleich selbst verschaffen, eine Bärenhaut, die Liverei des Herrn. Das Alles war dem Landsknecht gar sehr recht; und da so eben eine Bärin vorbei zu ihrem Lager ging, wo sie ihre Jungen hatte, so erschoß sie der Landsknecht, und zog ihr den Pelz ab, womit er sich bekleidete. Alsdann ergriff ihn der Geist, und entführte ihn auf sein Schloß, das mitten im Meer auf einer wüsten Insel lag, wo er alsbald seinen Dienst antrat.

Nachdem Bärenhäuter über sechs Jahre, bis auf sieben Monate, seinen Wachdienst versehen hatte — Haar und Bart waren ihm indessen dermaßen verwachsen und verfilzt, daß er von Gottes Ebenbildlichkeit wenig mehr übrig hatte — so trat der Teufel zu ihm, und sagte, er bedürfe seiner Dienste nicht mehr, und er wolle ihn nun wieder unter Menschen bringen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich noch die übrige Zeit in dieser seiner Verwilderung unter ihnen sehen lasse; zugleich wolle er aber den verdienten Geldschatz ihm überantworten, einen Säckel mit Heckpfenningen, die sich auf immerdar vermehrten; damit möchte er sich

eine Weile lustig machen, so gut er könnte. Zu seiner Zeit wolle er wieder zu ihm kommen, und für sein ferneres Unterkommen Sorge tragen. Dem Landsknecht war es gar lieb, daß er wieder unter Menschen käme; er ließ sich daher recht vergnügt vom Teufel übers Meer nach Oesterreich führen, wo er zu Hause war, und wo sein Bildniß noch heutiges Tages gezeigt wird. Dort setzte ihn der Geist vor einem Wirthshause ab, das an der Straße lag, wo täglich und stündlich viele Menschen vorbei gingen und einsprachen.

Anfangs erschracken die Leute, die seiner ansichtig wurden, und wiesen ihm den Schweinstall zur Wohnung an. Um des Geldes aber, das er ihnen zuwarf, gaben sie ihm Speise und Trank, so viel und so gut er wollte; und bald gewöhnten sie sich an den Unflath dermaßen, daß er wie ein Hausgenosse gehalten wurde in seinem Koben.

Wohl aber zog sein Geld, das nie minder wurde in dem Säckel, von Tag zu Tag immer mehr Leute an, zumal Landstürzer, Robler und Doppler und anderes Gesindel, das im Wirthshause zusprach. Denn er hatte sich Würfel beigelegt; und der, welcher unsichtbar im Spiel war, wendete es schon so, daß der Bärenhäuter meistens verlor; was diesem keinen Verdruß machte, da er des

Säckels gewiß war. Also gab's des Zulaufs in Menge, und es geschahen alle Missethaten und Laster, die bei Spiel und Gelagen vorkommen, als: Trunkenheit, Lug und Trug, Raub und Mord, so daß dieses Wirthshaus eine wahre Capelle des Teufels war, und ihr Priester der Bärenhäuter.

Also verflossen wieder sechs Monate und sieben Tage. Da kam, versprochener Maßen, der Geist wieder zu ihm, in der bekannten Jägertracht, und versprach ihm nun Rath und That für dessen Zukunft. Es werde, sagte der Geist, dieser Tage ein Edelherr ins Wirthshaus kommen, und sich mit ihm ins Spiel einlassen. Dem solle Bärenhäuter all sein Geld abgewinnen, zuletzt aber ihm nicht nur das Verlorene wieder anbieten, sondern noch eine große Summe obendrein, unter der Bedingniß, daß er ihm eine seiner Töchter zur Ehe geben wollte. Wie der Teufel gesagt, so ist es geschehen. Der Edelherr, nachdem er all sein Geld in kurzer Zeit verspielt, verkaufte um die angebotene Summe dem Bärenhäuter die älteste seiner drei Töchter, und führte ihn selbst mit auf sein Schloß, daß er seine Braut empfahen und heimholen könnte. Als aber das Fräulein den Mann sah, ihren Bräutigam, in der Bärenhaut, mit langem Bart, ungekämmten Haaren und schmutziger Gesichtsfarbe, so erschrack

sie und gerieth dermaßen in Verzweiflung, daß sie sich ins Wasser stürzte. Die jüngste aber, ein leichtfertiges Ding, da die andere sich weigerte, bot dem überreichen Manne freiwillig ihre Hand dar, die auch Bärenhäuter annahm. Er versprach nach sieben Tagen wieder zu kommen, bis wohin die Zubereitungen zur Hochzeit gemacht werden sollten.

Als Bärenhäuter seine Brautwerbung also abgethan, so kam wieder der Teufel, und sagte zu ihm: Nun sey es Zeit, daß er sich in einer andern Kleidung vorstelle, Rosse und Kutsche sammt Dienerschaft sich anschaffe, und überhaupt adelige Sitten und Gebärden annehme. Das that er denn, wie ihm gerathen worden; und als er nun so ausgestattet in die Burg des Edelherrn einzog, da erstaunte Jedermann darüber, daß aus dem wüsten Bärenhäuter ein so schöner und reicher Cavalier geworden. Die Braut, die jüngste Tochter, hatte zumal Freude über diese Verwandlung. Ihre Schwester aber, aus Neid und Mißgunst, grämte sich dermaßen, daß sie sich am Hochzeittage erhängte. So hatte denn Bärenhäuter dem Teufel, seinem Herrn, zu guter Letzt noch zwei Opfer geliefert, und das dritte konnte ihm ohnehin nicht entgehen. Nach Jahr und Tag, die sie

im leichtfertigen Leben mit ihrem Manne zugebracht, war auch die jüngste eine Leiche. Den Bärenhäuter hat aber zuletzt der Teufel selbst geholt.

47.

Der Spielmann und sein Wohlthäter.

Ein alter Spielmann wohnte bei einem armen Schuster zur Miethe. Das Spottgeld, das er sich verdiente an den Schenktischen, wo er seine alten Weisen ableyerte, mochte kaum hinreichen, um sich ein Mittagbrod zu schaffen. Jeden Abend aber saß er beim Schuster zu Tisch, und wenn die Zeit kam, wo die Miethe zu bezahlen war, legte er wohl vor dem Meister den Beutel aus, aber es war kein Geld drinnen, und der Meister, aus Erbarmen, schenkte ihm dann selbst einige Schillinge, auf daß er sich seinen Rock flicken, seine Wäsche reinigen, und neue Schuhe sich machen lassen konnte. Diese Wohlthätigkeit des Mannes mißfiel aber der Hausfrau, und sie zankte oft deßhalb mit ihm, daß er den alten Lump, wie sie gewöhnlich den Spielmann nannte, im Hause duldete und nährte, wie ein Ungeziefer. Der Mann aber blieb dabei, und that nach- wie vor-

her, und er sagte sein Sprüchlein auf: gebet, so wird euch gegeben werden. Das ist denn auch wahr geworden, in mehr als Einem Sinne. Denn erstlich leistete ihm der alte Spielmann täglich Gesellschaft am Abend, und erzählte ihm die Neuigkeiten des Ortes und des Tages, und spielte ihm auch oftmal umsonst ein lustiges Stücklein auf, oder sang ein schönes weltliches Liedlein, so daß der Mann gerne zu Hause blieb und manchen Pfennig ersparte, den er sonst im Wirthshause verbraucht hätte. Und zweitens brachte ihm der Spielmann manchen Kunden zu von seines Gleichen, die aber Geld hatten, um zu bezahlen; und die Nachbarsleute selbst, die von des Schusters wohlthätigem Sinne erfuhren, gaben ihm gern Arbeit, verhoffend, er, der gutherzige Mann, werde um so mehr auch ein ehrlicher Mann seyn, worin sie sich auch nicht betrogen fanden. Und drittens — aber da muß der Volksfreund sich selbst unterbrechen, um dem Leser alles deutlich zu machen. Der Spielmann war eigentlich ein Duckmäuser. Denn er hatte, wie Judas, einen geheimen Säckel, und ersparte sich viel Geld. Er dachte aber kläglicher Weise so: so lange der Meister lebt von seiner Arbeit, so lange leb' ich auch von seinen Wohlthaten. Stirbt e r früher als ich, so habe ich doch einen ersparten Pfennig, von dem

ich fortan mich ernähren kann, und er mag dafür Gottes Lohn erhalten. Sterb' ich aber früher, nun dann. — — Es ist aber das Letztere eingetroffen, und was sich der Spielmann gedacht, das hat er auch gethan. Er setzte den Meister Schuster zu seinem Erben ein, und nach seinem Tode fand man in dem geheimen Säckel nicht weniger, als zweihundert Pfund; das thut: zweitausend und etliche hundert Gulden. Das war drittens. — Der günstige Leser wird daher erstlich dem Spielmann abbitten, wenn er ihn für einen Judas gehalten; zweitens wird er dem Meister Schuster Recht geben und sein Sprüchlein in Ehren halten; und drittens wird er das Gleiche thun; denn umsonst hat der Volksfreund ihm die Geschichte nicht erzählt. — Es hat sich aber diese Geschichte ereignet in der großen Stadt London, wo es 30,000 Arme gibt, die in der Früh aufstehen, ohne zu wissen, ob und wo sie Mittags essen oder die folgende Nacht schlafen werden; und der Spielmann ist gestorben im Jahre 1834, wie die Zeitungen gemeldet haben.

48.

Grausamer Scherz.

In England, wo man überhaupt mit den Spitzbuben nicht viel Umstände macht, besteht unter andern auch das Gesetz, daß wenn ein zum Tode Verurtheilter einen andern als Mitschuldigen angibt, sein Zeugniß als vollgültig angenommen und der bezeichnete Spießgeselle ohne weiteres mitgehenkt wird. Einsmals hat sich einer einen grausamen Scherz erlaubt. Als er zum Galgen geführt wurde, hörte er einen unter den Zuschauern, die am Wege stunden, laut sagen: Wie mag wohl dem zu Muthe seyn! Es lag eben kein Spott in diesen Worten, aber auch kein sonderliches Mitleid, sondern es war nur eine Aeußerung jener dummstieren Neugierde, welche auch bei uns nicht bloß den Pöbel, sondern auch gebildete Herren und Damen hinaus treibt, wenn ein solcher Verbrecher der Gerechtigkeit zum blutigen Opfer gebracht wird. „Wie mag wohl dem zu Muthe seyn!" sagte der Engländer. Das hörte der Spitzbub, und er sah auf den Mann, der das Wort gesprochen; und er sah, daß er nichts weniger als aus Mitleid so geredet habe. Da wandte sich der Schächer zum Richter, der ihn be-

gleitete, und sagte: „Der, welcher dort unter den Zuschauern stehe, sey sein Mithelfer gewesen im Diebstahl, weßhalb er den Tod leiden müsse.“ Sogleich wurde nun der Bezeichnete ergriffen und festgesetzt. Im Verhör mochte er läugnen, wie er wollte, es half ihm nichts; es hatte einmal ein Verurtheilter gegen ihn gezeugt, daß er's gewesen, und er selbst konnte nicht beweisen, daß er's nicht gewesen. Also wurde er von den Geschwornen als ein Dieb zum Tode verurtheilt. Des andern Tages saßen ihrer zwei auf dem Wagen zum Galgenziel, und die Straße stand schier leer von neugierigen Zuschauern, da die Fuhr vorbei ging. Nachdem sie an der Richtstätte angelangt, fragte der erstere den andern: „Weißt du jetzt Camerad, wie einem zu Muth ist, der zum Galgen geführt wird?“ — „Ja wohl! Gott sey's geklagt!“ sagte der andere. Drauf wandte sich jener an den Richter, und sprach: „Ich nehme mein Zeugniß zurück. Er ist unschuldig an dem Verbrechen, dessen ich ihn geziehen. Ich habe mir nur den Spaß machen und ihm Gelegenheit verschaffen wollen, zu erfahren, wie einem armen Sünder zu Muthe sey.“ Also wurde der Angeschuldigte wieder — frei gegeben? Das weiß der Volksfreund nicht, er hofft es aber. Denn wer nach den englischen Gesetzen einmal dem Blut=

richter überliefert worden ist — wofür dieser einen eigenen Empfangschein an den Kerkermeister auszustellen hat — der ist ohne Rettung dem Tode verfallen. Darum danken wir Gott, daß wir nach deutschen Gesetzen gerichtet werden — ich meine nicht die Spitzbuben, sondern uns übrige ehrliche Leute.

49.
Hans, blas 's Licht aus.

In Frankfurt lebte ein Weinhändler, Namens Mauskopf; der hat die Kunst verstanden, von der Armuth sich Reichthum zu verschaffen. Wenn er nämlich von einem Winzer hörte, daß es mit dessen Vermögen auf die Neige gehe und zur Vergantung, so war er flugs bei der Stelle, wie ein Rabe, der um Sterbende kreiset, des Aases gewärtig. Einsmals aber hat er doch eine falsche Rechnung gemacht. Ein Winzer an der Bergstraße, wo guter Wein wächst, war drum und dran, den Garaus zu machen. Dieß hatte kaum unser Mauskopf gehört, als er sogleich zu dem Manne eilte, um ihm den Rest von seinen Weinen abzuknicken. Der Winzer, wie er das Begehren vernommen, machte nicht viel Worte und Umstände, sondern

sagte bloß zum nebenan stehenden Knechte: Hans, zünd 's Licht an! und er führte dann sogleich den Winzer in seinen größtentheils schon ausgeleerten Keller, wo Kraut und Rüben, Schaufeln und Hacken, leere Fässer und Gestelle kunterbunt unter einander lagen, so daß sich die Besuchenden kümmerlich durchwinden mußten bis in den tiefsten Hintergrund, wo noch ein volles Faß stand. Der Winzer gab dem Kaufmann stillschweigend ein Glas zu kosten, und dieser fand den Wein vortrefflich, und hoffte somit einen guten Fang zu machen. Auf die Frage, was das Ohm koste, nannte der Winzer den Preis, einen äußerst billigen. Der trügerische Kaufmann aber, der Mauskopf, bot einen Schandpreis. Was that nun der Winzer?... Der Volksfreund kannte einen Landsmann, einen ehrenwerthen Leinwandhändler aus den Stauden; wenn diesem ein Kaufherr einen Spottpreis der Art auf seine Waare schlug, so kehrte er sich um, stellte sich in die Stubenecke, und, indem er die Hände faltete und die Daumen im Kreisel spielen ließ, murmelte er zwischen den Zähnen: Zoərə˜ komm moərə˜! Zoərə˜ komm moəre˜! Zoərə˜ komm moərə˜! — *) ungefähr wie es

*) Zorn komm morgen!

Kaiser Augustus gethan, der, um den aufbrausenden Zorn zu unterdrücken, das griechische Alphabet herzusagen pflegte. . . . Unser Winzer aber that anders; er sagte bloß: Hans, blas 's Licht aus! und er durchzog drauf mit Hansen den ihm wohlbekannten Keller ohne Gefährde, und kümmerte sich um den Kaufmann nicht weiter mehr. — Dieser aber hatte nun seine liebe Noth, wie er in der Finsterniß durch den Wirrwarr aus dem Keller kommen sollte. Jetzt stolperte er über einen Kraut- und Rübenhaufen, dann fiel er über ein leeres Faß oder ein Gestelle, drauf rannte er an die Wand, und kam zuletzt mit hinkenden Beinen, mit geschundenen Händen und mit Beulen am Kopf kümmerlich aus dem verfluchten Kellerloch. Der Winzer aber war inzwischen schon aufs Feld gegangen, und Hans hielt dem Kaufmann an der Kutsche das Leitseil hin und die Geißel, nachdem er ihm noch, aus Unachtsamkeit, damit ins Gesicht gefitzt. Also mußte er unverrichteter Dinge abziehen... Seit der Zeit geht in Frankfurt das Sprüchwort, wenn man einen schnöden Handel nicht eingehen will: Hans, blas 's Licht aus!

50.

Die Meisterschaft.

Vordem hießen die Scharfrichter vorzugsweise Meister. Wie weit sie's in ihrem blutigen Handwerke damals gebracht, davon lesen wir in der Chronik von Regensburg folgende Geschichte. Als dort im Jahr 1601 der Scharfrichter gestorben, warben drei Henker aus der Nachbarschaft um diesen Dienst. Man zeigte ihnen an, daß bereits drei Missethäter, die zum Tode verurtheilt worden, im Gefängniß lägen; an diesen sollten sie ihr Meisterstück, jedweder an einem, versuchen, und welcher von ihnen am besten das Scharfschwert führe, der werde den Dienst bekommen. — Nun höret, wie sie sich so gar meisterlich gehalten haben. Der erste hat dem einen Verurtheilten einen Ring mit Röthel um den bloßen Hals gestrichen, und bei der Enthauptung diesen Ring genau durchhauen. Der andere hat seinem armen Sünder zwei Fäden um den Hals gelegt, und den Hieb also gut gethan, daß er sogar keinen Faden verletzte. Nun ist es an dem dritten Henker gewesen, der ein großer, starker Mann war; da hat das Volk gemeint, er könne unmöglich mehr gewinnen. Der rief mit lauter Stimme vom Hochge=

richt: wie muß denn ich es machen, daß es mir zum Besten komme? Als nun Jedermann zugelaufen, und sehen wollen, wie er es anfangen werde, ob er auch einen Kreis oder Ring um den Hals mache; und als die andern zwei Henker, die zunächst dem armen Sünder standen, gar sehr Acht geben wollten, und ungeschickt und fürwitzig die Köpfe hinhielten: da haute der Meister in Eile zu, und schlug mit Einem Hieb dem Sünder und den zwei Henkern die Köpfe ab, und also hat er sein Meisterstück am besten bewiesen, daß er Scharfrichter wurde.

51.

Volkssagen aus Franken.

1.

In Rothenburg an der Tauber ist ein Gäßle, das heißt das Freudengäßle. Dort hat vor Zeiten der Scharfrichter seine Behausung gehabt. Wie aber dasselbe zu dem Namen gekommen, davon wird folgende Geschichte erzählt. Als nach der Schlacht bei Nördlingen der Tilly in Rothenburg eingezogen, hatte man ihm und seinen Leuten ein stattliches Mahl zubereitet auf dem Rathhause. Dabei ward ihnen denn auch in einem großen Humpen,

der noch heutigs Tags zu sehen ist, Wein kredenzt vom Rothenburger Gewächs, dem besten. Wie nun Tilly den Mund ansetzte, fand er den Wein ganz abscheulich; und vermeinend, daß die Rothenburger ihm diesen Trank zum Spotte gereicht, ergrimmte er in Zorn, und sprach zu Bürgermeister und Rathsherren: dieser euer Wein soll euch schlecht bekommen. Denn ich sage euch: wenn nicht einer von euch diesen Humpen in Einem Zuge austrinkt, so seyd ihr alle des Todes. Und er ließ auch sogleich den Scharfrichter holen, daß er bereit stehe mit seinem Schwerte, um einem nach dem andern den Kopf abzuhauen. Da erbarmte sich aus Patriotismus einer der jüngern Rathsherren der übrigen, und trat vor, und trank den Wein allen in Einem Zuge aus, wie es der grausame Tilly verlangt hatte. Also sind Bürgermeister und Rathsherren mit dem Leben davon gekommen, und der Scharfrichter ist unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Darüber ist nun in Rothenburg große Freude gewesen. Und es wurde, um dieses Ereignisses wegen, jenes Gäßle, in welchem der Scharfrichter seine Wohnung gehabt, von der Zeit an das Freudengäßle genannt.

2.

Bei Rothenburg an der Tauber ist eine rauhe, wilde Steig, die Kniebrechen genannt wegen

ihrer Steile. Da hat sich vor Zeiten eine grausame That begeben, an welche jeder, der des Weges geht, mit Schaudern denkt. Die Geschichte lautet, wie folgt. Es wurden zu jener Zeit drei Männer aus Rothenburg an des Kaisers Hof gesandt, um ein Anliegen ihrer Stadt an den Herrn zu bringen. Der Kaiser empfing die Abgeordneten auf leutselige Art, und er fragte vorerst einen nach dem andern nach ihren Namen, wie sie sich schrieben. Der erste sagte, er schreibe sich Vötter; worauf der Kaiser: das ist ein gar schöner, freundnachbarlicher Name. Der andere, gefragt, sagte, er schreibe sich Brueder. Der Kaiser: das ist ein noch schönerer Name, der einem wahrlich ins Herz hinein wohl thut. „Und wie schreibt denn Ihr Euch?“ fragte zuletzt der Kaiser den dritten. Der antwortete nach einigem Zögern, fast kleinlaut: Ich schreibe mich Mörder. „O pfui!“ sprach der Kaiser, „das ist ein garstiger, ein schlimmer Name; es möchte einem die Haut drob schaudern.“ Das hatte der Kaiser im Scherz gesprochen. Jener aber hielt es für Ernst, und es beschlich Neid und Mißgunst sein Herz, und weil ihn die andern darob neckten, zuletzt Haß und Rache. Als sie daher nach Hause zurückkehrten, so überfiel er sie, Angesichts der Vater-

stadt, auf der Kniebrechen, und schlug sie todt. Darob wurde der Mörder eingefangen und hingerichtet; und es ist der letzte seines Stammes gewesen zu Rothenburg an der Tauber.

52.

Die Hasenjagd.

Ich weiß nicht, ist es ein Schwabe oder ein anderer deutscher Landsmann gewesen, der einmal von einem Hasen hübsch angeführt worden ist. Es hatte nämlich ein lang anhaltender Regen die Gegend so sehr überschwemmt, daß fast alles Wild in den Niederungen zu Grunde gegangen. In dieser Noth hatte sich ein Häslein schwimmend auf einen Weidenbaum gerettet, der noch aus dem Wasser hervorragte. Das sah ein Bauer von seiner einsamen Hütte aus, und er dachte sich: der Hase wäre doch mehr geborgen in seiner Küche, als dort auf dem Baume, wo er ohnehin zuletzt doch versaufen oder verhungern müßte. Also zimmerte er ein Paar Bretter zusammen, und ruderte damit gegen den Weidenbaum zu, um den Hasen zu fischen. Der aber mochte dabei auch seine Gedanken und Plane im Kopfe haben,

wie sich's aus der Folge ergeben. Denn wie nun der Bauer anfuhr und sich an den Zweigen hinauf hob, ersah sich der Hase den rechten Augenblick und sprang über den Bauern hinweg auf das bretterne Fahrzeug, das, durch den Aufsprung in Bewegung gebracht, nun fortschwamm, wohin es das Wasser führte. Beim nächsten Bühel, wo es anfuhr, sprang der Hase aufs Trockene und dankte, wie es schien, seinem Erretter mit einem allerliebsten Männle. Der Bauer aber säße wohl noch auf dem Baume, wenn ihn nicht die Nachbarn heimgeholt hätten, die ihn nun ob seiner Hasenjagd brav auslachten.

53.

Der Hahn im Korb.

Zur Zeit, da es noch Sitte war, Narren zu halten an den Höfen, hatte ein Fürst einen solchen Schalk, der wegen seiner lustigen Streiche und gescheidten Einfälle bekannt und beliebt war. Eines Mittags, da man zur Tafel ging, aber der Narr noch fehlte, sagte der Fürst zu den eingeladenen Herren: um den Narren mit guter Art züchtigen zu können, habe er einen Schwank im

Sinne; es sollte jeder von ihnen ein Ei zu sich stecken, und wenn er's befehle, herfür langen. Als sie nun sämmtlich bei Tafel saßen, und die Reden durch einander liefen und überlaut wurden, rief der Fürst, scheinbar vor Unmuth: „Das gackert und glucket ja, als wenn ein Hennenvolk beisammen wäre! Nun will ich aber auch die Eier sehen, die gelegt werden, geschwind! Und er wandte sich zum nächsten, der neben ihm saß. Der duckte und schmuckte sich alsogleich, und druckte und legte das Ei vor sich auf den Tisch. Deßgleichen thaten der andere, der dritte, die übrigen, so wie die Reihe an sie kam. Zuletzt war's am Narren, daß er ein Ei legen sollte. Der aber erhob sich auf seinem Sitz und schlug mit den Armen, als wie mit Flügeln, und schrie: Kikerikiki! „Was will das?" fragte der Fürst. „Ei," antwortete der Narr, „da, wo so viele Hennen sind, muß ja doch wohl auch ein Hahn seyn." Dieser Einfall ergötzte den Herrn, und der Narr entging nicht nur der zugedachten Züchtigung, sondern verblieb auch, was er bisher gewesen, der Hahn im Korb.

54.

Der lustige Schuster.

Wer zu allen Kirchweihen, Dinzelfesten und sonstigen Eß- und Trinkgelagen von allen Seiten her geladen wurde, das war Fips, der lustige Schuster. Er verstand zwar nichts von den sieben freien Künsten und blutwenig von seinem Handwerk, aber er hatte vielen Mutterwitz, und war unerschöpflich an Schnaken und Schnurren, und besonders an Räthseln. Deßhalb warb man gern um seine Gesellschaft, und er schlug auch keine Einladung aus, da, wo es wohl zu essen und zu trinken gab, umsonst und um nichts. — Einsmals lud ihn auch ein reicher Kaufherr zu Tische, welcher mehrere gute Freunde bei sich bewirthen wollte. Fips erschien, wie sich's ziemte, im Feiertagsrocke, und war nicht der letzte, der sich setzte. Suppe und Rindfleisch schmeckten ihm wohl, das sah man; aber er that kein Maul auf, außer zum Essen. Die Gäste warteten vergebens auf die Schnaken und Schnurren und auf die Räthsel. Der Hausherr schenkte ihm ein Glas Wein ein, verhoffend, daß der Geist den Geist wecken werde. Der Schuster soff ein Glas um das andere aus und aß viel, aber

es kam kein Wörtle aus ihm. Endlich forderte ihn der Hausherr auf, seine Witze loszulassen. Fips erwiederte: „Laßt mich doch erst einen Grund legen; dann werden schon die Witze aufwachsen, wie Pilze. Aber naß muß vor Allem der Boden seyn." Und er trank und aß fort. Zuletzt, als man ihm gar keine Ruhe mehr ließ, wischte er sich das Maul, trank noch ein Gläslein, und fing sofort an zu erzählen, wie folgt: ein König schickte eines Tags seinen Narren aus in die Welt, mit dem Auftrage, er solle nach drei Dingen forschen, und nicht eher an den Hof zurückkehren, als bis er sie gefunden. Und er legte ihm drei Fragen vor: „Zum ersten, welches Fleisch ist fetter, als Schweinefleisch? Zum zweiten, welches Brod ist weißer, als Ulmerbrod? Zum dritten, welches Holz ist härter, als Hagebuchen-Holz?" Auf dieß ging der Narr fort. — — — Fips hatte dieß kaum geredet, als er wieder über die Schüssel herfiel und sich eins ums andre tief zu Gemüth führte. Die Gäste hatten unterdessen angefangen, über den Räthseln zu sinnen, die dem Narren aufgegeben waren. Und der eine rieth dieß und der andere jenes. Fips aber schüttelte zu allem, was sie vorbrachten, den Kopf, und aß und trank weiter, so lang es reichte. Endlich verleidete den Gästen das Rathen, und sie for-

derten den Schuster auf, zu sagen: was fetter sey, als Schweinefleisch, und so weiter. Fips, ohne lange nachzusinnen, sagte: er für seine Person wisse es eigentlich auch nicht, und man müsse drum schon warten, bis der Narr zurück sey von seiner Reise um die Welt; der werde es dann sagen, wenn er's eben wüßte. Der Hausherr und die Gäste merkten nun, daß sie die Gefoppten seyen; doch verhielten sie's dem lustigen Schuster nicht, sondern lachten fein einander aus. Fips hielt sie auch von nun an, als er satt geworden, schadlos mit seinen Schwänken und Possen, so daß zuletzt alle zufrieden gestellt wurden. . . . Und wenn's der Leser nicht ist, so mag er den Narren machen, und selbst Umfrage halten in der Welt.

55.

Schutzschrift für die Bauern.

Da sagt man gemeiniglich, die Bauern seyen dumm und grob. Wie falsch dieß sey, mag unter andern folgende Geschichte beweisen: ein Bauer hatte in einem Städtlein Honig feil auf dem Markte. So wie er aber den Honighafen öffnete, flog ein

Schwarm von Fliegen herbei und bedeckte über und über das Gefäß, und es half kein Abwehren und Verscheuchen, und die Leute, welche kaufen wollten, wendeten sich mit Ekel ab und gingen weiter. Da beschloß der Bauer in seinem Aerger, die Fliegen zu verklagen beim Bürgermeister, und er that's. War das dumm? Nein. Dumm wär' es gewesen, wenn er den Bürgermeister verklagt hätte beim Bürgermeister, daß er das Städtchen vom Unrath nicht säubern ließe, und so das Fliegengeschmeiß hegte und pflegte zum Schaden der Verkäufer, die doch ihren Marktpfenning zu bezahlen hatten. — Also mußte dem klagenden Bauern der Bürgermeister Recht verschaffen, er mochte wollen oder nicht. Und er sprach: ich erkläre hiemit alle Fliegen in der Stadt für vogelfrei, und du magst sie todt schlagen, wo du sie nur triffst. Der Bauer war mit dem Urtheilsspruch zufrieden; und da so eben eine Fliege dem Bürgermeister auf die Nase gesessen, so schlug sie der Bauer sogleich todt von Rechtswegen. War das grob? Nein. Grob wäre es gewesen, wenn er die Nase des Bürgermeisters gemeint hätte und nicht die Fliege. So aber konnte er noch um Verzeihung bitten, was er auch that. Und da er einmal, sagte er, das Recht erhalten habe über Leben und Tod aller Fliegen, so wolle er nur gleich damit

anfangen, das Rathhaus zu säubern von dem Geschmeiß. Und in demselben Augenblick hatte auch der Schreiber seine Maulschelle, der ihn ausgelacht. — Kurzum, wollten sie nicht alle die Faust des Bauern fühlen, so mußten sie ihm den Honig abkaufen, um seiner los zu werden. Weiteres wollte eben der Bauer nicht, und er dankte für die gute Bezahlung.

56.

Der fromme Müller.

Ein Müller wohnte zwischen zwei Kirchdörfern, so daß sein Haus zu dem einen und die Mühle zu dem andern Dorfe gehörte. Die Einwohner beider Dörfer, welche sich seiner Mühle bedienten, lobten ihn wegen seiner Frömmigkeit und Ehrlichkeit; und als er starb, geriethen sie in Streit, weil jede Gemeinde ihn auf ihrem Kirchhof haben wollte. Sie konnten sich darüber nicht vereinigen und fingen einen Proceß an. Der Richter entschied: daß man den Todten auf einen Wagen legen, zwei Pferde davor spannen und dieselben mit Peitschen forttreiben lassen sollte; auf welchem Kirchhof sie alsdann stehen bleiben würden,

dahin sollte man ihn begraben. — Da die Bauern dieses für gut annahmen und ausführten, liefen die Pferde in vollem Trab dem Galgen zu, und blieben daselbst stehen. Die Bauern verwunderten sich nicht wenig darüber, und sagten: sollten wir auch betrogen seyn? Und sie berathschlagten, was nun zu thun sey. Dieß ist ein Platz, sagten sie, wohin Leute begraben werden, die nicht viel taugen, und wir wissen nicht, wie sein Herz beschaffen war. Wir wollen auch deßhalb nicht mehr darum streiten, sondern ihn hieher begraben. — Wie sie ihn nun vom Wagen nahmen, kam ein Bulle in Furie daher gelaufen, und brüllte: Hanguf! hanguf! worüber sich die Bauern noch mehr verwunderten, und den ehrlichen Müller aus Barmherzigkeit unter dem Galgen begruben.

57.

Hier lernt man Französisch.

Während der langen Zeit, als die Franzosen in Deutschland hausten, hatte Jedermann von uns Gelegenheit genug, französisch zu lernen, und sogar jeder Bauer wußte sehr wohl, was Buger, tutswit, l'arschan u. s. w. heiße. Darüber

braucht man sich auch nicht zu wundern, — hat es doch sogar das Vieh gelernt, wie folgende Geschichte beweiset. Ein Franzose hatte sich im Wirthshause etwas verspätet, und ging, ziemlich betrunken, nach dem Zapfenstreich heim ins Quartier. Unterwegs wollte er doch erfahren, wie hoch es an der Zeit sey, und klopfte an einer Hütte an, und fragte auf französisch: wie viel Uhr? Die Hütte war aber ein Schweinstall. Die Sau darin antwortete auf französisch (recht durch die Nase): ons! ons! das heißt auf deutsch: eilf. Der Franzos fragte weiter: ob's schon lange geschlagen habe? Da antworteten drinn die Ferkel, ebenfalls auf französisch: wui! wui! das heißt auf deutsch: ja. Der Franzos sagte: Schwuremersi (höflichen Dank!) und ging seines Weges weiter. Als er nach Hause gekommen, sah er auf der Wanduhr, daß sie wirklich recht gesagt hätten, die drinnen in der Hütte.

58.

Der bayerische Diogenes.

Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufrieden ist nur der Genügsame. Leute dieser Art sind aber in unsern Tagen sehr rar; und darum muß sich

der Volksfreund schon in frühern Zeiten umsehen, um ein Exempel zu finden für sein Lehrstück.

Als eines Tages der Kurfürst von Bayern, Max III, sich mit der Wildschweinjagd belustigte, was ein gefährliches Vergnügen ist, da durchbrach ein angeschossener Eber die Bahn, und rannte in voller Wuth schnurstracks auf den Kurfürsten los, der am nächsten stand. Der Herr wäre ohne Zweifel zu Schaden oder gar ums Leben gekommen, wenn nicht ein Treiber, ein rüstiger und besonnener Landmann, Muth und Gegenwart des Geistes genug gehabt hätte. Der lief flugs herbei, ergriff den Keiler bei einem seiner Hämmer, und riß ihn mit Einem Riß linksum, so daß das wilde Thier rechtsum und gradaus fortrannte, wo es denn zuletzt von den nacheilenden Jägern vollends erlegt wurde. Der Mann aber hatte sich indeß wieder unter dem Haufen der Treiber verloren, und die Sache wäre so weit abgethan gewesen. — Allein Max, der Gütige, als er Mittags im nahen Jagdschlosse das Mahl zu sich nehmen wollte, erkundigte sich angelegentlich nach dem braven Landmann, und er befahl, daß man denselben aufsuchen und in das Schloß bringen sollte. Das geschah denn; und der Treiber erschien, in seiner zerrissenen Jacke, mit verbranntem Gesicht und verworrenen Haaren, bar-

fuß. Als er in den Saal trat, wo der Kurfürst mit seinem Gefolge war, schob er das Hütlein seitwärts, ganz stät, über das Ohr herab, und blickte mit Scheu auf die bordirten Herren, die den Kurfürsten umstanden. Den Herrn selbst aber, der einfach gekleidet war, sah er nicht, und es ward ihm unheimlich ums Herz. Indessen trat der Kurfürst auf ihn zu, und mit jener leutseligen Art, die guten Fürsten eigen ist, sagte er zum Manne: „Du hast mir heute das Leben gerettet. Ich danke dir. Nun aber bitte dir auch eine Gnade aus.“ — Der günstige Leser wird sich nun den Kopf zerbrechen, um welche Gnade der wackere Mensch den gütigen Kurfürsten gebeten habe. Ein hundert bayerische Thaler wäre schon etwas gewesen, und ein hübsches Sümmlein; noch besser irgend ein Dienst bei Hof, z. B. der eines kurfürstlichen Ofenheizers oder Hundefütterers oder gar eines Hofstallers; lauter vornehme und einträgliche Bestallungen. Nichts von allem dem fiel unserm Land- und Landsmann ein, sondern er dachte sich ganz was anders, und er drehte dabei das Hütlein zwischen den Händen, und lugte so für sich hin, und schwieg. Der gnädige Kurfürst wiederholte nun nochmal seine Worte, und sagte noch lauter: er solle sich eine Gnade ausbitten. Da that nun endlich der Mann seinen Mund auf, und sprach,

indem er seine Augen wiederum über die bordirten Herren hinschweifen ließ: Außi wär i gern. Und ohne Urlaub abzuwarten, wendete er sich um, und eilte fort zu Thür und Thor hinaus. — Abends saß der Mann wieder in seiner Hütte, und erlabte sich an schwarzem Brod bei einem Krug Bier; und er dachte an Wald, und an Hof, und daß es dort nicht so unheimlich sey unter wilden Bären, als hier unter bordirten Herren. Und es war ihm kreuzwohl. Da trat noch spät am Abend ein Jäger des Kurfürsten in die Stube, und sagte: Der gnädigste Kurfürst läßt dich grüßen, und das schickt er dir zum Dank, du weißt schon wofür. Dabei gab er ihm eine Rolle bayerischer Thaler. Der Mann sagte: „'s hätt's just nit braucht; aber annehmen thue ich's, und ich laß mich schön bedanken.“ Und er holte drauf ein Fläschlein Branntwein hervor, und schenkte dem Jäger ein, und er trank mit ihm auf die Gesundheit des gnädigsten Landesvaters.

59.

Der schwäbische Diogenes. *)

Im edlen, schönen Schwabenland,
Da gibt es Helden allerhand;
Doch von den Abenteurern allen
Will Einer uns zumeist gefallen:
Der Röhrle.

Er diente als gemeiner Mann
Treu seinem König Lobesan,
Und in des großen Kaisers Kriegen
Thät alleweil zu Felde liegen
Der Röhrle.

Bei Krachau und bei Schlackawitz,
Bei Schneida und bei Haderlitz,
Und wo's nur blut'ge Köpf' absetzte,
Da war der Schwabe nicht der letzte,
Der Röhrle.

Und wo man sah ein Heldenstück,
Und wo man hört' von Muth und Glück — —
„Wer ist's? wer that so große Thaten?"
„„Wer ist's! das könnt ihr leicht errathen:
Der Röhrle!"" "

Einst hielt der Kaiser Musterung —
Es gab der Helden da genung —

*) Röhrle von Häfner-Neuhausen; der Held eines modernen Volksschwankes.

Jedoch von allen, die da waren,
Soll Einer nur sein' Gunst erfahren,
Der Röhrle.

Der Kaiser ruft ihn an, und sait: *)
„Er ist ein Held, wie's keinen geit! **)
Drum will ich Jhn auch höchlich ehren;
Er soll sich eine Gnad' begehren,
Herr Röhrle!"

„„Ich brauch kein' Gnad'! Ich hab' als Mann
Bloß meine Schuldigkeit gethan!""
So sprach, den Kaiser salutirend,
Und 's G'wehr vor selbem präsentirend,
Der Röhrle.

Der Kaiser drauf zum Volk sich kehrt,
Und spricht: „So was ist unerhört!
Fragt nicht: was hender und was wender? ***) —
's ist doch ein Tausendsappermenter,
Der Röhrle!" —

Dieß hat der Held uns selbst erzählt,
Und 's ist kein Wörtle dran gefehlt;
Und glaubt ihr's nicht, was wir euch sagen,
So mögt ihr ihn drum selber fragen,
Den Röhrle.

---

*) sagt. **) gibt.

***) „Was habt Ihr und was wollt Ihr?" Eine gewöhnliche Anredformel.

60.

Der schwäbische Sonn- und Mondfang.

Vor langen, undenklichen Zeiten ist es in Schwabenland geschehen, daß die von Munderkingen die Sonne und den Mond haben fangen wollen. „Ihr wisset, Bürgermeister und Gerichtsmänner — redete der Schultheiß die versammelten Väter an — wie der Aisterberg neben dem Pflummenhölzle fast ganz öd ist. Es wachs't auf dem halben Berg — und es ist doch so ein großmächtiges Werk — nicht einmal ein Bäumle. Ich bin schon so oft bös darüber worden, wenn ich den Nutzen betrachtet hab', den unser gemeines Wesen hätte, wenn man auch den Berg anbauen könnte. Man hat freilich nichts gespart bisher, es will aber immer nichts batten. Jetzt hab ich denn auch nachgesucht, wo doch der Fehler stecken möchte, und endlich bin ich drauf kommen. — Nächt zu Abend, geh ich in mein Feld hinaus, und will denn auch gucken und lugen, wie die Sonne hinab geht: ob's Morgen schön Wetter oder Regen abgibt. Und da seh' ich nun, daß die Sonne gemächlich hinab geht, und grad mitten über den Aisterberg durch. He, gemach! hab' ich gesagt. Bist du der Camerad, der

uns den Berg so verbrennt, sag' ich. Aber sie hat mich nur schreien lassen, und ist dort hinab, wie ein anderer Schelm. Und wie ich noch so dasteh', und ihr nachseh', kommt der Mond auch noch. Ja, was willt jetzt du da, hab' ich gesagt; du willt gewiß auch über den Aisterberg nach, und was die Sonne nit verbrennt hat, das willt du gewiß verfrieren lassen, sag' ich. Und wie ich's gedacht hab', so ist's gegangen; denn das Mondmännle, der bucklete Teufel, weist mir noch — —, und lauft, was gibst, was hast! über den Aisterberg hinab. Hast du denn, hab' ich gesagt, kein anderes Loch offen gefunden, du Besenbinder, als den Aisterberg? Könntest jetzt nicht ein bitzle einen Umweg nehmen, und im ebenen Land hinab marschiren? Muß denn der Donner dich über alle Bühel und Berg dahin führen? — Und alles das hab' ich mit meinen Augen gesehen. Jetzt aber schließet selbst, wo der Fehler steckt. Ich glaub', es ist leicht zu errathen; denn wo die größte Hitz' und die größte Kälte zusammen kommen, da kann ja nichts wachsen. Da habt ihr die Sach'; und es braucht jetzt nichts mehr zu disputiren, als wie dem Ding abzuhelfen ist. Jetzt rathet, Männer!" Peter Enderle, einer der Gerichtsmänner, nahm zuerst das Wort, und sagte: „Mich däucht's, man soll gelinde Mittel brau-

chen, und die Sache im Frieden ausmachen. Wir wollen, sagte er, so ein Bildstöckle auf dem Berg machen, und hinaufschreiben: bei zehn Thaler Strafe soll keiner darüber reiten noch fahren noch gehen, nicht einmal die Sonne und das Mondmännle. Wenn sie aber anders thäten, so sollen sie des Landes verwiesen werden auf ewige Zeiten." Beischen Jackel meinte: „Man sollt ihnen Gerichtle legen, wie den Vögeln, so thäten sie's nicht merken." Uri's Hans sagte: „Wenn's brennt, was thut man? Löschen. Feuerkübel, Feuerhaken, Feuerleitern, Feuerspritzen her, so ist die Sonne bald gemeistert. Und dem Mond hängt man ein paar Pulversäckle an, und springt ihn in die Lüfte. Das ist meine Meinung." Der Bannwart, gefragt, was er meine, sagte: „Mein Gutachten ist dieß: man nehme Büchsen, Burfel (Pulver) und Böller, und schieß den Teufel über den Haufen." Nun kam die Reihe an den Bürgermeister; der sagte: „Mit reifem Bedacht ist mein folgender Schluß abgefaßt. Und zwar von der Sonne sag' ich, man soll ein paar Heuwägen voll Schnee hinausführen, und an's Oertle legen, wo sie durchgeht. Was gilt's, die Hitz' vergeht! Was aber den Mond anlangt, so sag' ich, man soll ein rechtes Feuer aufmachen, so verbrennt er mit Haut

und Haar.“ Endlich gab der Schultheiß seine Stimme ab, und sagte: „Meine wohlsehende Meinung ist, man soll an zwei Stangen ein Garn ausspannen, und auf dem Berg heimlich hinlegen. Sobald die Sonne und der Mond kommt, so heben zwei Mann die Stange auf. Nachher müssen sie mitten durchs Garn, und bleiben hangen, und wir haben alle beide Broddiebe.“ — Der Rath des Schultheißen ward von allen gutgeheißen. Nur stieg dem Bürgermeister der Zweifel auf: was sie mit Sonn' und Mond anfangen sollten, wenn sie's hätten. — Auch dafür wußte der Schultheiß Rath und Auskunft: „Man laßt zwei Kästle machen mit Fenster und Umhäng, sagte er. Da sperrt man Sonn' und Mond hinein. Bei Tag laßt man die Sonn' heraus, und bei Nacht den Mond. Und daß auch die ganze Gemeinde den Nutzen hab', so lass' ich alle beide Kästle auf den Glockenthurn hinauf machen, eins dahinten, und das andere davornen; es soll für zwei Knöpf gelten.“ Damit waren die Bauern zufrieden. — Aber des Schultheißen Student, der den Leuten insgeheim zugehört, und der wohl wußte, was an Sonn' und Mond sey, und daß man sie nicht fangen könne, wie etwa ein paar Lerchen oder Nachteulen, lachte sich den Buckel voll, und er dachte sich: das wird einmal wieder einen

rechten Schwabenstreich absetzen; ich freue mich schon drauf. —

Die Bauern gingen alsobald ans Werk. Feuerleitern wurden herbei gebracht, und Feuerspritzen und Feuerkübel, und ein Garn an zwei Stangen, und zwei paar Pelzhandschuh für die, welche die Stange halten sollten, und die Kästle, darin sie Sonn' und Mond einquartiren wollten. Uri's Hans und Peter Enderle sollten die Stange halten; der Bürgermeister hatte den Feuerkübel zur Hand, wenn's etwa brennen sollte; Beischen Jackel hielt die Feuerleiter, und der Schultheiß hatte die zwei Kästle in Bereitschaft. Der Bannwart sollte Ordnung und Polizei halten. — Und sie kam, die Sonne. „Die Stang' in Höh', rief der Schultheiß; sie ist unser.“ „Nix haben wir — sagte Uri's Hans, der gestolpert und gefallen war, just, wie sie so recht ins Garn gewollt; — hinab gewischt ist sie hinter den Berg.“ Also standen die da, und hatten nichts. Der Student aber, der das Spektakel mit angesehen, lachte sich heimlich in die Faust, und sagte zu ihnen: es hätte nicht fehlen können, wenn der Berg nicht gerutscht wäre, mit sammt der ganzen Erde. Und sie sollten sich nur frisch an den Mond machen, der könne ihnen wohl nicht auskommen.

Also, um einen gleichen Unfall zu verhindern, holten sie vor Allem Ketten und Seile und Klammhaken und Nägel und Hammer und Deichelbohrer und Wagenwinden, und nagelten den Berg an, mit Pfählen und Bretternägeln. Der Schultheiß und der Bürgermeister sollten dießmal die Stange haben. — Und der Mond kam. Aber er ging hoch über sie hin, und sie konnten ihn nicht fangen, obgleich der Berg nicht rutschte, und die beiden das Garn empor hoben über Manneslänge. Also ist aus dem Mondsfang auch nichts geworden. — Der Student aber lachte insgeheim, und er sagte: „Der Berg sey plötzlich eingesunken mit sammt der Erde, und sie dürften nur einen Thurm bauen, der bis an den Mond reiche, so könnte es ihnen nicht fehlen mit dem Fang.“ Das ließen aber die Bauern bleiben, und darum geht noch heutigs Tags die Sonne und der Mond über den Aisterberg, und es kann sie Niemand dran hindern. — Also wird aus Schwabenland berichtet; ob aber, und was dran wahr sey an der Geschichte, kann man nicht so recht sagen, da sie sich schon vor langen, undenklichen Zeiten begeben haben soll.

III.

Abenteuer des Spiegelschwaben.

Im Possenspiel regt sich die alte Zeit
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.

Goethe.

Wie die sieben Schwaben aus einander gehen, und der Spiegelschwab sich zu dem Allgäuer gesellt.

Des andern Tages saßen zu Ueberlingen im goldenen Kreuz in aller Früh schon die beiden Steinbrüderle, der Blitzschwab und der Spiegelschwab, bei einem Känntle guten Kesperwassers beisammen; denn der Wein von gestern hatte ihnen den Magen ganz wund gefressen, und den wollten sie damit wieder heilen. Der Gelbfüßler war schon über Berg und Thal; der Nestelschwab hatte sich auch schon fortgemacht zu seinem Müetterli; der Knöpfleschwab flackte noch im Bett, und schnarchte so laut, man glaubte ein Mühlrad zu hören; der Allgäuer war im Heimgarten bei den Ochsen im Stall. Also konnten die zwei traulich mit einander schwätzen, und es irrte und engte sie Niemand. Sie sprachen aber von der Rückreise, und welchen Weg sie nehmen wollten. Der Spiegelschwab sagte: „Ueber Memmingen geh' ich nicht.“ Der Blitzschwab aber sagte: „Das sey der nächste Weg nach der Grafschaft

Schwabeck, und er müsse eilen, um dem Kätherle auf die Kirbe zu kommen.“ Und er redete dem Spiegelschwaben zu, daß er zu seinem Weib heim kehren sollte. „Lieber zu des Teufels Großmutter,“ sagte der. Und er trank ein Gläsle — eben nicht auf ihre Gesundheit. Der Blitzschwab hatte redlichs Bedauern mit ihm, und er sagte: „Es muß ja freilich ein leidiger Stand seyn um den Ehestand, wenn die Uhr nicht auf Eins steht.“ „Ja wohl, sagte der Spiegelschwab; und vollends, wenn die Uhr gar auf die böse Sieben steht!“ — Indem sie noch so sprachen, trat der Allgäuer in die Stube. Zu dem sagte der Spiegelschwab: „Allgäuer, ich geh' mit dir.“ „Bygost! sagte der Allgäuer, und ich geh' mit dir; so gehen wir alle beide mit einander.“ Nach einer Weile aber fragte er den Spiegelschwaben: „Aber los; wie halten wir's mit der Zehrung?“ Denn er wußte wohl, daß der Spiegelschwab einen Magen hatte, wie einen Schwamm, und daß es ihn immer durste, wie einen Bürstenbinder. Der Spiegelschwab sagte: „Bratst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst.“ So war's dem Allgäuer recht; und sie schlugen ein. Darauf nahmen sie Abschied; und der Spiegelschwab sagte: er solle ihm sein Kätherle grüßen; und der Blitzschwab entgegen: er solle fein einkehren, wenn er des Wegs

käme. — Also, wem's recht ist, der gehe mit; und wem's nicht recht ist, der halte sie nicht auf.

Es möchte einer die Nase reiben,
Man soll die Zeit besser vertreiben.

Wie der Spiegelschwab und der Allgäuer nach Kostnitz kommen, und was sie allda treiben.

„Wir gehen dem Bodensee nach, sagte der Allgäuer; dann kommen wir ans Gebirg, und dann können wir nimmer fehlen.“ Los, Brüderle, was ich dir sagen will, sagte der Spiegelschwab; was meinst: wollen wir nicht vorerst noch ein Bißle auf und über das deutsche Meer? Die Gelegenheit ist gar kommlich, und wir haben sie nicht alle Tag'. Auch sagt der Seehaas: es liege dort jenseits eine Stadt, die heiße Kostnitz; da dürfe man nur fragen: Maul, was willt? so habe man's, wie im Schlarauffenland; und was die Hauptsache sey, sagt er: es kost nits, wovon eben die Stadt den Namen habe. „Bygost! sagte der Allgäuer, recht wär's schon, wenn's nur auch wahr wär'.“ „Probiren können wir's ja, versetzte der Spiegelschwab, das Probiren kost nits.“ — Also fuhren sie mit

dem Marktschiff nach Kostnitz; und das erste Wirthshaus, das ihnen in die Augen fiel, war der blaue Bock, und sieh da! auf dem Schild stand geschrieben: morgen ist alles zechfrei. „Bygost! sagte der Allgäuer, dießmal hat der Seehaas nicht gelogen.“ „'s ist nur Schad, sagte der Spiegelschwab, daß wir um einen Tag zu früh gekommen.“ Also kehrten sie beim blauen Bock ein. Abends, als sie die kleine Zeche bezahlten, fragte der Spiegelschwab den Wirth: „Mit den Worten auf Eurem Schild hat's doch seine Richtigkeit?“ „Ja, sagte der Wirth, ein Mann, ein Wort!“ So saßen sie denn, wie angepicht, den ganzen folgenden Tag, und zechten vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein, der Worte eingedenk, die auf dem Schilde zu lesen waren. Und der Wirth und die Wirthin gingen fleißig zu und von, und hatten ihre Freude an den Zechbrüdern, und zumal auch an des Spiegelschwaben seinen Schnaken und Schnurren. Als ihn der Wirth fragte, warum sie nach Kostnitz gekommen, ob vielleicht dem großen Teufel zu Ehren? antwortete der Spiegelschwab: Ja; denn, sagte er, es sey gut, daß man sich allerorts gute Freunde werbe. Auf die Frage: ob sie auch nach Schaffhausen wollten, zum großen Herrgott, versetzte der Allgäuer: Nein; denn, sagte er, wir Schwaben

haben selbst, bygost! einen schwäbischen Heiland, und brauchen keinen schweizerischen."

Es zogen Gimpel über den Rhein,
Und kamen wieder als Gimpel heim.

Wie der Spiegelschwab die wahrhaftige Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd erzählt.

Unter Anderm kam denn auch die Rede auf die schwäbische Hasenjagd, von der die Mähr bis über das Meer gedrungen war. „Man erzähle sich dieß und jenes davon, sagte der Wirth, und wenn er's offen bekennen wolle, eben nichts, was den Schwaben sonderlich zur Ehre gereiche." „Das könne und wolle er ihm treulich berichten in Wahrheit, sagte der Spiegelschwab; denn er und sein Geselle seyen eben selbst dabei gewesen. Wißt also, fuhr er fort, daß der Teufel sich vorgenommen hat, zum Spaß, die Menschen in Furcht zu jagen, und ihren Muth auf die Probe zu stellen. Und er nahm die Gestalt eines Hasen an; versteht, eines Unthiers in Hasengestalt, und er war so groß und fürchterlich, daß es nicht zu sagen ist. Erstlich ließ er sich in Wälschland sehen, wo er ohnehin oft Geschäfte hat. Die Wälschen aber nahmen Reißaus nach allen Seiten

hin, und ließen dem Teufel das Feld. Da dachte sich der Teufel: Nun will ich's bei den muthigen Deutschen versuchen; und er kam nach Schwabenland, wo er wußte, daß die Tapfersten unter ihnen wohnen, und daß sie's, wie die Sage geht, selbst mit dem Teufel auf dem freien Feld aufnehmen. Die Schwaben, wie sie das Unthier sahen, waren nicht faul, sondern sandten Boten nach allen Gegenden Deutschlands, und verlangten, in des Reiches Namen, von jeglichem Volk das Contingent. Also stellten sich Bayern und Oesterreicher, Franken und Sachsen, sammt denen vom obern und niedern Rhein; nur die Schweizer blieben aus, die Kühmelker, die Milchsuppen, die Käspantscher. An der Spitze aber marschirten wir, die Schwaben, sieben Mann hoch. Und wir stießen auf den Feind unweit Ueberlingen am Bodensee. Aber, sieh da! wie wir nun anrückten, wir Schwaben, in voller Hitze, immer vorwärts; da liefen indeß die übrigen alle davon, die Franken voran, drauf die andern, und die Oesterreicher deckten den Rückzug; und wir, die Sieben, sind mutterseelenallein zurück geblieben, und haben das Abenteuer bestanden, zum ewigen Ruhm der Schwaben. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd; und wer's anders erzählt aus Mißgunst, der lügt,

sag' ich. Und sagt's nur jedem, daß ich's gesagt habe, ich, der Spiegelschwab.

Lügen ist fein sicherlich,
Doch verbergens etliche meisterlich.

Wie sie mit dem Wirth blinde Mäusle spielen um die Zeche, und wer sie bezahlen muß.

Des andern Tags in der Früh, nachdem sie noch ein Paar Seiteln zu Gemüth genommen, schickten sie sich endlich zum Aufbruch an, und sie sagten zum Wirth: „Schönen Dank für die höfliche Bewirthung!" „Ist meine Schuldigkeit gewesen, sagte der Wirth. Aber, mit Verlaub! setzte er hinzu, laßt nun sehen, was eure Schuldigkeit sey." Und er ging zur Schreibtafel, und rechnete. „He! rief der Spiegelschwab, was wär' denn dieß? Was steht denn auf Eurem Schild?" „Ein Bock, sagte der Wirth lachend, der die Leute blau anlaufen läßt." „Aber die Worte drunten?" „Ich steh' zu meinen Worten: Morgen ist alles zechfrei, — aber nicht heute, nicht nächten und vornächten. Verstanden?" Bygost! sagte der Allgäuer, merkst du nun, was die Kreide gilt? Der Spiegelschwab

aber dachte sich: Schalk muß mit Schalk gefangen werden; und er hatte alsbald seinen Einfall, den er dem Allgäuer ins Ohr raunte. Beide nahmen sofort ruhig ihre Beutel heraus, und kläpperten damit, als hätten sie was; und der Spiegelschwab sagte zum Allgäuer: „Laß! ich will schon bezahlen.“ „Bygost! sagte der Allgäuer, die Ehr' laß ich mir nicht nehmen — ich will bezahlen.“ So stritten sie eine Weile mit einander. Da sagte endlich der Spiegelschwab zum Wirth, der ihnen die Schuldtafel wies: „Ihr seht schon, wir beide können uns nicht vertragen, allein von wegen der Ehre; da wird's nun schon am besten seyn, daß das Loos entscheide. Wißt Ihr was? Um zum Kehraus noch einen Jux zu haben, wollen wir girigingelen oder blinde Mäusle spielen; wen Ihr ertappt, der zahlt — damit Punktum!“ Der Wirth ließ sich den Spaß gefallen und die Augen verbinden; die beiden zogen ihre Schlarfen aus, und nun ging's in der Stube husch auf und ab, 'rum und 'num. Bald war der Allgäuer zur offenen Thür hinaus; und der Spiegelschwab, nachdem er noch ein und den andern Schuß gethan, schlich ihm nach, lugte aber noch zum Guckerle hinein, um zu sehen, welche Sprüng' und Griff' der blaue Bock mache. Indem trat die Wirthin zur Thür herein; der Wirth

rannte auf sie zu, und rief: Du mußt bezahlen. — Der Schwabenstreich ward nun kundbar; der Wirth wollte den Strolchen nach, aber die Wirthin sagte: „Laß die hungrigen Schwaben laufen! Haben sie uns doch von dem Hasen befreit, dem Unthier, das zuletzt noch unsere Kinder und Rinder aufgefressen hätte.“ So kamen beide ohne Kosten aus Kostnitz, und fuhren mit dem Marktschiff wohlgemuth nach Lindau über.

Wer will in der Welt verbleiben,
Der muß List mit List vertreiben.

Wie der Spiegelschwab in Lindau sich für einen Wurmdoctor ausgibt.

Lindau heißt das deutsche Venedig. Stadt und Wasser sind zwar um Vieles kleiner, als die wälschen; aber lieblich ist's doch dorten, und schön und groß. Absonderlich wenn man am Hafen steht; da wimmelt's von Menschen, und es kommen hier Leute zusammen aus allen Weltgegenden, sogar aus der Schweiz. Da dachte der Spiegelschwab: hier wäre gut zu seyn, wenn man nur Geld hätte. — Noth lehrt beten, und noch etwas Anderes. Kurz, er hatte den Einfall, einen Wurmdoctor zu spielen, um zu Geld zu kommen. Der Allgäuer, dem er

seinen Plan anvertraute, schüttelte zwar den Kopf, und meinte, man könnte sie ertappen auf dem Betrug. Jener aber sagte: „Dafür solle er nur ihn sorgen lassen; und kurzum: mundus vult, sagte er; glaub's mir nur, Allgäuer!“ „Ich muß wohl, sagte der Allgäuer, indem er in seinem leeren Täschle umher stürte. Also sammelten sie auf der Straße fleißig, was sie an Trockenem und Nassem fanden, und das eine, das Pulver, vertheilten sie in kleine Paketlein, und das andere, die Latwerge, thaten sie in einen Tegel, den sie hatten mitgehen lassen. Des andern Tags wurde denn die Bühne auf dem Hasendamm aufgeschlagen; der Spiegelschwab zeigte sich als ein Doctor, in Mantel und Barett, und mit einem Knebelbart geziert, den er einem schwarzen Bock ausgerauft; der Allgäuer aber, der den Hanswurst spielte, war mit einem groben Kotzen angethan, wie ein Fätschenkind, und sah schier aus, wie der steinerne Steffel von Ulm. So bestiegen sie beide die Bühne, und der Hanswurst schrie aus: Allhier sind zu haben allerlei wunderbarliche Mittel, und sagte denn eine ganze Litanei von Wehtagen und Lahmtagen her, die der Doctor, sein Herr, heilen könne. Und die Leute kamen herbei, und kauften; und wenn sie ihn fragten, wofür? so antwortete er: für Alles, nur könne er nicht aus alten

Weibern junge machen; sonst, sagte er, wäre er freilich ein steinreicher Mann.

Halt nicht viel auf das Geschrei,
Denk, daß es oft verlogen sey.

Wie der Spiegelschwab den Lindauern wahrsagt, und welches Zeichen er ihnen stellt.

„Dumm sind die Leute genug, dachte sich der Spiegelschwab; also kann man's schon weiter treiben mit ihnen.“ Er rief also aus, daß er auch wahrsagen und einem die Planeten stellen könne. Der Leser muß aber wissen, daß er dieß Handwerk schon längst getrieben hatte und zwar mit dem besten Erfolg. Er hatte einen ganz einfachen Kunstgriff dabei: er prophezeyte nicht Gutes. Wenn nun das Böse eintraf, so war's richtig; traf es aber nicht ein, so war's um so mehr recht. Und also setzte er sich weit und breit in den Ruf des besten Wahrsagers, und man ging zwar nur mit Zittern zu ihm, aber man kam doch. Die Lindauer, wie sie denn neugierige Leute sind, ließen sich auch hierin zum Besten haben; und wie sie sahen, daß einer um den andern mit einem bedenklichen Gesichte wegging und den Kopf hängen ließ, so wurden sie immer

mehr und mehr in der Meinung bestärkt, daß er's auf ein Haar treffe. Und nach und nach kamen alle Lindauer, und brachten ihm ihre Bärenbatzen. Endlich dauerte es ihm zu lange — denn sein Säckle war gefüllt — und er stand auf, und sagte zu der Menge, die umher stand: „Eigentlich, liebe Leute, nutzt euch all mein Wahrsagen nichts; denn binnen heut und drei Tagen geht ohnehin die ganze Stadt Lindau zu Grund, mit Mann und Maus. Wollt ihr ein Zeichen haben? Das will ich euch geben. Ihr sollt's am Himmel sehen, und kein gewöhnliches; nicht etwa Feuer und Schwert, sondern, liebe Leute, einen leibhaftigen Fuchsschwanz.“ Die Lindauer rissen Augen und Ohren auf, und wußten nicht, was sie denken sollten. „Kommt nur, sagte der Doctor, indem er von der Bühne herabstieg, ihr sollt Wunder sehen.“ Sie folgten ihm nach. Er blieb vor dem Hause eines Kürschners stehen, der einen Fuchsschwanz statt eines Schildes anhängen hatte. „Jetzt schaut, sagte er zu den Umstehenden; seht ihr nicht den Fuchsschwanz am Himmel?“ Die Umstehenden schauten; es drängten sich andere nach, immer mehr und mehr, und sie sahen alle — daß sie gefoppt seyen, und lachten einander aus. Inzwischen hatte sich der Spiegelschwab fein weggeschlichen, und aus dem Staub gemacht. Die Lin-

dauer aber sehen noch heutiges Tags den Fuchsschwanz am Himmel, und halten für gewiß, daß ihre Stadt einmal zu Grund gehen wird.

Lügen und Trügen sind sehr werth,
In allen Künsten man sie begehrt.

Wie der Allgäuer den Lindauern die Zeche bezahlt für den Spiegelschwaben.

Da der Herr entkommen, so wollten sich die Lindauer an den Diener halten. „Uf ihn! er ist von Ulm!" riefen sie allesammt. Und sie griffen und gerbten und walkten ihn an allen seinen Gliedern. Endlich gelang es ihm doch, sich von seiner Vermummung loszumachen; und da hätte man aber sehen sollen, wie der mit den Lindauern umging. Wie ein wilder Bär die Hunde, die ihn verfolgen, so schlenzte er den einen da-, den andern dorthin; Alles arbeitete an ihm; er packte mit den Händen, er stieß mit den Füßen, er biß mit den Zähnen; er that wie ein Besessener. So machte er sich Weg durch das Städtle bis an die Brücke; da nahm er noch zu guter Letzt ein Paar arme Schächer, die ihn verfolgten, und warf sie links und rechts über das Geländer in den See hinab. Nun ließen ihn die Lindauer in Frieden

fortziehen. — Außerhalb der Brücke erwartete ihn der Spiegelschwab, der mit Lust dem Spectakel von ferne zugesehen. Er that aber, als hätte er nichts wahrgenommen, sondern er sagte bloß die Reime so vor sich hin, um den Allgäuer zu hetzen und zu hienzen:

Hänsle, lerne mir nicht zu viel,
Mußt sonst leiden und streiten viel;
Hätt' das Kälblein mehr Verstand,
Wär's nicht an die Wand gerannt,
Schlacht' nicht mehr, als du kannst salzen,
Koch' nicht mehr, als du kannst schmalzen;
Ist am Löffel auch kein Stiel,
Gott schenkt's jedem, wie er's will.

Der Allgäuer merkte gar wohl, daß der Geselle es auf ihn münze, aber er that, als verstände er ihn nicht. Als ihn aber der Spiegelschwab, der das Utzen nicht lassen konnte, eine Weile hernach fragte: ob er die Zeche fein ordentlich bezahlt habe, da riß ihm das Geduldsäckle, und, indem er ihn beim Kragen packte, sagte er: „Ja, bygost! und ich will jetzt mit dir abrechnen.“ Wie der Spiegelschwab merkte, daß jener Ernst machen wolle, zog er andere Saiten auf und sagte: Unter Brüdern nehme man's nicht so genau; und ein anderes Mal wolle er statt seiner bezahlen. Für dieses Mal ließ es der Allgäuer

noch gut seyn, besonders da ihm der Geselle die Batzen zeigte, die er eingenommen, und die er brüderlich mit ihm theilen wollte. Und also zogen sie in Eintracht weiter.

Gewalt geht vor Recht,
Klagt mancher arme Knecht.

Wie der Allgäuer mit dem Spiegelschwaben nach Hindelang wandert, des Allgäuers Heimath.

Der Spiegelschwab wollte von Lindau aus über Wangen und Isny nach Kempten wandern, weil er da überall bei seinen Vettern freie Einkehr nehmen konnte; und es ist auch Schade, daß es nicht geschehen, immaßen viel zu erzählen wäre von den Vögeln, die in diesen Nestern hocken und hecken. Aber der Allgäuer blieb dabei, und ließ sich's nicht nehmen, längs den Bergen geraden Weges heim zu ziehen, obgleich dieß ein Gelände ist, nicht viel besser, als die obere Pfalz, die bekanntlich dem Teufel gehört: und der Spiegelschwab hatte auch Zeit genug zu fasten und zu beten; er fluchte aber bloß. Endlich kamen sie in Sonthofen an. Hier, auf dem Calvariberg, Angesichts des Grindten, verrichtete der Allgäuer seine Andacht; denn er hatte

sich, bevor er mit den Gesellen das Abenteuer bestanden, dahin verlobt. Der Spiegelschwab lugte indeß in die Gegend hinaus, auf die hohen Berge hinein und auf die grünen Matten hinab, und es gefiel ihm wohl. „Jetzt ist's nicht schön," sagte der Allgäuer; „aber am heiligen Kreuztag, wo das Vieh aus den Almen und da unten zusammen kommt, Ochsen und Kühe, und Geißen und Schaf' und Böck', alles durcheinander, und eine Unzahl von Menschen: Bue'! da ist's schön!" „Das Ländle ist, mein Eid! nicht übel," sagte der Spiegelschwab, „und ich möchte wohl da wohnen." — Sie gingen weiter, und kamen auf dem Weg vor einem Bauernhaus vorbei. Da saß auf der Bank ein alter Mann, der heinte. „Was fehlt dir, Uri?" fragte ihn der Allgäuer. „Ja," sagte der, „der Aetti hat mich geschlagen, weil ich den Aeni hab' fallen lassen." Der Allgäuer tröstete das Kind und sagte, es werden dieß wohl nicht die ersten Schläge gewesen seyn. Und als sie weiter gingen, erklärte er dem Spiegelschwaben, wie sich das verhalte. Es lebe nämlich in dem Hause noch der Großvater, der sey hundert und zwanzig Jahre alt, und sein Enkel volle achtzig; und der Vater von hundert Jahren führe noch das Hausregiment. Der Spiegelschwab verwunderte sich drob und sagte: „So müs=

sen die Leute bei euch steinalt werden." „Es passirt so," sagte der Allgäuer; „aber man muß eben darnach leben. Mein Vater ist schon ein Siebziger, und ist noch so rüstig, wie ein Vierziger." „Wie hat er denn das angefangen?" fragte jener. „Das weiß ich just nicht," antwortete der Allgäuer; „er thut nichts Exteres, sondern treibt's, wie andere Leut', nur daß er nichts trinkt, als Wasser." „Das sey es eben," meinte der Spiegelschwab; „Wasser! ja Wasser! wer nur Wasser trinken könnte!" „Bygost! das weiß ich just nicht," sagte der Allgäuer; „mein Vater hat einen Bruder, der um ein Jahr älter ist, als er, und ist täglich besoffen." „Curios!" sagte der Spiegelschwab; „aber freilich: die Gaben sind verschieden."

Uns ist beschieden dieß und das,
Der eine ist trocken, der andere naß.

Die Geschichte von der Schlottermilch, sammt erbaulicher Nutzanwendung.

Unter diesen Gesprächen kamen sie in Hindelang an. Die Gegend, wo der Ort liegt, ist so traulich und heimlich, wie ein Krippele. Der erste Schritt, den der Allgäuer in sein Haus that, war in den Stall, um zu sehen, was der Laubi mache und der

Lusti. Dann ging er in die Stube und grüßte Aett' und Aemm'. Die Mutter setzte dem Büble sogleich eine Schüssel voll Schlotter auf, und brachte Brod und Geißkäsle, und sagte zum Fremden: „Eßt mit!" und zum Vater: „Wie, Vater, lang' auch zu." Und sie brockte ein, und sagte dann: „Jetzt laßt es euch schmecken." Der Vater nahm hierauf den Löffel, und rührte in der Schüssel den Raum unter die Milch, Alles durcheinander. „Du kannst doch die Unfurm nicht lassen," zankte das Weible; „was wird der Fremde denken?" Der Alte sagte: „Es ist mal so meine Gewohnheit; und seh' der Herr: um das Schlotteressen ist's eine ganz eigene Sache, und ich werd's dem Herrn erklären. Vorerst muß ich ihm aber die Geschichte erzählen, wie ich zu der Gewohnheit gekommen. Als ich bei dem Nachbauren drüben — Gott hab' ihn selig! — als Unterknecht einstund, wurde uns eben auch Schlotter aufgesetzt. Der Bauer nahm den Löffel und that, als ob er das Kreuz machte über die Schüssel, sagend: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und strich allen Raum auf seine Seite. Das verdroß mich; denn ich merkte, daß er aus Schalkheit und Geiz und Neid so that, und die kann ich von meinem Leben nicht ausstehen — und ich nahm daher auch den Löffel und sagte:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! und rührte Alles durcheinander. Seit der Zeit, so oft ich einen Schlotter mit Raum aufsetzen seh', fällt mir das Umrühren ein, und ich kann nicht anders, ich muß es thun. Der Herr wird mir aber Recht geben, wenn er einmal in seinem Leben bemerkt hat, wie beim Schlotteressen alle menschlichen Leidenschaften aufducken und ins Spiel kommen. Schau er nur einmal Kindern zu; das furchtsame getraut sich kaum, einen tüchtigen Schub zu nehmen; das geizige raumt fein rechts und links ab, nur an seinem Orte nicht; das neidische frißt und schlampet in sich hinein, als wenn's nicht genug bekommen könnte; das zornige schlagt dem und jenem auf den Löffel und auf die Hand, der sie zu weit ausstreckt; aber keinem fällt's ein, dem andern einen guten Brocken zuzustecken, oder, wie unsere Hausmutter da, gar bloß zuzusehen, wie's schmeckt." „Gott g'segn's!" sagte diese. „Es geht bei uns Großen auch so zu," sagte der Spiegelschwab, und überhaupt in der Welt." „Und darum ist's wohl gut," sagte der Alte, „daß unser lieber Herr Gott auch Alles so unter einander rührt; es gibt so weniger Streit und Händel, und mehr Zufriedenheit unter den Menschen." „Oft nimmt er aber Einem den Raum ab," sagte der Spiegelschwab, „und gibt ihm nur die

pure Milch oder gar nur das Käswasser." „So ist es dennoch sein Geschenk," sagte der Alte, „und wir müssen eben vorlieb nehmen mit dem, was er uns aufsetzt."

So geht's heut' in der Welt zu,
Der Eine geht barfuß, der Andere tragt Schuh'.

Wie der Spiegelschwab zu einer neuen Gesellschaft kommt.

Als sie einander Pfüttigott sagten, druckte ihm der Allgäuer noch einmal die Hand, so keif, daß ihm alle Knöchel krachten. „Krautskerl!" schrie der Spiegelschwab vor Schmerz und schlenzte die Hand. Der Allgäuer lachte und sagte: „'s ist nur ein Gruß von den Lindauern, den ich nachbringen wollte." Also schieden sie als gute Freunde von einander. Der Spiegelschwab schlug den Weg nach Kempten ein. Und er bekam bald wieder Gesellschaft. Denn vor Kempten begegnete ihm — rathe einmal der Leser! — der Knöpfleschwab. Der arme Matz Latz, als ihn alle seine Gesellen verlassen hatten, humpelte dem Blitzschwaben auf dem Wege nach Memmingen nach. Der lief aber so stark — die Sehnsucht nach dem Kätherle trieb ihn — daß er ihm nicht nachkommen konnte, sondern zurück-

bleiben mußte. Das Schlimmste war, daß ihm das Geld ausgegangen war, so daß er schon seit zwölf Stunden kein gotziges Knöpfle mehr über das Herz gebracht hatte. Man konnte ihn nicht ohne Bedauern ansehen; seine Augen waren trüb, wie alte Kirchenfenster; sein Bauch schlotterte in Falten, wie ein leerer Blasbalg; der ganze Mensch wackelte daher, als gehe er auf Zaunstecken. In seiner Angst und Noth, sagte er, habe er den Allgäuer aufsuchen wollen, verhoffend, er werde ihm helfen, daß er nicht Hungers sterbe, wie er ihm geholfen habe, daß er nicht in der Iller ersoffen sey. Der Spiegelschwab hatte Bedauern mit dem Gesellen, obwohl er überall so unmär war, wie der Stockfisch am Ostertag; und er sagte: er solle nur gleich mitgehen; er wolle für ihn sorgen, und machen, daß er gut nach Haus komme. Niemand war froher, als der Knöpfleschwab; denn er hoffte doch, einmal wieder satt essen zu können, eh' er sterben müßte. Also kamen sie miteinander nach Kempten. Der Spiegelschwab aber, der denn alleboth dem Narren über's Säckle kam, sagte zu ihm: er habe in der Neustadt noch eine kleine Verrichtung, und der Geselle solle nur voraus und hinunter gehen in die Altstadt und Einkehr nehmen beim Wirth zum dummen Vieh. Das Haus liege am Weg, auf dem Schran=

nenplatz, links wenn man zum Thor herein kommt; er könne nicht fehlen.

Ist das Kätzlein noch so glatt,
Es doch scharfe Klauen hat.

Von einem Handel, den der Spiegelschwab angerichtet, jedoch wieder schlichtet.

Auf dem Schrannenplatz, links, sah der Knöpfleschwab ein Haus, vor welchem ein Zeichen hing, er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Er ging also hinein, und machte die Stubenthür auf, und fragte: ob man's hier beim dummen Vieh heiße. Ein dickbaucheter Mann saß am Tisch, und trank so eben aus einer Kanten Bier. Er mochte die Worte nicht recht verstanden haben; er setzte ab und fragte: was gibt's? und setzte wieder an. Der Knöpfleschwab nahm die Kappe herab, und fragte lauter: ob man's hier beim dummen Vieh heiße? „Wart, Kalfakter!" rief der dicke Mann; „ich will dir das dumme Vieh weisen!" Und er lief ihm nach — nein; er konnte nicht laufen, so wenig als der Knöpfleschwab; aber es schien so, als wollten sie mit einander wettrennen, denn sie hielten so ziemlich gleichen Schritt. So kamen sie mitten auf den Platz. Da stand schon der Spiegelschwab. Der

rief dem Wirthe zu: „Wohin so hitzig, Gevattersmann?“ „Der Halunk,“ keuchte der Wirth. „Nehmt's nicht für übel,“ sagte der Spiegelschwab ihm still ins Ohr; „ich wollte Euch durch diesen da nur meinen Gruß vermelden lassen.“ Drauf wandte er sich an den Knöpfleschwaben und sagte: „Siehst du denn nicht, blinder Heß, den Ochsen da drüben, im Schild? und ist der Ochs nicht ein dummes Vieh? Vieh, dummes!“ „Ja,“ sagte der Knöpfleschwab, „aber du hast gesagt: links!“ „Freilich links,“ sagte der Spiegelschwab, „wenn man zum Thor herein kommt.“ „Ja so!“ sagte der Knöpfleschwab; und er that dem Wirthe Abbitte. Also wurden sie wieder gute Freunde, und sie gingen ins Haus, und tranken und aßen, und waren fröhlicher Dinge.

Scherzen mit Maßen
Wird oft zugelassen.

Zwei Stücklein aus der Chronik von Kempten und Memmingen.

Der Leser muß aber wissen, daß die Altstadt Kempten gegen die Neustadt zu kein Thor hat, sondern nur eine offene Lucke, worein die Stiftler ohne Aufhalt kommen können. Das schreibt sich aber

von der Zeit her, sagt man, wo die Geiß den Thorriegel abgefressen. Und das ist so zugegangen: Bei einem plötzlichen Ueberfalle der Stiftler steckte der Thurner, da er den Thorriegel vergebens suchte, einen Dorschen in die Klammer. Während er aber nun die Städtler zusammen blasen wollte, kam eine Geiß herbei und fraß den Dorschen ab, so daß das Thor angelweit aufsprang und dem Feind den Eingang öffnete. Das Thor wurde sofort nieder gerissen, und ist nicht mehr erbaut worden. Seit der Zeit besteht auch zwischen den Stiftlern und Städtlern Fried' und Einigkeit. — Also erzählt man; ob's auch so in der Kempter Chronik stehe, kann ich nicht sagen. Kurz: der Spiegelschwab spielte darauf an, so wie auf ein anderes Stücklein, als er den Wirth fragte: wie es mit dem Meisenfang gehe? Der Wirth zupfte ihn beim Ohrenläpple und sagte: „He, Gevattersmann!" „Aber erzählt mir doch, sagte drauf der Wirth, wie ist's denn mit dem Gucker gegangen in Memmingen?" „Davon weiß ich nichts; ihr müßt darüber die von Ulm fragen." „Nu, nu!" sagte der Wirth; „dumm seyd ihr Memminger auch genug, daß man so etwas von euch glauben könnte." Und so neckten sie sich denn wechselseitig, wie es denn die Schwaben gern thun unter einander als gute Landsleute. —

Das Stücklein will ich dir aber im Vertrauen erzählen, günstiger Leser, wenn du es nicht weiter erzählst. Dem Bürgermeister in Kempten ist einmal seine Meise ausgekommen; da ist alsogleich der Befehl ergangen, man sollte alle Thore schließen, und die Bürger mußten alle Straßen und Häuser durchsuchen, ob die Meise nicht zu finden sey. Und noch heutigs Tags, wenn ein Kempter einen Winkel durchsucht, sagt man, daß er die Meise fangen wolle. Darum werden die Kempter von ihren Landsleuten Meisenfänger genannt. — Für die Wahrheit dieser Geschichten will ich aber nicht gut stehen; wie man denn den Schwaben Vieles nachsagt, was verstunken und verlogen ist. Aber sie haben zum Glück einen breiten Buckel und können's ertragen.

Es gibt in der Welt viel Lappen,
Denen nur abgeht die Narrenkappen.

Welchen Bericht der Spiegelschwab von seinem Weibe abstattet.

Als sie sich nun bei einem Krug Bier gütlich thaten, fragte der Gevattersmann, zum Zeitvertreib, nach dessen Weib, was sie mache, der Drache. Der Spiegelschwab, ob der Frage verstimmt, antwortete ergrimmt: „sie ist die alte, kalte,

schlotterige, lotterige, schlampige, wampige, lumpige, plumpige Bettelvettel, wie sie immer gewesen, der Fegbesen. Mit jedem Jahr wird sie stieriger, schwieriger, hetziger, geschwätziger, ränkischer, zänkischer, polternder, folternder, häntiger, gräntiger. Es ist wahrlich nicht mehr auszuhalten, mit ihr hauszuhalten; ihr ewiger Rumor verdirbt mir jeden Humor; ihr Rohsinn verscheucht mir allen Frohsinn; sie ist meiner Tage Plagmund und meiner Nächte Klagmund; meines Hauses Brandmal und der Nachbarschaft Schandpfahl, meiner Ruhe Mörderkeule und meines Friedens Martersäule. Sie ist der leibhafte Widerspruch und der leidhafte Gottversuch; schweig' ich, so knurrt sie; red' ich, so murrt sie; lach' ich, so weint sie; scherz' ich, so greint sie; trink' ich, so schmollt sie; ess' ich, so grollt sie; geh' ich, so bockt sie; bleib' ich, so mockt sie. Ihr Uebermuth ist nicht zu zähmen und ihre Lästerwuth nicht zu lähmen; das Schlagen mag sie nicht vertragen; das Schmeicheln nimmt sie für Heucheln; das Zanken will bei ihr nicht ranken; Bitten und Betteln heißt all Ansehn verzetteln, und Hoffen und Harren macht mich vollends zum Narren. Ich bin fürwahr ein bedrängter, gezwängter, gezähmter, gelähmter, gehetzter, zerfetzter, geplagter, verzagter, verzweifelter,

verteufelter Ehmann und Wehmann." „O armer Hans Urian!" sagte der Gevattersmann, und lachte, daß ihm die Wampe wackelte und der Kopf nackelte.

Scharpfe Schwerter schneiden sehr,
Scharpfe Zungen noch viel mehr.

Wie der Spiegelschwab weiter wandert und nach Kaufbeuern kommt, und wie es ihm da wohlgefällt.

Tags darauf wanderte der Spiegelschwab weiter fort gen Kaufbeuern. Außerhalb Kempten, bei Bärwangen auf der Steig, wenn man zurück schaut, da sieht es wunderschön aus, so daß die Sage geht: es habe der Teufel Christum den Herrn, als er ihn versucht, auf die Bärwanger Steig geführt, und habe ihm das Kempter Ländle versprochen; was auch wohl zu glauben ist. — Noch desselbigen Tags, spät am Abend, kam der Spiegelschwab in Kaufbeuern an, und zwar just zur Zeit, wo die Kaufbeurer alljährlich ihr Dinzelfest feiern. Da ziehen die Kinder, seltsam vermaschkerirt, mit Trommeln und Pfeifen und Fahnen und Hotto's durch die Stadt ins Dinzelhölzle, und da spielt und tanzt und schmauset man, und

es geschieht den Kleinen zu Lieb' und den Großen zu Gefallen. Und die kleinen Putznärrle sehen gar nett aus, und die größern Hexlein auch, die in der Rund' herum tanzen. „Da ist gut seyn," sagte der Spiegelschwab, „und da bleib' ich, bis der letzte Sechsbätzner verthan ist." Also, nachdem er des andern Tags dem Knöplfeschwaben den Scher-Disfort gegeben — denn er war ein wüster, käler Gesell, und litt alleweil an der böhmischen Krankheit — da loschierte er sich beim Hirschwirth ein, und er zechte, was der Brief vermochte. Denn wie gesagt, es gefiel ihm über die Maßen in Kaufbeuern; es hauset da ein lustiges Völklein; sogar die Weber essen tagtäglich ihr Hühnle, und kurzum: es ist Jahr aus, Jahr ein Kirchweih' daselbst. — Das wußte und tadelte an ihnen der Pfarrer von Ober-Beuern, und, um seine Schäflein vor diesen Wölfen zu warnen, erzählte er ihnen noch an den letzten Ostern folgendes Mährlein: Mir hat geträumt, ich stehe an der Pforte der Hölle. Und Lucifer kam heraus und eine Menge ihm untergebener Teufel. Und er sagte zu dem einen: fahr' hin nach Ober-Günzburg und verführ' mir dort die Menschen. Und du, sagte er zum andern, fahr' hin nach Oberdorf, und thue deßgleichen. Und du nach Thingau — und du nach Kaufbeuern; und so schickte er sie alle fort,

und vertheilte sie, und befahl ihnen, sie sollten ihm Bericht geben von dem, was sie angestellt. Nach einer Weile kam einer nach dem andern zurück; und der Teufel von Ober-Günzburg sagte: ich habe sie zum Fressen und Saufen verführt. Und der Oberdorfer sagte: ich habe sie zum Diebstahl und Todtschlag verleitet. Und so that einer nach dem andern Bericht. Zuletzt kam auch der von Kaufbeuern. Zu dem sagte Lucifer: gib Bericht, was hast du gethan? Der Teufel antwortete: Ich habe nichts gethan, sondern bin auf des Thurners Hausdach hinaufgeflackt und habe geschlafen. Darob wollte Lucifer ihn schier strafen. Der Teufel aber sagte: Die Kaufbeurer brauchen keinen Teufel; sie verführen sich einander selbst.

In solchem Wasser, merk' es eben,
Pflegt's keine andre Fisch' zu geben.

Von Kaufbeurer Stücklein.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Es wäre noch viel davon zu erzählen; aber schweig, Heinz! es mühet den Kunzen.

Schweigen ist ein' edle Kunst,
Viel Waschen bringt Ungunst.

Wie der Spiegelschwab einem Franken begegnet.

Nachdem der Spiegelschwab in Kaufbeuern alles verputzt hatte, bis auf ein Käsperle und ein Paar Bärenbatzen, so setzte er seinen Wanderstab weiter, und gedachte über Buchloe nach Meitingen zu gehen zu seinem Freunde, dem Blitzschwaben. Vor Buchloe, auf dem Bühel, da wo der berühmte Galgen steht — es ist eine gar schöne Gelegenheit und Aussicht — traf er einen Krächsentrager, der ausruhte. Der Spiegelschwab, wie er denn von leutseliger Natur war, grüßte den deutschen Landsmann, welcher dankte. Und auf Befragen, woher? und wohin? vernahm er, daß jener aus Ochsenfurt sey — ist ein Städtle in Frankenland, nicht weit von Schweinfurt — und daß er als Knecht eines Nürnberger Pfeffersacks hausiren gehe durch's Reich. Nun haben die Schwaben und Franken, als alte Gesippte, von jeher gern Gemeinschaft gehalten; und der Spiegelschwab, da er sich in so guter Gesellschaft befand, holte sogleich aus seinem Zwerchsack Brod, Würste und Branntwein hervor; denn er ging niemals leer, damit, wie er zu sagen pflegte, in der Hitze der Magen nicht leck würde, und vollends ausliefe. Der Frank schwätzte viel, obwohl wenig Gescheidtes, wie seine Landsleute insgesammt

zum Theil; und er ließ den Schwaben nicht zur Waschbank kommen. Da unterbrach ihn endlich der Spiegelschwab, und fragte den Gesellen: ob er, mit Verlaub! ein Jud sey. Und als jener sich dessen aufs heiligste verschworen, sagte der: Aus deiner Sprache zu urtheilen, wenn du kein Jud bist, so bist du doch bei einem Juden zu Kost und Lehre gegangen. Auch das läugnete jener. Nun so sag' mir denn, sagte der Spiegelschwab: Haben die Juden von euch Franken sprechen gelernt, oder ihr Franken von den Juden? Jetzt verstand der Ochsenfurter den Spaß, und er sagte: Ich glaub' wohl, wir alle beide von einander. — Nach einer Weile fragte ihn der Spiegelschwab: welche Stadt wohl schöner sey, Augsburg oder Nürnberg? Jener antwortete: In Franken sagen sie, es sey Nürnberg, in Schwaben aber sagen sie, es sey Augsburg. Denn jeder Hahn kräht auf seinem eigenen Mist. Diese Rede gefiel dem Spiegelschwaben, und sie tranken auf die Ehren beider Städte.

Das passet zu einander,
Wie Mausdreck und Koriander.

Wie der Spiegelschwab mit guten Landsleuten ein Galgenmahl hält.

Während die beiden Gesellen noch so sprachen, kam des Weges von Buchloe her ein Sauschneider aus Filzhofen, der Bauern Bayerland. Der stand still, und, indem er die Hände auf den Stecken, und den Kopf auf die Hände stützte, lugte er nach den beiden, die oben unter dem Galgen saßen. Der Spiegelschwab trat ihm entgegen, und besah ihn von vornen und von hinten. „Was lugst mich so an? fragte der Sauschneider, hast du noch nie einen Bayern gesehen?“ „Wägerle! sagte der Spiegelschwab, es ist mir mein Lebtag noch nie kein Thier vorgekommen, das einem Menschen so ähnlich sieht.“ Der Sauschneider wäre nicht faul gewesen, er hätte auf gut bayerisch Händel angefangen. Aber der Spiegelschwab sagte, indem er ihm mit der einen Hand tätschelte, und mit der andern die Fläsche vorhielt: Thue stät, Männle! du verschüttest mir sonst das Tränkle. Da, wie jener den Branntwein schmeckte, ließ er alsbald seinen Zorn, und er trank, und gesellte sich zu den beiden. — Wie sie nun so beisammen saßen, die drei Landsleute, in Ruhe und Eintracht, unter dem Galgen, erzählte der Spiegelschwab von seinen Wanderungen und seltsamen Abenteuern, was jene sehr belustigte. Dann,

als er geendet, sprach er: Ihr Andern könntet uns Andern wohl auch von ähnlichen Streichen verzählen. Ja wohl, sagte der Frank; aber wir sind nicht die Narren, daß wir's verzählen. Und der Bayer sagte: Komm nur zu uns ins Land und nach Weilheim, da kannst du der Streich' und Stück' fuderweise haben. Also fätzten und trätzten sie einander, wie es eben unter guten Gesellen der Brauch ist. Und es war ein Geschwätz und Geträtsch unter den Dreien, daß selbst die Fakeln, die um sie herum wühlten, und die Daheln, die über ihren Häupten saßen, einander nicht mehr verstehen konnten. Zuletzt, nachdem sie sich ewige Freundschaft gelobt, nahmen sie von einander Abschied.

Allda mag Niemand Gebietiger seyn,
Es sey denn Schwab, Bayer oder Fränklein.

Wie der Spiegelschwab den fahrenden Schüler Adolphum vom Galgen errettet.

Als hierauf der Spiegelschwab gen Buchloe hin fortging, da kam ihm eine Procession entgegen, aber ohne Kreuz und Fahnen. Es wurde nämlich bloß ein Maleficant zum Galgen geführt. Wie verhoffte er aber, als er in dem armen Sünder den fahrenden Schüler Adolphum erkannte. Auf Be-

fragen, was denn der Schächer verbrochen habe, erhielt er zur Antwort: Es müsse ein Spion seyn, denn man habe Schriften bei ihm getroffen in einer unverständlichen Sprache, in der Meißner Mundart, die wahrscheinlich eine Spitzbubensprache sey; und man habe aber so viel daraus abgenommen, daß es über die Schwaben hergehe; und man habe daher den Schluß gefaßt, er wolle das Reich, das doch gut kaiserlich sey, an Preußen verrathen; und folglich habe man das Urtheil gesprochen, daß seine Schriften von Henkers Hand verbrannt, er aber selbst mit dem Strang hingerichtet werden solle, von Rechtswegen, wie's Rechtens ist. Der Spiegelschwab merkte gleich, es seyen jene Schriften nichts anders gewesen, als eine Sammlung von Schwabenstreichen, und er faßte daher kurz und gut den Entschluß, den armen Teufel zu retten. Er trat zum Blutrichter, und sagte: er sey der Scharfrichter von Memmingen, und er soll ihm die Ehre lassen, in Buchloe, dem berühmten Galgenort, auch einmal bei so guter Gelegenheit sein Handwerk ausüben zu können. Das wurde ihm sogleich erlaubt. Wie er nun den Schelm die Leiter hinauf führte, raunte er ihm ins Ohr: Adolphe, mach dich zum Sprung bereit! Indem nahm er unvermerkt sein Sackmesser heraus, und als er dem Schächer den

Strick um den Hals that, schnitt er die Schlaufe so weit durch, daß nur noch der Strick hielt, aber nicht mehr die Last daran. Im Augenblick also, wie er den armen Sünder von der Leiter warf, riß der Strick, und Adolphus fiel, und stand unten, wie eine Katz, auf seinen vieren. Nach der Buchloer Galgengerechtigkeit ist aber jeder arme Sünder frei, der dem Galgen entrinnt; anderswo auch. Also ist der fahrende Schüler Adolphus durch des Spiegelschwaben List vom Galgen errettet worden.

Der ist weis und hochgelehrt,
Der alle Ding zum besten kehrt.

Schutz- und Trutzrede des Autoris.

Viele meiner Landsleute, die dieses lesen, werden es dem Spiegelschwaben nicht verzeihen können, daß er den Studenten vom Galgen befreit habe, den Spitzbuben. Diese Leute sollen aber wissen und verstehen, daß Spaß Spaß sey, und daß man nicht gleich Ernst daraus machen solle. Und überhaupt, ich sage meine Meinung frei, zum Trutz jener meiner Landsleute, daß es Jammer-Schaden ist, daß die köstliche Sammlung des fahrenden Schülers Adolphi von den Schwabenstreichen verbrannt, und verloren gegangen ist. Denn wenn die Kunde von

diesen Streichen einmal verschollen ist, womit wollen denn gute Landsleute einander aufziehen? und worüber sollen wir denn mehr lachen, als über uns selbst, die wir doch am besten wissen, was an uns ist? — Was aber die draußen anbelangt, die nicht aus dem Reiche sind, so haben sie den Schwaben wahrhaftiglich nichts vorzurupfen; denn es ist weltbekannt, daß z. B. die Oesterreicher Fläscheltrager und Kostbeutel sind, und die Salzburger Stierwascher; daß die Schlesinger einen Esel gefressen, die Mähren eine Stutt' für ein Faß Bier angezapft, daß die Thüringer sich um eine Häringsnase geschlagen, und daß die Böhmen einen madigen Hund für einen Parmesan-Käs gegessen haben. Von denen, die weiter gen Norden zu wohnen, ist ohnehin gar nicht zu reden.

Wäscht eine Hand die andre sein,
So werden sie alle beede rein.

Wie der Spiegelschwab gen Landsberg zieht, und was ihm unterwegs begegnet.

In Buchloe, wo er den Henkerlohn bis auf den letzten Batzen verzehrt, überlegte der Spiegelschwab, welchen Weg er weiter einschlagen sollte. Da gedachte er der Worte des Sauschneiders, und,

daß Bayerland ein Paradies sey für lustige und durstige Brüder; und er entschloß sich demnach, einen Abstecher dahin zu machen, und lenkte gerades Weges Landsberg zu. Weil er aber in Buchloe zu lang auf dem Stuhl gesessen, so fing es schon zu nachten an, als er den Stoffelsberg hinan stieg. Indem er nun so stät des Wegs fort schlenderte, gewahrte er seitwärts im Dickicht ein Feuer, um welches mehrere Leute herum flackten. Er ging näher hinzu, und sah nun, daß es Zigeuner waren, die hier ihr Nachtquartier hielten. Unter allem Volke war ihm dieß das liebste, weil er wußte, daß von denselben etwas zu erlernen sey von Geheimnissen der Zauberei und Passauerkunst. Er machte sich daher zu ihnen, und setzte sich ohne weiteres ans Feuer. Sie grinzten ihn an, und er that ihnen ein Gleiches. So war die Bekanntschaft gemacht. Eine Alte, neben der er saß, wollte ihm wahrsagen aus der Hand; und sie prophezeyte ihm, erstens etwas Gutes, sodann etwas Böses. Das ist auch also geschehen. Denn ihm gegenüber saß ein junges Zigeuner-Mädle, gar lieblich von Wuchs und Ansehen. Es funkelten ihr ein paar Augen aus dem Kopfe, wie zwei glitzernde Edelsteine, und die Korallen-Lippen mit den zwei Reihen von elfenbeinernen Zähnen spielten wunderlieblich auf ihrem nuß-

braunen Gesichte. Der Spiegelschwab hatte ein Herz, wie Feuerschwamm, und es kam bei ihm gleich zum Brand. Er konnte sein Aug nicht abwenden von der Blitzhex', und sie spenzelten mit einander. Da sprang sie plötzlich auf, und sie winkte ihm, und er folgte ihr ins Dickicht hinein. Wie er sie aber eben packen wollte, packte ihn ein anderer von hinten, und warf ihn, wie einen Holzblock, zu Boden. Es war ihm, als fühlte er Zähne in seinem Nacken. Und es war dem auch so; denn ein Enz=Melak hatte ihn aufs feuchte Moos gelegt, so fest, als wäre er nie auf den Füßen gestanden. Der Schwab schrie um Hülfe. Aber die Blitzdirne lachte ihn aus; und sie wendete sich zu dem Zigeunerhauptmann, der nicht weit davon lag, und erzählte, was vorgegangen. Der lachte noch mehr. Und der Hund hielt Wache über ihm, wie über einem angeschossenen Wild; und er schnüffelte an ihm, auf und ab; und wie der Schächer sich rührte, so packte er ihn wieder am Genick, und stieß ihm die Nase tiefer ins Moos. — Und so mußte denn der Spiegelschwab, auf dem Bauch liegend, unter Höllenangst, die lange, bange Nacht zubringen; und er hatte Zeit, über sich selbst und das menschliche Elend nachzudenken. Morgens ließen ihn Melak und der Zigeunerhauptmann los; aber er brauchte

lange Zeit, sich selbst los zu machen vom Boden, an dem er angewachsen zu seyn glaubte. Fromme Wünsche hat er den Heiden eben nicht nachgeschickt, kann ich euch sagen.

Trau keiner Tochter Eva's viel;
Sie treiben oft gar arges Spiel.

Wie der Spiegelschwab in Landsberg, der bayerischen Gränzstadt, einzieht, und wie der Zoller von ihm den Judenzoll fordert.

Man erzählt: Unser Herr, als er die Welt durchwandert, sey auch nach der bayerischen Gränzstadt Landsberg gekommen. Da habe ihn der Zoller am Thor angeschrieen und gefragt: Wer seyd's? woher kommt's? wohin wollt's? und was schafft's? Der Fremde habe gesagt: Ich bin Unser Herr, und will ins Bayerland, um meine Schafe zu suchen. Hierauf habe der Zoller gesagt: Da seyd's auf dem unrechten Weg; hiesigs Lands gibt's keine Schaf', sondern nur Säu. — Diese Geschichte wird erzählt, nicht etwa zum Spott der Bayern, sondern allein, weil sie mit ihren Säuen in alle Welt handeln, was ihnen denn weder Schaden noch Schande bringt. — Der Spiegelschwab wurde auch vom Zoller gefragt,

wer er sey, und wohin und was er wolle. Der sagte: Er sey, salveni, ein Schwab, und er wolle ins Bayerland, eigentlich um erstens ein Weilheimer Stückle zu erfahren, und zweitens den Passauer Tölpel zu sehen, und drittens einen Münchner Bock zu trinken. Darauf der Zoller: Das möge er thun; aber vor allem, wenn er Einlaß wolle, müsse er den Judenzoll zahlen. „Kotzkutzakatzakralla! sagte der Spiegelschwab, meint der Herr etwa, ich sey ein Jud? Ich kann dem Herrn meinen christlichen Vorweis zeigen, wenn's der Herr haben will — —" Der Zoller sagte: Schwaben stecke einmal voll Judennester; von ihm wolle er's aber glauben, ungesehen, daß er ein Christenmensch sey, weil er so heidnisch fluchen könne; und er möge daher ungeschoren hingehen, wohin er wolle. Also ging er hin, wohin er wollte. Er kam aber nicht viele Schritte weit, so klingelte ihm schon die Glocke ins Ohr, und zog ihn hinein. Da wollen wir ihn denn auch sitzen lassen.

Die Schwaben und das schlechte Geld
Führt der Teufel durch die ganze Welt.

Wie es den Spiegelschwaben nach bayerischer Kost gelüstet, und wie sie ihm schmeckt.

Wenn ein Bayer in ein Wirthshaus kommt, so verlangt er vor Allem Bier; ein Schwab aber will vorher essen, und dann erst trinken; wie's auch natürlicher ist. Von jener seltsamen Gewohnheit der Bayern erzählt man sich aber außer Lands eine possierliche Geschichte. Es habe einmal, sagt man, ein Bayer von einer Fey erhalten, daß er drei Wünsche thun dürfe, die sie ihm erfüllen wolle. Da habe er sich zum ersten gewunschen: ein Bier; dann habe er sich zum andern gewunschen: ein Paar Bratwürstel; endlich, nachdem er sich noch eine Weile besonnen, habe er sich zum dritten und letzten Mal gewunschen: Bier gnue'. Also ist auch die Gewohnheit den Bayern geblieben, bis auf den heutigen Tag. Die Schwaben aber, wie gesagt, wollen zuerst essen, und zwar g'nug essen. — So that denn auch der Spiegelschwab beim Glockenwirth zu Landsberg. Die Wirthin, eine Schwäbin, von Lametingen, fragte den Landsmann: was wender? Der Landsmann fragte entgegen: was hender? Jene drauf: Ein Brenntsüpple oder Leberspäzle. „Was noch?" „Wenn's Euer Beutel vermag, sagte die Wirthin, meine Kuchel vermag Alles. Frümmet nur an! Wender eppe einen Bettelmann?" „Nein,"

sagte der Spiegelschwab unwillig. „Oder wender eppe Hasenbollen?“ „Warum nicht gar Bärendreck!“ „Oder wender sonst eppes von Knödeln, Nudeln oder Küecheln, oder einen Gogelhopf?“ „Das alles kann ich auch zu Haus haben im Schwabenland; jetzt aber bin ich im Bayerland, und ich will bayerische Kost verkosten.“ Drauf die Wirthin: „So könnt Ihr denn erstens haben ein Süpperl mit Schneckerl oder Nockerl; Ihr könnt zweitens haben einen Semmel-, Zwespen- oder Hollerrötzel; Ihr könnt drittens haben Dampfnudeln, bayerische, mit Hutzeltunk; Ihr könnt viertens haben bayerische Rübeln oder bayerisches Pulver; Ihr könnt fünftens haben ein Fotzmaul — —“ „Bringt mir ein Fotzmaul,“ sagte der Spiegelschwab. Das ist denn auch geschehen, und es war zwar gemein das Essen, aber gut.

Nudeln und Nocken, Sterzen und Blenten,
Sind der Bayern vier Elementen.

Wie dem Spiegelschwaben das bayerische Bier schmeckt, und was der Wirth ihm für einen Streich spielt.

Nachdem der Spiegelschwab gegessen, und sich das Maul abgewischt, rief er der Kellerin,

und verlangte ein Mäßle Bier. Die brachte es ihm in einem Krug, der ohne Luck war; denn sie meinte, er sey ein Schinder seiner Profession. Der Spiegelschwab, dieß merkend, hatte schier Lust, ihr das Bier über den Kopf zu schütten. Er wollte es aber doch zuerst versuchen, ob es nicht Schad wäre um das Tränkle, wenn auch nur ein Tröpfle verloren ginge. Und er trank. Indem trat der Wirth herein. Den fragte der Spiegelschwab: von was man denn in Bayern das Bier mache? Der Wirth sagte: „Nun ja, von was denn, als von Hopfen und Malz.“ „Bei uns, in Schwaben, sagte der Spiegelschwab, macht man's aus Weidenrüthle und Hobelspän.“ „Was! sagte der Wirth, das muß ja ein Malefiz-Gesöff seyn.“ Worauf der Spiegelschwab sagte: „Es schmeckt justement so, wie dieß da.“ — Diese Rede verdroß schier den Wirth; und er gedachte ihm auch eins anzuhängen, ließ sich's aber nicht merken. Nach einer Weile fragte er ihn, aus was Absicht er ins Bayerland reise. Und der Spiegelschwab sagte, wie zum Zoller: Aus keiner andern Absicht, als ein Weilheimer Stückle zu erfahren, und den Passauer Tölpel zu sehen, und einen Münchner Bock zu trinken. Der Wirth sagte: „Mit einem Münchner Bock

könne er ihm aufwarten; aber, um ein Weilheimer Stückle zu erfahren, müsse er selbst nach Weilheim gehen." Und er sagte: „Laßt Euch die Weile nicht lang seyn, bis ich wieder komme, und seht Euch einstweilen in der Stube um." Das that denn der Spiegelschwab; und es hingen schöne Bilder da, welche die Thaten Till Eulenspiegels darstellten. Und eine Tafel aber hing unter ihnen, die hatte die Aufschrift:

Hier unter diesem Vorhang steht
Dein recht wahrhaftes Contrafet;
Dieß reich' ich dir zur Gabe dar,
Mach' auf und schau, denn es ist wahr.

Der Spiegelschwab hob das Fürhängle auf, und er sah — ja, was sah er? —

Den leibhaften Passauer Tölpel, mit der schönen Unterschrift:

Ich bin der Tölpel hübsch und fein,
Zu Passau bin ich nicht allein,
Werd' ausgeschickt in alle Land,
Darum bin ich so wohlbekannt.

Der Spiegelschwab ließ das Fürhängle gleich wieder fallen und schlich sich an den Tisch zurück. Aber der Wirth, der durch das Küchenfenster zugesehen, sagte: „Er ist nicht recht getroffen, der Tölpel; schaut dort in den Spiegel hinein, da sieht er

ihm aufs Haar gleich." Und er lachte den Schwaben aus, der kein Wörtle sagte. Drauf schenkte er ihm Bock ein, und der Schwab trank, und er sagte: „Sapredipix! Das wär' ein Tränkle!" „G'seng Gott!" sagte der Wirth. Und sie tranken einander Gesundheit zu.

Darnach Mann, darnach Quast,
Darnach Wirth, darnach Gast.

Von zwei schwäbischen Afterhelden, dem Mucken- und dem Suppenschwaben.

Wie sie noch brüderlich mit einander zechen, kommt die Kellerin und sagt: es seyen zwei Schwaben draußen, der Mucken- und der Suppenschwab; die wollten gegen Trinkgeld den Hasen zeigen, das Unthier, das die neun Schwaben am Bodensee droben erlegt hätten. „Was?" rief der Spiegelschwab, „neun Schwaben? Wir sind nur unserer sieben gewesen. Und was den Hasen anbelangt . . . Kurzum: es ist Alles verstunken und verlogen." Der Wirth sagte: Sehen und hören könne man's ja, man dürfe dann doch glauben, was man wolle. Und er ließ die beiden herein kommen. Der Spiegelschwab erkannte gleich in den beiden Landsleuten die Fatz- und Speivögel von Marchtal und Ehingen,

die ganz Schwabenland kennt, und er hatte seine geheimen Ursachen, stät und still zu seyn. Die aber wiesen nun den ausgestopften Hasen vor, das Unthier, wie wenn sonst andere, die einen Wolf oder Luchs oder Bären erlegt, die Haut oder den Kopf davon zur Schau im Land herum tragen. Und sie erzählten dabei die Geschichte der Hasenjagd, aber mit ganz andern Umständen, weßhalb denn der Spiegelschwab eins über das andere Mal sein „verstunken und verlogen!“ in den Krug hinein brummelte. Zuletzt sangen sie noch ein Liedlein, das der Marchtaler selbst ausdenkt hat — gleich denen, die Sommer und Winter spielen.

Der Erst.

O, i' sih schau' də˜ Haas
Dort sitzə˜ uffəm Waas;
ə grausſə Naut!
ər guckt üs grimmig a˜,
Näher gang i' 'itt 'na˜,
Suscht wär i' taud.

Der Ander.

Guckt ər mi' grimmig a˜,
So gang i' näher 'na˜,
Und wär i' taud.

Der Erst.

Guck, wiə ər d'Aurə˜ spitzt,
Guck, wiə ər eüs a˜blitzt

Ganz volər Wuət.
O Landsma͂, lafs do' sey͂,
Schteck do' dein' Büchsə͂ ei,
əs koscht vil Bluət.

Der Ander.

I' aber lafs' 'it sey͂,
Mei͂ Büchs' i' schteck' 'it ei͂,
Und koscht əs Bluət.

Der Erst.

Gang z'ruck, i' bitt' di' drum,
O Landsma͂, suscht kommst um,
Lafs 's Jagə͂ sey͂!
Guraschə hôt dés Tiər,
's tuət wiə ə wilder Schtiər,
Woəg di' nit drai͂.

Der Ander.

Guraschə häb' dés Tiər,
Tuət's wiə ə wilder Schtier,
So woəg mi' drai͂.

Drauf, nachdem sie vom Wirth eine gute Bescherung erhalten — der Spiegelschwab gab nichts — zogen sie ab und davon. Nun aber fing erst der Wirth an, den Schwaben zu schrauben und zu stimmen nach allen Noten, wobei er die Späsſe von „gan, stan, lan" und „schwäbisch ist gäbisch" und andere Stampaneien vorbrachte, womit die Bayern die Schwaben zu necken und zu gecken pflegen. Der Spiegelschwab sagte zu Allem kein

Wörtle, sondern schwieg und soff. Zuletzt fragte ihn der Wirth noch: zu welcher Art von Schwaben denn er gehöre? „Ich," antwortete er, „gehöre zu den geduldigen Schwaben." „Was denn diese für eine wären?" „Nun," sagte er, „die legen sich auf den Bauch und lassen sich den Hobel ausblasen von Leuten, die sie foppen."

Faust gen Faust und Wort gen Wort,
Wiedergeltingen ist auch ein Ort.

Wie der Spiegelschwab sich für einen Schatzgräber ausgibt, und die Landsberger um ihr Schatzgeld prellt.

Der Spiegelschwab hatte nur noch ein Käsperle im Sack, und wollte doch noch eine weite Reise thun, und in allen Wirthshäusern einkehren, und redlich bezahlen, wann er eben konnte. Wie er denn ein erfinderischer Kopf war, der sich aus allen Nöthen zu retten wußte, so verfiel er auf einen neuen Streich, und wollte den Schatzgräber spielen. Er fragte deßhalb Abends den Wirth ganz insgeheim: ob nicht irgendwo ein Schatz verborgen sey in der Umgegend? Der Wirth sagte: Auf dem Schloßberg, sagt man, soll einer verborgen seyn. Den mag aber der Teufel finden, der ihn wohl schon hat; ein Christen-

mensch nicht. Der Spiegelschwab sagte: er sey der Mann, der's könne, und er setze sein letztes Käsperle dran, daß es ihm gelingen werde. Der Wirth sagte: Sehen will ich's, dann glaub' ich's. Auf ein Käsperle kommt's mir auch nicht an. Also, sobald die Sonne untergegangen war, brachen die beiden in aller Stille auf und gingen miteinander auf den Schloßberg. Als sie dort angelangt, schritt der Spiegelschwab das weite Gehöfte ab, um, wie er sagte, die rechte Stelle zu finden; dann machte er, unter vielen Ceremonien, ein Loch in die Erde, und sagte dann zum Wirth, er soll ein Käsperle hinein legen. Hierauf sprach er — was er noch aus der Principi wußte — mit feierlichem Ernst die Worte: hic haec hoc, horum harum horum, hibus —; prakticirte dann insgeheim sein Käsperle zum andern, deckte das Loch zu und machte einen Drudenfuß drauf. Mit Sonnenaufgang, sagte er, wollten sie wiederkehren, und dann werde er zu seinem Käsperle noch ein anderes finden. Das ist denn auch geschehen. Sogleich suchte der Wirth all sein Schatzgeld zusammen, und seine Freunde, denen er's insgeheim sagte, thaten deßgleichen, und der Spiegelschwab war bereit, das Stücklein zu wiederholen, gegen halb Part. Also wurde das Geld des andern Abends eingegraben; und, während die Geister auf

dem Schloßberg ihre Schätze herbei schleppen sollten, zechten die Gesellen wacker in der Stadt drunten beim Glockenwirth. Der Spiegelschwab aber schlich sich Morgens durch die benebelten Gäste ungesehen hindurch, und hob frühzeitig genug die Heckpfenninge und ging davon. Also fanden die Landsberger, wie sie dahin gekommen, wohl einen Schatz in dem Loch, aber nicht den rechten; und sind mit langen Nasen abgezogen.

Mit Lügen und Listen
Füllt man Kästen und Kisten.

Wie es dem Spiegelschwaben weiter ergangen.

Man erzählt: die Landsberger hätten den Betrug früh genug bemerkt, und es seyen einige dem Landfahrer nachgesetzt, und, nachdem sie ihn eingeholt, hätten sie ihn, wie eine volle Garbe, so durch und durch, und über und über gedroschen, daß ihm der letzte Schatzpfenning entfallen, und er ganz ausgeleert war. Andere dagegen behaupten: Der Scherg habe ihn aufgepackt, und er habe ihn vor's Gericht gebracht. Da habe er sich aber so meisterlich verantwortet, daß ihm der gestrenge Herr nichts habe anhaben können, obwohl man ihn, als einen Schwa-

ben, gar zu gern hätte zappeln gesehen. Der Spiegelschwab habe gesagt: Es sey unter ihnen ausgemacht worden, daß er am Schatz halb Part habe; das sey Numero Eins; — und den halb Part habe er heraus genommen, keinen Heller mehr; das sey Numero Zwei: — wenn sie den ihrigen nicht bekommen hätten, so sey er nicht Schuld daran, sondern sie selbst; das sey Numero Drei. Und also habe er Recht und sie Unrecht. So wurde denn der Spiegelschwab losgesprochen. Und er war ja freilich so unschuldig an der Sache, wie Ginggele's Bock. Jedennoch soll er, wie verlautet, vom Richter noch etwas auf den Weg mit bekommen haben, so einen Merks-Marx! Wer wissen will, was? der lese die Landsberger Chronik nach.

Und wär'st du auch der brävste Mann,
Man hängt dir doch ein Klämperle an.

Handelt von alter und neuer Bekanntschaft; und wie der Spiegelschwab die Ehre der schwäbischen Landssprache rettet.

Auf dem Wege nach Weilheim kehrte der Spiegelschwab in einem Batzenhäusle ein. Da traf er den Tyroler, der mit Theriak und Schnee-

berger durch's Land handelte, und lustigen Sinns so eben ein Schelmliedel vor sich hin sang, lautend:

ə Briəfərl håb' i' g'schrib'n,
Håb's tråg'n auf die Post,
Håb' den Baərfürst'n g'frågt,
Was sein Saulånd'l kost'.

Nachdem sie sich als alte gute Bekannte begrüßt, fragte der Spiegelschwab: woher und wohin des Weges? „Von Haus in die Welt,“ antwortete der Tyroler. Der Spiegelschwab: „Was gibt's Neues? Schneit's noch immer in Tyrol?“ „Ja,“ sagte der Tyroler; „aber zwischen Johannis und Jacobi wird's warm, es mag unserm Herrgott nun recht seyn oder nicht.“ Weiter fragte der Spiegelschwab: „Gerathen heuer in Tyrol die Kröpfe gut?“ „Ja,“ sagte der Tyroler, der den Spaß verstanden, „das Kraut gerathet alle Jahr.“ Indem sie noch weiter mit einander redeten und einander hänselten, wie denn gute Gesellen zu thun pflegen, trat der Wirth herein, ein schlampeter, wampeter Holedauer-Klachel, der, sobald er den Schwaben witterte, sogleich anschlug, wie ein Jagdhund. Beim Spiegelschwaben hatte es aber keine Noth; denn der blieb keine Red' schuldig, und auch keine Grobheit. Und darauf kommt's eigentlich an. Der Wirth, nach der Gewohnheit der Bayern,

S 143

fing gleich an, den Schwaben aufzuziehen von wegen der „Sprauch.“ Da sagte der Spiegelschwab: „Wißt ihr was? weil ihr euch denn so proglet mit eurer Sprach', so soll's eine Wette gelten um die doppelte Zeche; wer drei Vögel am geschwindesten nennt, der soll gewinnen; der langsamste muß bezahlen. Der Tyroler da solle den Ausspruch thun, und könne umsonst mittrinken. Der Tyroler sagte, er thue selbst mit; vermeinend, er werde gewinnen. Also wurden sie der Wette eins. Und der Schwab fing an und sagte so geschwind er konnte: Zeisle, Meisle, Fink. Darauf sagte der Tyroler, bedächtig und langsam: „eppermal ein Alster, eppermal ein Amsel, eppermal ein Nachtigall.“ Der Wirth sagte: „Tyroler, du mußt bezahlen.“ Darauf der Tyroler: „Ich muß echterst hören, was du noch vorbringst.“ Der Wirth fing an und sagte: „Ein Sta'l, ein Da'l.“ Da fiel ihm aber der dritte Vogel nicht ein, und er besann sich lange; endlich sagte er: „und ein Spansau.“ Darob lachten die beiden andern Gesellen; und der Tyroler sagte: der Wirth müsse bezahlen, als der am langsamsten gewesen sey. Und der Schwab fragte ihn: ob denn die Bayern die Spansau zum Federvieh zählten? Der Wirth aber stand auf, ärgerlich, und sagte auf gut Hochdeutsch: „Küßt

mir den Buckel!"— Und also zechten die Drey tapfer mit einander, und der Spiegelschwab war nicht der letzte zum Krug. Als sie alle Drei satt hatten, obwohl noch lange nicht genug, fragte der Wirth nach der Zech und zahlte sie dem Spiegelschwaben aus, und der strich sie ein, als wäre er der Wirth und der andere der Gast. Und er sagte: „Dank für die Bezahlung." Drauf, als er Abschied nahm, sagte er zum Wirth: er wolle ihm noch ein Räthsel zum Besten geben, damit er sich bei Andern die doppelte Zeche wieder abverdienen könne. Das war dem Wirth recht; und der Spiegelschwab sagte: „Was ist das für ein Ding: es hat keine Augen, und sieht doch; es hat keine Ohren, und hört doch; es hat keine Nase, und riecht doch; es hat keinen Mund, und ißt doch; es hat keine Hände, und greift doch; es hat keine Füße, und geht doch. Jetzt rathet!" Der Wirth gab sich gefangen. Der Spiegelschwab sagte: es sey dieß ein Bayer. Die Bayern hätten keine Augen, sondern Göckel; sie hätten keine Ohren, sondern Loser; sie hätten keine Nase, sondern einen Schmecker; sie hätten keinen Mund, sondern eine Fotze; sie hätten keine Hände und Füße, sondern Bratzen und Haxen." Es war ein Glück für den Spiegelschwaben, daß er die Schnalle schon in der

Hand hatte, und hinaus witschte. Er hätte sonst einen tüchtigen Guß zum Gruß mit auf den Weg bekommen.

Wahrheit ist ein seltnes Kraut,
Noch seltner, der sie wohl verdaut.

Allhier fangen die Weilheimer Stücklein an.

(Erstes Capitel.)

Bei Weilheim liegt ein Berg, der heißt der Eselsberg. Man erzählt, daß er den Namen davon erhalten habe: Es sey ein Landstürzer nach Weilheim gekommen, der habe den Weilheimern versprochen, er wolle ihnen ein Mittel geben, wie sie auf wohlfeile Art zu Eseln kommen könnten, woran in ihrer Stadt so sehr Mangel sey. Und er bot ihnen zum Kauf Eselseier an (es waren aber große Enteneier). Diese Eier, sagte er, solle einer von ihnen ausbrüten; es müßte aber der Bürgermeister selbst seyn. Also wurden sie des Handels eins, und der Bürgermeister setzte sich, oben auf dem Berg, über das Nest, und brütete aus. Weil es ihm aber zu lang und zu bang wurde auf dem Nest, so ruckte er mit dem Hintern, und da fiel ein Ei heraus, und wargelte den Berg hinab ins Gebüsch hinein. Unten hockte ein Haas, der wurde aus seinem Lager

aufgeschreckt und lief davon. Wie der Bürgermeister von Weilheim das Ding fortlaufen sah, vermeinte er, es sey ein junger Esel, der aus dem Ei ausgekrochen. Und also schrie er, was er konnte: „Hieher, Büberl; siehst du denn nicht, wo dein Vater ist?" — Also wird erzählt; es kann aber auch erlogen seyn. Gewiß ist aber, daß seit der Zeit die Weilheimer keinen Mangel mehr gehabt haben an Eseln. — So erzählte dem Spiegelschwaben ein Buchführer aus Kohlgrub, der die Geschichten vom Eulenspiegel, von der schönen Magellone, von den Heimonskindern und andere hausiren trug, und er sagte ihm, er solle nur beim Bräuwastel einkehren; der wisse ihm noch mehr zu sagen von Weilheimer Stückeln.

Dieß ist ein treffliches, fruchtbares Land,
Die Narren wachsen ungesehen hinter der Wand.

Vom Ursprung der Weilheimer Stücklein, und ihrer Ausbreitung durch die ganze weite Welt.

(Zweites Capitel.)

„Etwas ist dran," sagte der Bräuwastel, „aber nicht Alles, was von Weilheimer Stücklein erzählt wird. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge stand

nämlich da, wo jetzt Weilheim steht, in uralten Zeiten eine Stadt, Namens Lalenburg, deren Einwohner wegen ihrer dummen und albernen Streiche weltberühmt geworden. Durch einen Unfall ohne Gleichen ist ihre Stadt zerstört worden, und die Einwohner selbst haben sich zerstreut. Daher kommt es denn eben, daß nicht leicht eine Stadt sey, wo nicht Nachkommen dieser Leute sich vorfinden, die eben dummes und letzes Zeug verrichten. Am meisten mögen sie sich jedoch freilich zu Schilda in Sachsen, zu Hirschau in der Oberpfalz und allhier zu Weilheim in Ober-Bayern angesiedelt haben. Aber nicht Alles, was man diesen Städten Böses nachsagt, ist, wie gesagt, wahr. Gar Vieles kommt auf Rechnung anderer Städte in Ober- und Nieder-Bayern, in Franken, wie auch in den beiden Pfalzen; ja selbst München, der Sitz der Weisheit, ist nicht frei von solchen dummen Streichen, und denen, die sie machen; und man könnte es füglich Groß-Weilheim nennen." — Der Spiegelschwab ward durch diese Erzählungen sehr vergnügt, wie hoffentlich auch der geneigte Leser; und er wünschte Mehreres noch von solchen Stücklein zu hören. Der Bräuwastel gab ihm das Büchlein von den Lalenburgern, gedruckt in diesem Jahr und mit vielen Holzschnitten geziert; und der Spiegelschwab

las darin bis spät in die Nacht, und hätte schier Essen und Trinken drob vergessen, wenn ihn der Wirth, der seine Zeche machen wollte, nicht daran gemahnt hätte.

Es wachsen, ohne Dung und Pflug,
Die Thoren überall genug.

Von den Weilheimer Stücklein.
(Drittes und letztes Capitel.)

Des andern Tags beim Abschied sagte der Bräuwastel zum Spiegelschwaben: es freue ihn, seine Bekanntschaft gemacht zu haben; denn nun sehe er, daß die Schwaben nicht so dumm seyen, als wofür man sie ausgibt. Der Spiegelschwab sagte entgegen: es freue ihn auch, daß er seine Bekanntschaft gemacht habe; denn nun sehe er, daß die Bayern nicht so grob seyen, als wofür man sie ausgibt. Und also schieden sie als die besten Freunde. — Wie der Spiegelschwab durch die Stadt ging, fielen ihm sogleich im Vorbeigehen noch einige Stücklein auf die Nase. Einer fuhr mit einem geladenen Mistwagen vorbei; und als ihn einer fragte, warum er wieder umkehre, sagte er: er habe die Mistgabel vergessen und er müsse sie holen. — Ein Zimmermann saß auf einer hölzernen Dachrinne oben

am Haus und sägte sie ab; er saß aber auf dem letzen Theil und fiel damit herab. — An einer Hausthür war ein Mann beschäftigt, neben einem größern Loch, wo die Katze aus- und einschliefen konnte, zwei kleinere zu machen. Auf die Frage, warum er das thäte, sagte er: „Die Katze hat zwei Junge geworfen; ich thues drum, daß die auch aus und ein können.“ — Als er unter das Thor kam, stand ein leerer Heuwagen drunten, auf dem der Wiesbaum quer über lag, so daß also der Wagen nicht zum Thor herein konnte. Der Knecht besann sich nicht lange, sondern holte eine Säge und sägte den Wiesbaum mitten entzwei. — „Herrgott von Buxheim!“ rief der Spiegelschwab aus; „welch ein lustiges Leben muß es in einer Stadt seyn, wo täglich und stündlich solche Streiche blühen!“

Gält' einen Batzen jeder Streich,
Wir wären noch einmal so reich.

Wie der Spiegelschwab in die Hölle kommt, und was er dort erfahrt.

Eine Stunde außerhalb Weilheim, auf dem Weg nach dem heiligen Berg Andex, fiel ihm ein, gehört zu haben, daß in Polling extra gutes Bier zu trinken sey. Also scheute er nicht den Umweg,

und ging wieder zurück und dahin. Und es schmeckte ihm gut. Das hörte der Abt des Klosters, ein leutseliger, niederträchtiger Herr, und es wurde ihm hinterbracht: im Trinkstüble sitze ein Schwab, der könne saufen trotz einem Bayern. Der Abt sagte, man solle ihm genug geben, und umsonst. Und der Blitzschwab profitirte auch von der gnädigen Erlaubniß, und er trank und sagte eins ums andere Mal: das müsse man sagen, und es sey wahr: im Kloster ist ein Leben wie im Himmel. Und er guckte so oft und so lange in die Bierbütsche, bis sein Himmel, das Capitolium, sternvoll wurde und er bewußtlos da lag, wie ein Schwein. Das wurde dem Abt hinterbracht; und der sagte: „Weil denn der Schwab den Himmel verkostet, so solle er auch die Hölle verkosten.“ Und also ließ er ihn in ein tiefes, kuhfinsteres Kellerloch tragen. Des andern Tags, wie der Spiegelschwab erwachte und sich den Rausch aus den Augen rieb, standen zwei kohlschwarze Männer vor ihm mit Fackeln in der Hand; und auf die Frage des Spiegelschwaben: wo bin ich denn? sagten sie: „in der Hölle.“ Und sie gaben ihm alsogleich den Willkomm, wie's im Zuchthaus und in der Hölle herkömmlich ist. Dann ließen sie ihn allein in der schrecklichen Finsterniß, und es war allda Zähnklappern; und er hatte nun abermal Zeit,

wie unter den Zähnen des Melak, über sich und das menschliche Elend nachzudenken. Um Mittag kamen die beiden Teufel wieder und brachten ihm einen Laib Brod, das schier aussah, wie ein Pechkuchen. Der Spiegelschwab sagte: es thäte ihn nicht hungern, wohl aber dursten. Und er dachte sich: Ach, hätte ich nur ein Tröpflein Gerstensaft von gestern! Die Teufel aber gingen abermals fort, ohne ein Wort zu sagen; und der Spiegelschwab saß wieder allein da in der Finsterniß der Hölle, und es wurde ihm auch höllenangst. Er fing nun an, an dem Brodlaib mehr zu sutzeln, als zu beißen; aber es schmeckte, wie pures Salz, und es durstete ihn noch ärger, also, daß er an dem feuchten Gemäuer umher kroch und die Wassertropfen, die daran hingen, ableckte. Indem er so im Finstern umher tappte, da stieß er an etwas, das sich anfühlte, wie ein Faß. Und es war auch eines, und zwar ein volles. Er zapfte es sogleich an — und das Anzapfen verstand er — und er soff, wie ein Bürstenbinder, und wurde in dem Maaße voll, als das Faß leer wurde. Und so fanden denn Abends die beiden Männer wieder das alte Schwein; und sie trugen ihn fort und hinaus in einen Straßengraben, wo sie ihn im Dreck liegen ließen. Des Morgens, wie er erwachte, und sich auf das besann, was ihm begegnet, schwor

er bei Stein und Bein: er wolle sich vor dem bayerischen Bier in Acht nehmen, und keinen Tropfen mehr trinken, als höchstens sechs Mäßle auf Einem Sitz.

Zusagen und halten
Steht wohl bei Jungen und Alten.

Von einem Abenteuer, das der Spiegelschwab mit einem Pfaffen gehabt.

Wenn die Höllenqualen bekehren würden, so wäre der Teufel schon längst ein Heiliger. Bei dem Spiegelschwaben hat die Hölle nichts verfangen. Davon gibt folgendes Stücklein ein Zeugniß. Vor Pähl, auf der Straße, begegnete ihm ein Pfaffe; der trug auf seinen Schultern eine Geldkatze voll Opferpfenninge, und er schmunzelte unter der liebwerthen Last, wie einer, der sein Schätzle heimführt. Der Schwab dachte sich: Dem will ich tapfer einheitzen, daß er ein Paar Güldele schwitzen muß. Und er ging auf ihn zu, und sagte: Mit Verlaub! ich will Euch die Last da abnehmen. Der Fachsenmacher wollte nur einen Possen spielen, wie er zu thun pflegte; aber der Herr nahm's für baren Ernst, und er stellte sich, und sagte: „Hebe dich hinweg, Swabe!"

Donner und Wetter! wie schwoll da dem Spiegelschwaben der Kamm! Hätte er ihn einen Stockböhmen, einen Kalmucken geschimpft, oder noch was Aergeres, es hätte ihn wahrlich nicht so sehr verschmacht. „Was, Schwabe?“ sagte der Schwabe, und ging dem Schwarzrock näher an den Leib, und hielt ihm die Faust unter das Kinn, und fipperte vor Zorn. In der Angst nahm der dicke Herr seine Hülfe zur geistlichen Waffe, und er rief mit aufgehobener Hand, zum Schwur, wie St. Niklas, die Bannformel über ihn aus: Si quis — und so weiter. Der Spiegelschwab verstand zwar kein Latein; aber er gneißte doch, es sey dieß so eine von den Zauberformeln; und wie er denn von Haus aus ein Hasenfuß war in solchen Dingen, so zog er andere Saiten auf, und sagte: „Leids wolle er ihm just nicht anthun; aber den Schimpf könne er auch nicht so auf sich sitzen lassen; er möchte ihm daher ein Paar Güldele geben, zum Beweis, daß er's nicht übel gemeint.“ Dieß that denn auch der geistliche Herr, zwar ungern, aber doch froh, daß er den schwäbischen Landstürzer um so wohlfeilen Preis sich vom Leib geschafft.

Das wird erfahren oft und dick,
Je ärger Schalk, je besser Glück.

Wie der Spiegelschwab der Hexe von Kriegshaber begegnet, und wie er ihr Zauberwerk vernichtet.

Als drauf der Spiegelschwab den Berg hinan gen Ander ging, durch den Wald, bei einbrechender Nacht, da sah er zu seinem Erstaunen mitten auf dem Weg die Hex' von Kriegshaber, die kochte. Der Spiegelschwab ging auf sie zu, und sagte: Was machst, alte Hex? Diese antwortete grinsend: Ein Tränkle für Kirchweihgurgeln, wie du bist. Und sie schöpfte, und es floß gischend, wie ein Strom, in den Kessel zurück. Dem Spiegelschwaben gefiel das Zauberstücklein, und er fragte weiter: Was macht dein Leibbaule, der schwarze Kater? Er spinnt Fäden, sagte die Hex, um Galgenvögel zu fangen, wie du bist. Und sie schöpfte wieder, und goß die glühende Brüh auf den Boden; und es floß fort, und zog sich, wie ein feuriger Faden um den Spiegelschwaben, und es wurde immer enger der Kreis und immer breiter der Strom. Der Spiegelschwab dachte sich: Das ist Hexerei, die einem Christenmenschen nicht schaden kann; und er foppte die Hex weiter: Was macht der Teufel, der Kesselflicker? Die Hex antwortete: Kessel, um liederliche Strolchen und Diebe drin zu sieden und zu braten, wie du bist. Und die Hex rührte immer

stärker, und der Kessel floß über, und der Feuerstrom brannte ihm schon an die Sohlen. Da faßte der Spiegelschwab Muth, und er machte einen Kreuzsprung über den Kessel und die Hexe, und im Augenblick war Alles verschwunden und verstoben. Nachdem der Spiegelschwab also der Gefahr entkommen, dachte er sich: Die alte Runkunkel hat mir sicherlich den Weg zum heiligen Berg versperren wollen. Aber hinauf muß ich, trotz allen Hexen und Teufeln.

Heuchelei und Schelmerei
Ist des Teufels Liverei.

Wie der Spiegelschwab in sich geht und sich bekehrt; woraus ersichtlich, daß die Geschichte zu Ende geht.

Nachdem der Spiegelschwab auf dem heiligen Berg die Heilthümer in der Kirche angesehen, wobei er sich viele fromme Gedanken gemacht: da, wie er wieder zur Kirche hinaus wollte, sah er im Beichtstuhl einen Pater sitzen. Und er dachte bei sich: Hat der nichts zu thun, und hab ich nichts zu thun, so versaumen wir beide nichts, und ich kann gelegentlich beichten. Also ging er in den Beichtstuhl,

und beichtete. — Wir wüßten aber natürlich kein Wörtle von dem, was er gebeichtet, und wie's ihm ergangen, wenn nicht der Spiegelschwab selbst es erzählt hätte dem Blitzschwaben, seinem Freund, der es seinen Kindskindern, und deren Kindskinder mir es erzählt haben, wie folgt: Anfangs sey noch Alles passirlich gegangen, da er in Allem das Beste versprochen habe, namentlich wegen Wiederersatz dessen, um was er die Leute betrogen — bis es auf den Hauptpunkt gekommen: daß er nämlich uneins sey mit seinem Weib, und seit einem Jahr nicht mehr zusammen wohne mit ihr. Er hasse sie eben nicht, habe er gesagt, vielmehr er wolle fleißig für sie beten um ein seliges End; aber leiden könne er sie nicht, und er möchte lieber mit einem Drachen unter einem Dach seyn, als mit ihr. Der fromme Pater aber verlangte, und blieb dabei, daß er zu seinem Weib heim gehen, und ihr wieder beiwohnen sollte; sonst könne er ihn nicht absolviren. Der Spiegelschwab war halsstärrig, und ging aus dem Beichtstuhl ohne Absolution. Draußen vor dem Beichtstuhl rührte ihn aber doch sein Gewissen, und er dachte an die Freythofblümlein auf seinem Kopfe, und es wurde ihm ganz curios ums Herz. Da stand er nun, den Hut drehend zwischen den beiden Händen, oft seitwärts blickend auf den Pater, ob

er ihn etwa nicht zurück rufen möchte. Der saß aber ruhig, und schien still zu beten. Der Spiegelschwab dachte sich: da muß ich wohl den Gescheidern machen. Und er redete den Pater an, und sagte: Probieren will ich's — auf einen Monat, aber länger nicht. Der Pater schüttelte den Kopf. — „Nun, sagte der Spiegelschwab, damit Ihr seht, daß ich mit mir marckten lasse: auf ein Vierteljahr!" Der Pater schüttelte den Kopf. — „Auf ein halbes Jahr!" handelte der Spiegelschwab weiter, und hielt ihm die Hand hin, und sagte: „Wenn's Euch so recht ist, so schlagt ein!" Der Pater schüttelte den Kopf. Jetzt verlor der Spiegelschwab schier alle Hoffnung und Geduld; er nahm sich aber als ein ganzer Kerl zusammen, und sagte: „Wenn Ihr doch nicht anders wollt, so sey's — in Gottes Namen! — auf ein Jahr!" — Der Pater, der seine Zerknirschung bemerkte, und ihn nicht bis zur Verzweiflung treiben wollte, winkte ihn zu sich in den Beichtstuhl, und er redete ihm noch einmal ernstlich zu, und der Spiegelschwab versprach alles Mögliche. Und das war recht. — Von Andex aus wandte sich der Spiegelschwab vorerst nach Grafrath. Dort liegt der Leichnam des heiligen Rasso, der, wie er hörte, ein großer Held gewesen ist. Der Spiegelschwab meinte: er müsse wohl ein böses

Weib oder sonst ein Unthier gebändigt haben. Und also verlobte er sich zu ihm.

Wer recht beichtet,
Das Herz erleichtet.

Ein Capitel, worin nichts von Streichen vorkommt, was also überschlagen werden kann.

Der Mensch ist nie langweiliger, als wenn er über sich selbst nachdenkt. Und also ist nichts von weitern Streichen des Spiegelschwaben zu erzählen, wie er jetzt seines Weges geht nach Meitingen zu seinem Freund, dem Blitzschwaben. Um jedoch den günstigen Leser von ihm zu unterhalten, will ich von seinen Sprüchen reden, die er im Brauch hatte; woraus neuerdings erhellet, daß er ein sinnreicher Kopf gewesen; wie es denn die Schwaben alle sind, die dummen ausgenommen. — Wenn von Weibern und Heirathen die Rede war, so pflegte er zu sagen: Weib und Geld ängstigen manchen, wie sieben Hund einen Hasen im Feld. Und: Der Ehestand ist kein Geschleck, sondern ein Joch. Und: Gilt die Bosheit etwas, so ist ein Weib theurer, als hundert Männer. — Wenn von seinem Weib Meldung gegeschah, sagte er: Böse Hund sind gute Wächter,

sang ein Bauer von seinem bösen Weib. — Von den Weibern überhaupt: Sie hätten einen vielfältigen Rock, und einen einfältigen Kopf. — Gefragt, wie es ihm ergehe, antwortete er: Vortrefflich; ich lebe stattlich, trinke viel, eß' nicht wenig, und bin Niemand schuldig, als den Leuten. — Sonst hatte er auch im Spruch: Was den Leuten zuwider ist, das treib ich; wo man mich nicht gern hat, da bleib ich. — Vom Essen und Trinken pflegte er zu sagen: Das Trinken geht alle Tag; und gegessen muß seyn, und wären alle Bäum' Galgen. Und: Guter Wein verdirbt den Beutel, der schlechte den Magen; doch besser der Beutel, als der Magen verdorben. — Zu einem Nachtlichtle und Saufbruder sagte er einmal: Nicht wahr, Nachbaur, die ganze Nacht gesoffen ist auch gewacht? — Wenn sich einer über schwere Arbeit beklagte, pflegte er zu sagen: Wenn's so lustig und so leicht wäre, so thät's der Bürgermeister selbst. — Warf man ihm vor, daß er sich seine Arbeit zu theuer bezahlen lasse, so sagte er: das braune Bier muß seine Ursach haben. — Von einem faulen Menschen sagte er: Er hat Lust zum Arbeiten, wie der Hund zum Hechellecken; und: es steht ihm die Arbeit so gut an, wie einer Geiß der Klagmantel. — Von einem Lump und nichtsnutzigen Menschen sagte er: Der gilt nichts,

wo die Menschen theuer sind. Oder: Er ist einer, wo 13 auf ein Duzend gehen. Auch: Wenn man ihn verschenken wollt, man müßte einen Batzen darauf legen. — Wenn er einen unwilligen Menschen sah, sagte er: Du bist so lieblich wie ein Essigkrug; wenn du nur in die Milch siehst, so wird sie sauer. Oder: du wärest ein rechtes Muster auf den Essigkrug. Auch: Wenn dein Gesicht am Himmel stünde, die Bauern würden zum Wetter läuten. — Von einem hoffärtigen Menschen pflegte er zu sagen: Er hält viel auf sich, aber andere Leute halten auf ihn desto weniger. — Von einem Neidischen: Er sieht auf die Seite, wie eine Gans, die Aepfel sucht. Von einem Groben: Er ihrzt Niemanden, als sich und den Herrn Pfarrer. Von einem Zornigen: Er thut sich auf, als wenn er zehn Teufel gefressen, und hätte den eilften im Maul. Von einem Lügner: Er bleibt bei den Worten, wie der Haas bei der Trommel. Sonst pflegte er auch vom Lügen zu sagen: Lügen sey eine Hauptsprache, denn sie gehe durch das ganze Land. Und: Wenn Lügen so schwer wäre, wie Holztragen, so würde Jeder die Wahrheit sagen.

Weise Sprüche, gute Lehren
Muß man thun, und nicht nur hören.

Wie der Spiegelschwab nach Meitingen kommt zum Blitzschwaben.

Als er nach Meitingen kam, auf dem Lechfeld, traf er seinen Freund, den Blitzschwaben, im Wirthhaus bei einem Mäßle weißen Biers sitzen. Der war auf, wie Bätz, und sang so eben das Liedlein:

Ich bin halt so:
Ich achte nit das Schmeichlen,
Und achte nit das Heuchlen,
Trutz allen falschen Zungen,
Denk ich an Goldschmids Jungen;
Ich bin halt so.

Ich bin halt so:
So lang ich leb auf Erden,
Werd ich nit anders werden,
So so so werd ich bleiben,
Aufs Grab mir lassen schreiben:
Ich bin halt so.

„Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, als er den Spiegelschwaben erblickte. Bist's oder bist's nit? Ja, wägerle, du bist's. Grüß dich Gott, Lump! Aber jetzt setz dich, Brüderle; wir trinken noch ein paar Mäßle zusammen, wenn's langt. Dann brechen wir auf, heut noch nach Türkheim zum Kätherle, und morgen ist Hochzeit.“ Der Spiegelschwab sagte: Also willst du wirklich Ernst machen

mit dem Kätherle? „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, lieber heut noch als morgen. Und ich sag dir's und du darfst mir's glauben: 's Kätherle ist ein schön's Mädle, 's Kätherle ist ein bravs Mädle, 's Kätherle ist ein Mädle, wie man keins mehr findet in der Welt.“ Der Spiegelschwab sagte: Es gibt nur zwei gute Weiber auf dieser Welt; die eine ist verloren, und die andere kann man nicht finden. „Daß dich die Katzen kratzen!“ sagte der Blitzschwab unwillig. Jetzt sauf, und laß mich ung'heyt.“

Wen einmal der Gammel sticht,
Höret auf die Wahrheit nicht.

Wie der Spiegelschwab dem Blitzschwaben ein Capitel vom Ehestand lieset.

Unterwegs, als sie dieß und jenes sprachen, kam der Spiegelschwab wieder auf das Capitel vom Ehestand und den Weibern. Der Mann ist allzeit angeführt mit dem Weib — sagte er — und die beste ist nichts nutz. Ist sie schön, so hat er viel Wartens; ist sie häßlich, so hört er viel Eiferns; ist sie häuslich, so ist sie auch bös; versperrst du sie, so klaget sie; lassest du sie gehen, so ist sie in der Leute Mäulern; zürnest du mit ihr, so hängt sie das Maul; sagst du nichts, so kann Niemand mit

ihr zurecht kommen. Hat sie die Ausgaben in Händen, so weh dem Gelde; führst du die Ausgaben, so verkauft sie den Hausrath. Bleibst du zu Haus, so bist du ein Einsiedler; kommst du zu spat heim: Wo hat dich denn der Teufel gehabt? Gibst du ihr schöne Kleider, so will sie sich sehen lassen; kleidest du sie schlecht, so flucht sie dir den Tod. Hast du sie gar zu lieb, so achtet sie deiner wenig; gibst du dich aber wenig mit ihr ab, so schert sie sich um dich gar nicht. Willst du nicht sagen, warum sie dich fraget, so laßt sie nicht ab, bis du es sagest; kurzum: der Ehstand ist ein Wehstand. — — Der Blitzschwab hatte indessen, da der Spiegelschwab also sprach, die Geige zur Hand genommen, und er fing an, zu stimmen und zu klimpern, immer stärker, je mehr der andere sprach. „Aber du hörst nicht? — fuhr der Spiegelschwab fort — nun, so magst du denn fühlen. Als guter Freund will ich dir jedoch zum Ehrengeschenk noch einen weisen Spruch mitgeben, den die bayerischen Bauern im Brauch haben, und der unter Brüdern einen Thaler werth ist. Der lautet also:

Hast ein bös Weib am Montag,
Traktiere sie freundlich am Erchtag,
Will's nicht helfen am Mittwoch,
Gib ihr gut Stöß am Pfinztag,

Thut's nicht gut am Freitag,
Hol's der Teufel am Samstag.
So hast du einen guten Sonntag.

„Daß dich der Gicker kratz', du Schukeler, du Schampedasche, du Schurimuri!" — sagte der Blitzschwab zornig. — Jetzt schweig, sagte er, Trallewatsch! und laß dich heimgeigen." Und er geigte und sang dazu: Ich bin halt so!

„Während dem brummelte der Spiegelschwab, wie ein Dudelsack:

Einem jeden Lappen
Gefallt sein' Kappen;
Ist sie auch arm,
Macht sie doch warm.

Des fahrenden Schülers Adolphi Bericht, wie es auf der Hochzeit des Blitzschwaben zugegangen.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —*)

---

*) Lücke in der Handschrift. S. den Anhang zu den Bemerkungen III.

Wie der Spiegelschwab zu seinem Weibe heimkehrt, und was zu Hause geschehen. Das letzte und schönste Capitel.

„Jetzt gehst abe zu deinem Weib heim," sagte der Blitzschwab zum Spiegelschwaben, acht Tage nach der Hochzeit. „Ich geh schon, sagte der, so gern, wie eine arme Seel ins Fegfeuer." „Und bleibst fein bei ihr, wie du's dem Pater versprochen — fuhr jener fort — und mach's nimmer so, wie das Thurn-Michele von Augsburg, der sich des Jahrs nur einmal sehen läßt. Und ich sag' dir's nochmal, sagte er, sie ist wie ausgewechselt, seit der Zeit, daß sie dem Bären entkommen. Selbst die Nachbarin sagt alles Gute von ihr. Und auf das Präsent, wie ich dir sag', darfst du dich freuen." Also redete der Blitzschwab dem Spiegelschwaben zu, als dieser von ihm Abschied nahm. — „Schwabenland ist ein schönes Land (pflegt der Schwab zu sagen); aber heim mag ich nicht." Der Spiegelschwab hatte mehr als Eine Ursache, so zu sagen. Und doch ging er, zwar mit wenig Hoffnung, aber voller guter Vorsätze Memmingen zu. In den Hopfengärten dunkte es ihm doch allebot, als höre er die wohlbekannte Rätschstimme: „Bist du endlich wieder da, du Schlingel!" Und als er unters Thor kam, wollte ihm fast der Teufel ins Ohr rau-

nen, er sollte wieder umkehren. Und als er sein Haus von der Ferne sah, sank ihm schier das Herz, und die Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Da faßte er Muth, als ein ganzer Mann, und sagte: Sey's in Gottes Namen! Und er ging, und kam heim. Und, sieh da! wie er vor die Thür kam, trat ihm seine liebe Ehehälfte entgegen, und trug ein Kind auf den Armen. „Grüß dich Gott, Herzensmännle! sagte die Frau. Da sieh, lug einmal dein Büble an.“ Der Spiegelschwab sah drein, wie einer, der ein schweres Rechnungs-Exempel im Kopf auflöset; und er konnte es doch nicht herausbringen. Das Kindlein aber lächelte ihm entgegen, und da konnte er nicht mehr anders, er mußte es nehmen, und er gab ihm ein Eyle, und er nannte es sein liebs Bübele. Dann gingen sie ins Haus, und die Frau machte ihm gleich ein warmes Süpple, und fragte: Männle, was magst noch? Und von der Zeit an war Fried und Einigkeit im Haus; und die Nachbarin selbst hatte ihre Freude daran, so wie hoffentlich alle, die dieß lesen.

Wer da will haben gut Gemach,
Der bleib unter seinem Dach.
Wer will haben ein' Ruh,
Der bleib bei seiner Kuh.

Bemerkungen.

I.

Bemerkungen zur Geschichte des Doctor Faustus.

Die Volkssage von Doctor Faustus ist ohne Zweifel älter, als dieser selbst. Die Bestrebungen einzelner Männer, in die Geheimnisse der Natur tiefer einzudringen, und ihre Versuche in der Anwendung bisher noch unbekannter Naturkräfte, mußten in jenen frühern Zeiten dem Volke auffallend erscheinen, und die Meinung erzeugen, daß diese außerordentliche Einsicht und Kraft nur durch Hülfe der Magie und des Bösen gewonnen werden könnte — in grellem Gegensatze zu jenen wunderähnlichen Erscheinungen und Handlungen, welche im Bereiche der Kirche und vermittelst ihrer Segnungen und Exorcismen statt gefunden, und als Ausflüsse eines gottgefälligen Dienstes gehalten worden. Die Geschichten und Gedichte aus jenen Zeiten thun häufig Meldung von Zaubereien der verschiedensten Art; und die mündliche Ueberlieferung wird sich mit solchen Gerüchten um so lieber abgegeben haben, da das Außerordentliche, Wunderbare, zumal auch das Schreckliche und Grauenvolle, einen eigenen Reiz auf die mensch-

lichen Gemüther ausübt und die ohnehin schon beschränkten Geister befangen hält. *)

Gewiß ist es, daß jene Sage von Doctor Faustus sich erst zu Anfang des 16ten Jahrhunderts vollständig ausgebildet, und zu einer zusammenhängenden Geschichte gestaltet hat. Es fand sich damals der frömmere Theil des Volkes zu Fictionen dieser Art mehr als je veranlaßt durch einzelne Gelehrte und Weltweise, die den alten Offenbarungsglauben von sich werfend, nicht durch Vermittelung der heiligen Schrift, sondern unmittelbar durch eigene Fragen an die Geisterwelt und Natur das Räthsel der Welt lösen wollten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich — wie denn Görres in seinem Buche „die deutschen Volsbücher" mehrere Zeugnisse anführt — daß ein als Schwarzkünstler verrufener Landstreicher Faust zur Reformationszeit gelebt habe, **) in dessen Person die Sage Alles vereinigte, was von Zaubereien der Geistlichen und der fahrenden Schüler bis dahin kund geworden. ***) Entstanden ja

*) Man erinnere sich nur an die Sagen von Gerberts Bund mit dem Teufel, und an jenen „Theophilus," den Faust des Mittelalters. Vergl. den „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" von H. Frh. v. Aufseß.

**) Grimm (Kinder= und Hausmährchen Th. III. S. 215.) vermuthet jedoch: sein Name sey mythisch, und weil er den Wünschmantel besessen, heiße er der Begabte, das Glückskind, Faustus.

***) Vergl. den Aufsatz in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch (V. Jg.) „Die Sage von Doctor Faust von Dr. Chr. L. Stieglitz."

um dieselbe Zeit auf ähnliche Art auch andere beliebte Volksbücher; wie denn z. B. in anderer Weise und zu ergötzlicher Unterhaltung des Volkes, jener verrufene Schalk, der Tyl, zum Träger aller umlaufenden Schwänke auserlesen wurde.

Literatoren von Profession mögen übrigens untersuchen und nachweisen, wann und wo das Volksbuch von Doctor Faustus zuerst erschienen. Man kennt eine Ausgabe v. J. 1588 (Frkft. a. M.) Vor uns liegt eine andere Ausgabe v. J. 1589 (sine loco), welche den Titel führt: „Historia von Doct. Johann Fausti, des ausbündigen Zäuberers und Schwarzkünstlers Teufelischer Verschreibung, Vnchristlich Leben und Wandel, seltzamen Abenthewren, auch vberaus gräwlichem und erschrecklichem Ende. Jetzt auffs newe vberbesehen, vnnd mit vielen Stücken gemehrt." Nach diesem, oder einem ähnlichen Original vervielfältigten sich die Ausgaben ins Unendliche, *) und die Historie von Dr. Faustus erhielt sich bis auf unsere Zeiten herauf als eines jener Volksbücher geltend und beliebt, welche, neben den lustigen oder anmuthigen Historien hauptsächlich durch abenteuerliche und schauerliche Geschichten die Aufmerksamkeit der Menge fesselten.

---

*) Das noch jetzt gewöhnliche, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bearbeitete Volksbuch führt den Titel: Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers Dr. Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende .... zum Drucke befördert von einem Christlich Meinenden.

Auch die Bühne mochte sich bald dieses tragischen Stoffes bemächtigen, der so zeit- und volksgemäß war. *) Sicher ist es, daß Doctor Faustus eine stehende Rubrik in dem Repertoir der wandernden Marionetten wurde; und wir ältern, die wir über ein halb Jahrhundert zählen, erinnern uns noch gar wohl der geheimen Schauer, die uns Teufel und Hölle, von jener Bude aus, einjagten, aber auch der unvergleichlichen Späße, die uns Hanswurst zum Besten gab. Wir gingen jedesmal sehr erbaut und belustigt von dannen. — Die beste dramatische Behandlung Faust's aus jener Zeit werden wir aber außer Deutschland suchen müssen, in jener trefflichen Tragödie des Christoph Marlowe, wovon uns erst noch i. J. 1818 Wilhelm Müller eine gute Uebersetzung geliefert hat. Der englische Dichter hat einerseits mit richtigem Tact den Buchstaben der Volkssage in aller Treue wieder gegeben, anderseits aber auch, mit großem Talente, den Geist, die Wahrheit angedeutet, die dieser Mythe zu Grunde liegt, oder ihr doch untergelegt werden kann. — Wahrscheinlich ist es auch, daß der „Don Giovanni" der Italiener in unserm Johann Faust sein Vorbild gefunden habe; irrig aber, daß Calderon seinen „wunderthätigen Magus" nach dieser Mythe gedichtet habe, obwohl die Legende, die diesem

*) Neumann (Disquisit. de Faust 1683) erinnert: Fausts Andenken würde längst verschwunden seyn, wäre er nicht mehrmal auf der Bühne, auch in Trauerspielen, vorgeführt worden. Stieglitz a. a. O.

Drama zu Grunde liegt, wie die jenes „Theophilus," manche Aehnlichkeit mit unserm Faustus darbietet.

So behauptete sich denn jenes Volksbuch, wie das ihm nachgebildete Schauspiel, unter dem gemeinen Volke die langen Zeiten herauf in seinen Ehren und Rechten, bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diese Historie, deren rohe Schale allerdings einen Kern von Wahrheit und Weisheit in sich schließt, die Aufmerksamkeit und Theilnahme großer Geister, zumal der Dichter, auf sich gezogen hat. Es ist bekannt, daß selbst Lessing mit der Idee umgegangen, diesen Stoff dramatisch zu bearbeiten, und das kleine Fragment, das er uns hinterlassen, beweiset, von welchem hohen Standpunkte aus er diese Geschichte zu betrachten und zu behandeln sich vorgenommen. Zu einem ähnlichen Versuche schickte sich der Maler Müller*) an, und die wenigen Scenen, die er uns vorstellte, sind allerdings im Geiste und mit dem Talente eines Höllen-Breughels gedichtet. In einer fast bizarren Großartigkeit behandelte denselben Stoff der philosophirende Dichter Klinger,**) der aber die Geschichte ihrem natürlichen Boden ganz entrückte, und in eine höhere, fremdartige Region hinüber spielte. Den Preis unter allen Dichtungen trug aber jener Faust davon, den, um dieselbe Zeit, Göthe begonnen, und erst in unsern Tagen vollendet hat, so daß das Gedicht das Studium eines

*) Situationen aus Fausts Leben. 1776.

**) Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. 1791.

Menschenalters, die Gluth des Jünglings, die Kraft des Mannes, die Weisheit des Greises in sich trägt. Es ist eine divina comödia, worin der Held, dieser deutsche Prometheus, Himmel und Hölle herab und hinauf zieht zur Erde, die ihm darum selbst zum peinigenden, aber auch reinigenden Fegefeuer wird. Außer jenem Dichtwerke des „göttlichen" Florentiners hat wohl die romantische Poesie kein größeres geschaffen, als diesen Faust.

Andere Versuche, frühere und spätere, können hier mit Stillschweigen übergangen werden. Es existirt eine besondere Literärgeschichte der Fauste. *) Der Stoff, die Historie dieses modernen Magiers, ist eben so bildsam für jede beliebige Form, als fügsam für jede größere, wichtigere Idee, die der Dichter damit zu verknüpfen sich vornehmen mag. Faust ist ein Geist, der sich in alle Geister metamorphosiren kann. Er ist der Mensch jedes Zeitalters, jedes kräftigen, freien, wankenden und irrenden Strebens. Seine Geschichte ist die Menschengeschichte selbst, von ihrer Nachtseite betrachtet.

Was nun die von uns hier mitgetheilte Erzählung betrifft, so wird es für unsern Zweck genügend seyn, wenn wir nur mit Wenigem davon Meldung thun. Sie ist eine freie Uebertragung und Abfassung jener altdeutschen Geschichte im Buchstab und Geist unserer Zeit. Demnach gestattete man sich die Freiheit,

---

*) Vergl. die oben angeführte Abhandlung von Stieglitz. (S. 183 — 205.)

den Charakter jenes Mannes und die Motive seiner Handlungen so zu gestalten und zu denken, wie sein Wesen ungefähr vor unsern Augen und nach der vorwaltenden Geistesrichtung sich offenbaren würde. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Krankheit der Menschen unserer Tage der innere Zwiespalt sey, hervorgehend aus der selbstischen Vornehmheit, die keinen Gott über sich, keinen Menschen neben sich, und die ganze Welt unter sich haben möchte. Es ist der Faust, wie ihn sofern auch Goethe sich gedacht, „der Mann, welcher in den allgemeinen Erdeschranken, sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; ein Geist, welcher deßhalb, nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurück kehrt."

Nun ist es aber eben die Aufgabe der Volkssage, wie der Poesie, zu zeigen, wie die Abweichung von sittlicher Ordnung auch zugleich und in eben dem Maaße eine Entfernung von Glückseligkeit sey, und daß jede ruchlose Handlung, als solche schon, den Keim zu jedem Verderben in sich trage und unmittelbare Strafe nach sich ziehe. *) Und darum muß das klägliche Ende Fausts schon mit dem Anfange eintreten. Im Augenblicke, wo die infernalischen Mächte zu Hülfe gerufen werden, müssen sie, obgleich scheinbar beglückend, in

*) In diesem Sinne ist wohl auch das bedeutsame Wort des Dichters zu verstehen:

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

der That sogleich züchtigend auftreten. Das ist die poetische Gerechtigkeit. Die theologische freilich könnte es wohl noch dulden, daß der Sünder den Lohn seines Verbrechens diesseits genießen möchte, in der sichern Voraussicht, es werde die verdiente Strafe jenseits doch nicht ausbleiben. Eine solche Voraussetzung darf aber die Poesie nicht annehmen; denn sie will und kann keinen Begriff geben, kein Dogma unterstellen, dessen Enthüllung und Erfüllung der Zukunft überlassen bleibt, sondern sie beruht auf Anschauung, und fordert die Sache selbst. So wendet sich denn dem Beschauer geradehin die Kehr- und Schattenseite dessen zu, den die Sage den Glücklichen, den Begabten nennt, und zerstört somit den unseligen Wahn derer, die durch gleiche freventliche Künste ihre zeitliche Wohlfahrt zu begründen versucht werden könnten. Die Geschichte mag so immerhin noch schön und sittlich zugleich seyn, — schön, selbst noch in ihren nächtlichen Schrecken, und sittlich, sogar in ihren Freveln und Orgien.

Wenn nun sodann jene poetische Nothwendigkeit weiter fordert, daß aus der verderbenschwangern Wolke zuletzt doch der herbeibeschworne Blitz niederfahre und den Unglücklichen vor unsern Augen zerschmettere: so kann damit doch nur das Ende des sichtbaren, leiblichen Lebens, die zeitliche Verdammniß, angedeutet werden, während der Anfang eines höhern, geistigen und seelischen Lebens immerhin noch (unbeschadet aller Orthodoxie) der Ahnung, der Hoffnung, der Gnade anheimgestellt seyn mag. Der Vorhang fällt; eine Rettung ist noch denkbar, ja, nach den unmittelbar

vorhergegangenen leisen Andeutungen, sogar wahrscheinlich. Der Dichter übergibt den Frevler dem Satan, zum Verderben des Fleisches, „auf daß der Geist gerettet werde am Tage des Herrn." (Kor. 1, 5.) Auch scheint wirklich jene rohe Vorstellungsweise von der ewigen Verdammniß des ohnehin schon bestraften unglückseligen Faust erst späterhin entstanden zu seyn, und es hat sie besonders jener „Christlich Meinende" in sein überarbeitetes Volksbuch aufgenommen, wodurch sich denn diese Ansicht weiter verbreitet und überall unter dem Volke festgestellt hat. — Die ältesten Sagen von Theophilus und ähnlichen Abtrünnigen, die sich dem Teufel verschrieben, gehen sogar in ihrer christlichen Milde noch weiter, als die Sage von Faust; sie lassen ihren Sündern wunderbare Bekehrung und Begnadigung angedeihen. Gewöhnlich ist, nach der Vorstellung jener Zeit, Maria die Vermittlerin vor dem Herrn, die Fürbitterin für den Sünder, der Ihn freventlich verläugnet und verhöhnt hat. Goethe hat diese mildchristliche Vorstellungsweise wohl benutzt, und er konnte und mußte es, da seine große dramatische Dichtung, gleichwie sie vor dem Anfang und in einer überirdischen Sphäre beginnt, so auch erst nach dem Schlusse, dem Tode, endet, und Himmel und Hölle zum letzten entscheidenden Kampfe auftreten läßt. In dem schlichten Volksbuche, so wie in der darnach gebildeten Novelle, ist jedoch jener erste Anfang und jenes letzte Ende nur in die Ferne gestellt und, wie ein Nachhall, der sich zuletzt immer in Harmonie auflöset, der religiösen Ahnung überlassen worden.

Um schließlich dem Leser von dem unglaublich milden, versühnenden Geiste jener ältern Sagen Zeugniß und Kenntniß zu geben, sey es uns erlaubt, aus dem obenangeführten „Anzeiger“ (Jg. III, S. 274) eine Legende der Art auszuheben, die uns dort, nebst Andern, Mone mitgetheilt hat. Sie ist aus einer, im niederrheinischen Dialekt geschriebenen Sammlung aus dem fünfzehnten Jahrhundert entnommen; wir wollen sie aber, zur Bequemlichkeit mancher unserer Leser, in die hochdeutsche Mundart übertragen. Sie lautet wörtlich also:

„Wir lesen in dem Buche der Väter von einem gelehrten Cleriker; der kam in solche Armuth, daß der böse Feind sich ihm offenbarte, und gelobte ihm, wär' es, daß er wollte abschwören der Gemeinschaft der heiligen Christenheit und Gottes, und wollte ihm dienen, so wollte er ihn reich machen; dieß geschah. Nun schämte er sich aber, daß er gemieden von andern Leuten, darum, daß er nicht auch gebrauchte der Sacramente, die er verläugnet hatte. Darüber rathfragte er seinen Herrn, den Teufel, was er möchte thun. Da antwortete ihm der Teufel und sprach: Geh freilich (keck) zu dem Altar mit den andern Leuten, aber du sollst ihn (die Hostie) nicht genießen. Er empfing Gottes Leichnam und ging wieder zu ihm (dem Teufel) und sprach: Was soll ich nun thun? Der Teufel sprach: Spei ihn aus, und tritt darauf mit deinen Füßen. Dieser arme Sünder thät' es. Als dieß der böse Feind gesehen, lachte er laut und sprach: Nun ist offenbar, daß du schnöder bist, als ich; du wagtest das zu thun, was ich nicht mag ansehen.

Als er dieß gesprochen hatte, da verschwand er; und jener blieb geschändet und betrübet stehen, und sah nun, daß er betrogen war. Und er hub Gottes Leichnam auf, seufzend und weinend, aus dem Kothe, und er enttraute sich nicht, das Sacrament in die Kirche zu tragen, sondern er legte es in eine Höhle und deckte einen Stein darauf. Als er wieder zu sich selber kam, da legte er sich vor die Höhle, und schrie und weinte und bat um Gnade, die er doch nicht verdienet hatte, als er doch hoffte. Und er stand auf und sah in die Höhle; so sah er darin sitzen ein schönes glänzendes Kind, gleich der Sonne, und das Kind sprach ihm säuberlich zu, und tröstete ihn und sprach: Nimm mich in deine Hände, auf daß wir versöhnet werden mit einander; denn ich will nicht, daß du verloren seyest. Als er das Kind aufhub behende und mit Freuden, da küßte es ihn an seinen Mund, und hieß ihn, daß er nicht mehr sündigte. Darnach so sah er das Kind fliegen in den Himmel. Und dieser Mensch nahm an sich ein bußhaftiges Leben an derselben Stätte bis an seines Lebens Ende."

II.

Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Die Quellen, aus denen die vorstehenden Erzählungen geschöpft worden, sind denjenigen ohnehin schon

bekannt genug, die sich in der Volksliteratur der ältern Zeit einigermaßen umgesehen. Außer den ältesten (z. B. die Gesta Romanorum, die Legenda Aurea, das Buch der Weisheit, die sieben weisen Meister), sodann den Werken von Geiler, Luther, Schuppe und Abraham a St. Clara, wurden benutzt: Pauli Schimpf und Ernst, Agricola Sprüchwörter, Seb. Brand Esopus (deutsch), Wickram Rollwagenbüchlein, Zinkgref Apophthegmata, S. Dach (Chasmindo) kurzweiliger Zeitvertreiber, Kirchhof Wendunmuth, Gerlach Eutropeliae; nebstdem noch viele ähnliche Anekdotensammlungen, wie: Grillenvertreiber, Joco-seria, Scherz mit der Wahrheit — und andere Werke der Art mehr, die heutzutage kein Leser von Geschmack mehr lieset.

Die meisten der mitgetheilten Erzählungen sind aus der dunkeln Verborgenheit jener Werke hervorgezogen, und zu Nutzen und Frommen unserer Zeit zur Schau gestellt worden. Die wenigen, welche ganz modern sind in Erfindung und Einkleidung, können sich ohnehin nicht verläugnen, und werden, je nach dem Geschmack der Leser, freilich eine sehr getheilte Aufnahme finden. Aber auch jene ältern entlehnten Historien haben mehrentheils eine Verneuerung, Umformung oder Ueberarbeitung gefunden. Als edle, aber rohe Steine, wie sie in jenen alterthümlichen Schachten gelegen, erforderten oder gestatteten sie doch eine gewisse Politur und eine angemessene Fassung, auf daß sie in voller Reinheit erglänzen und zur Tracht unserer Zeit als Schmuck sich mehr anschicken möchten. Solche freilich, welche von Natur aus als reine Perlen

aufgetaucht sind in jungfräulicher Lauterkeit, konnten und mußten auch, nach Gehalt und Gestalt, in ihrer ursprünglichen Art und Weise belassen und durchaus heilig gehalten werden.

Der letztere Punkt, die Frage nämlich, ob derlei alte Sagen und Mähren einer Bearbeitung, Ausschmückung und Umformung unterliegen dürfen, verdient noch eine besondere Erörterung, wozu hier Veranlassung seyn dürfte.

Daß Wahrheit, in Treue und Einfalt, das erste, unverbrüchlichste Gesetz seyn müsse nicht nur in Ansehung wirklicher Geschichten, sondern auch der Sagen und Mähren überhaupt: dieß wird wohl Niemand in Abrede stellen. Denn erstlich kann die Gränzlinie zwischen dem, was als Wahres und Wirkliches, und was als bloß Gedachtes und Erdichtetes anzusehen sey, nicht genau gezogen werden, so wenig als wie zwischen Prosa und Poesie, die eben auch in ihren Gränzpunkten zusammen fallen. Zweitens verdient selbst das bloß Gedachte und Erdichtete, um des Wahren willen, das darin liegen mag, volle Schonung und Beachtung; wie das Helldunkel, das Zwielicht, die Dämmerung eben auch nothwendige Zustände in der Natur und nachahmungswerthe Gegenstände für die Kunst sind. Drittens aber — und dieser Punkt entscheidet — ist jede Sage und Mähre eine literarische Thatsache, die, gleich jedem andern Document, auf eine wortgetreue Mittheilung Anspruch macht; wonach es dann dem Forscher überlassen seyn mag, dieselbe als zulässig und wichtig zu hinterlegen, oder auch als unbedeutend, als falsch zu verwerfen. Wer demnach aus erster

Hand uns eine solche Geschichte mittheilt, zumal wenn die schriftliche Quelle, aus der er geschöpft, uns übrigen unzugänglich ist, oder gar, wie es bei so vielen Sagen und Mährchen der Fall ist, eine bloß mündliche Ueberlieferung Statt gehabt, der muß es sich zur Gewissenspflicht machen, die Geschichte, wie er sie befunden, der Sache und wohl auch der Sprache nach getreu wieder zu geben. Jede Veränderung, Auslassung oder Ergänzung im ursprünglichen Texte, so wohl begründet sie sonst auch seyn möchte, würde der Wahrheit der Erzählung, so wie der Glaubwürdigkeit des Erzählers Eintrag thun. — Daß und wie diese zarte Schonung und reine unverfälschte Ueberlieferung alter oder sonst unbekannter Sagen und Mähren geschehen solle und könne, das haben zumal die Gebrüder Grimm erwiesen, deren „Hausmährchen" und „deutsche Sagen," ihre sonstigen Vorzüge ungerechnet, schon um dieses einzigen Umstandes willen, nämlich wegen der Wahrhaftigkeit und der Treue bis im Kleinsten, ewige Dauer sich gesichert haben.

Eine andere Gestalt gewinnt aber die Sache, und es bedingt sich somit auch ein besonderes Verfahren, wenn die Geschichte bereits Allen offenkundig oder doch Jedem zugänglich geworden, und sohin, als Gemeingut, zu besondern Zwecken und nach eigenthümlichen Rücksichten benutzt werden kann. Da mögen denn strenge Historiker und Prosaisten, falls sie dergleichen Sagen nicht lieber ganz verwerfen, auf ihrem kritischen Poch- und Schlemmwerk die spärlichen Körner von dem tauben Gestein sondern, und im Schmelzofen der historischen Kunst mit anderm gediegenem Metall zusammen flößen

— wiewohl man freilich jene Erzählungen richtiger unter dem Bilde wildwachsender Pflanzen sich denken sollte, die, gleich mundartlichen Formen des Volkes, eben auch ihr Organisches, das man nicht leicht, ohne sie selbst zu zerstören, mechanisch zerlegen oder chemisch auflösen und sondern kann. Noch mehr aber mögen an diesen Findlingen der Natur die Dichter und Künstler Recht üben und sich Freiheit gestatten. Die Poesie, welche so gern das berücksichtiget, dessen die Prosa keine Acht hat, darf hierin ihre ganze Zauberkraft aufbieten, um das Todte zu beleben, das Alte zu verjüngen, das Mangelhafte zu ergänzen, das Dunkle zu erhellen, Alles zu veredeln und zu verschönen.

Aber auch der Poesie steht es nicht zu, in solchen Schöpfungen bloße Willkür zu üben, sondern es liegt ihr vielmehr ob, mit voller Achtung des Ueberlieferten, ihre Bildungen vorzunehmen nach dem Typus, der ihr von der Geschichte, von der Natur selbst vorgehalten wird. Vor Allem hat sie die Idee aufzufassen und festzuhalten, die in solchen Sagen und Mähren wie ein Keim verborgen liegt, und demnach die Entwicklung derselben nach rein organischen Gesetzen gleichsam von selbst geschehen lassen. Im Wesentlichen also darf die Poesie daran nichts verändern, nichts dazu, nichts hinweg thun; sie darf nur die zarte Pflanze, wie sie dieselbe gefunden, in Grund und Boden der Phantasie versetzen, daß sie in ihrem Lichte und an ihrer Wärme Gedeihen und Wachsthum gewinne. Selbst bloße Zierathen, wenn sie nicht zur Verklärung der Idee beitragen und deren Ausstrahlungen fördern, können nur hinderlich fallen, weil sie eben durch Her-

vorhebung der Nebendinge die Hauptsache verrücken und verdecken. Und so ist denn auch der Ton und die Sprache in Erwägung zu ziehen, worin diese alten Historien vorzutragen sind. Am sichersten verfährt man wohl, wenn man dieselben in dem Costume ihrer Zeit vorführt, oder doch nach einem Zuschnitte bekleidet, welcher sich mit ihrem Wesen verträgt, das da ist Einfalt und Natur. Unsere moderne Sprache mit ihren verblümten Redensarten, feinen Wendungen, verschlungenen Perioden, zumal wie sie in so vielen beliebten und belobten Romanen erscheint, passet wohl am mindesten zur Einkleidung jener alterthümlichen Stoffe; und wer anders Lust bezeigt zu Bildungen der Art, der lese und studire lieber geradezu den Geiler und den Hans Sachs, und nehme dieser Männer Sprache und Darstellung zum Vorbild und Muster.

Diese strengen Forderungen, wie sie sich aus der Natur solcher Historien selbst ergeben, erleiden jedoch einige Ermäßigung durch den besondern Zweck, den man mit ihrer Mittheilung zu erreichen beabsichtet, so wie durch das Bedürfniß, das von Seite des Lesers entgegen tritt. Auffallender ist dieser Unterschied vielleicht nirgends mehr, und für unsern Fall bezeichnender, als bei der Legende. Wenn der Eine z. B. die Sage von St. Christoph mit diplomatischer Treue erzählt, wie er sie in der Legenda Aurea gefunden, so wird der Andere, der die historische Kritik zu Rathe zieht, die Geschichte als eine eitel fromme Tradition ansehen, und als unhaltbar verwerfen; die Uebrigen aber, die Dichter, dieselbe entweder als ein schönes Phantasiegemälde zu ergötzlicher Beschauung, oder

aber als ein gottseliges Exemplar zu frommer Erbauung vor Augen stellen. Der letztere, der pragmatische Zweck steht freilich jeder historischen und auch streng poetischen Ansicht ferne; in dem gegebenen Beispiele aber fällt er mit dem ursprünglichen glücklicherweise zusammen, und bringt das sonst unfruchtbare Gebilde zu neuem Leben. Ist nun dieses Motiv der Erbauung einmal gestattet und gegeben, so kehret sich demnach das Hauptsächliche an jener Mythe von selbst heraus, nämlich St. Christophs Dienst in der Hütte am Gewässer; und seine frühern Abenteuer treten, als bloß vorbereitende Momente, zurück, die denn auch in Nebendingen eine freiere Behandlung zulassen, wie sie sich eben zur Darstellung dieses Hünen der Heiligenwelt schicken.

Diesen Zweck der Erbauung und der Ergötzung hat der Volksfreund in der Wahl und der Form seiner Mittheilungen aus Beruf sich vorgehalten, ohne jedoch, nach seinem Wissen und Vermögen, jener ersten und letzten Pflicht, der historischen Treue, zu nahe zu treten. So manche mündliche Ueberlieferungen, z. B. der Volkssagen, hat er sogar wortgetreu zu geben gesucht, wie er sie empfangen; so wie einige jener ältern Geschichten, die er schon nach ihrer ursprünglichen Gestalt in entwickeltem Zustande und in voller poetischen Blüthe gefunden hat. Diese Feldblumen und Wildgewächse, im Gegensatze zu denjenigen, welche im Kunstgarten gehegt und gepflegt, wohl auch veredelt worden, zeichnen sich auch durch ihre eigenthümliche Physiognomie so sehr aus, daß sie wohl nicht der besondern Aufschriften „alt“ oder „mündlich“ zu bedürfen

geschienen haben. Der Kenner wird sie ohne dieß schon alle heraus finden und nach Abstammung und Geschlecht bezeichnen können; der bloße Liebhaber aber mag sich lediglich an der Mannichfaltigkeit des Blumenflors erfreuen, und von den Früchten des Gartens sein bescheiden Theil genießen.

Schließlich erlaube ich mir noch, auf eine überflüssige Frage eine nothgedrungene Antwort. „Wozu" — fragt man — „in unsern aufgeklärten Zeiten ein solch einfältiges Volksbüchlein?" Ich antworte: Dazu. Erstlich wollte ich mir eine heilsame Luftveränderung machen, und ein Vergnügen meinen Freunden, welche gern hie und da eine solche Landpartie vornehmen, und Einkehr halten in der Hütte des schlichten, gemeinen Mannes. Zweitens gedachte ich, so viel an mir liegt, dazu beizuhelfen, daß die Wege und Stege in offnem und gutem Zustande erhalten werden für eine Zeit, wo diese blumigen Gemeintriften deutschen Witzes und deutscher Laune wieder lieber besucht werden dürften von Jung und Alt, von Vornehm und Gering. Drittens schien es mir selbst für unsere großstädtische Zeit und Welt ein annehmbarer und nützlicher Versuch zu seyn, durch ein solches Büchlein, als ein vermittelndes Organ, die von einander getrennten verschiedenen Classen des Einen, großen Volkes in einen geistigen Zusammenhang, in gegenseitige, freundliche Berührung und Werthschätzung zu bringen, und zunächst den Gebildeten und Vornehmen, welchen die Kunst der Erziehung aus der Masse erhoben und weit davon entfernt und entfremdet hat, dahin zu bestimmen und zu vermögen,

daß er in dem gemeinen Mann die ursprüngliche Natur, den angebornen Adel und die frisch hervortretende Kräftigkeit, überhaupt die Originalität in dessen Denk= und Sprachweise, in dessen Sitten und Gebräuchen, kenne und achte, und so ihm mindestens das Recht zu seyn und zu scheinen, wie es ihm zukommt und beliebt, unverkümmert lasse.

Verlässigen Nachrichten zufolge, welche mir ein und der andere Freund ins Ohr geraunt, hat auch wirklich das Volksbüchlein über meine Erwartung zugesagt; und so dürfte mir denn die thörichte Hoffnung fernern Beifalls nicht verargt werden, die mich zu wiederholter Ausgabe ermuthigt hat.

III.

Bemerkungen zu den Abenteuern des Spiegel=Schwaben.

Meine Vermuthung, daß es zur schwäbischen Iliade auch eine Odyssee gebe, ist eingetroffen; und ich war in meinen antiquarischen Nachforschungen so glücklich, eine ziemlich gut erhaltene Handschrift zu bekommen, welche ich denn hiemit, in treuem Abdruck, meinen Lesern übergebe, verhoffend, daß ihnen die Wanderungen des Spiegelschwaben ein nicht geringeres Vergnügen machen werden, als die „Abenteuer der sieben Schwaben."

Den Verfasser dieser, in ihrer Art einzigen Epopöe auszumitteln, wird schwer, wo nicht gar unmög=

lich seyn. Keinem Zweifel unterliegt es aber, daß es einer und derselbe sey, der beide Gedichte, oder, wenn man so will, Geschichten erfunden hat. Es läßt sich dieß schon aus der Gleichheit des Styls und der Sprache, wie der nationalen Gesinnung abnehmen. Die Zeit der Abfassung möchte ich jedoch hieraus nicht bestimmen, da, wie ich schon anderswo bemerkt habe, eine Ueberarbeitung überall sichtbar ist, und die ursprüngliche Form durch Verwischung des Dialekts und Uebertragung ins Hochdeutsche theilweise sehr gelitten zu haben scheint.

Künftigen Commentatoren dieses National-Epos sey es auch überlassen, zu untersuchen und zu bestimmen, ob (was mein altdeutscher Freund vermuthet) der Verfasser den Homer gekannt habe, und ob er damit wohl gar dessen unsterbliche Gesänge habe parodiren wollen? Ich wenigstens glaube, daß eine solche Behauptung zu gewagt sey. Denn obwohl z. B. unter den homerischen Helden einzelne, nicht zu verkennende Gegenstücke an den sieben Schwaben nachzuweisen sind, ein Agamemnon-Allgäuer, ein Achilles-Blitzschwab, ein Thersites-Knöpfleschwab u. s. w.; und obgleich vorzüglich in dem Charakter, den einzelnen Verhältnissen und Abenteuern des Spiegelschwaben auffallende Reminiscenzen und Allusionen auf Odysseus, seine Penelope, und auf so manches Abenteuer desselben, als mehr oder minder klar, zu entdecken sind: so sind das doch lauter Einzelnheiten und Zufälligkeiten, die meines Erachtens zu einem solchen Urtheile keineswegs ermächtigen; zumal, da es den literarischen und kritischen Standpunkt ganz verrücken

würde, woraus man diese, so wie ähnliche Volksgeschichten beurtheilen soll. Halten und nehmen wir das Büchlein geradezu für das Product eines einfältigen Mönchs, der, aus der Einsamkeit seiner Zelle, die Welthändel und Weltmenschen in der camera obscura seiner Phantasie vor sich spielen läßt, um jene, die Welt, noch mehr verachten, und diese, die Menschen, bei all ihren Thorheiten, noch mehr lieben zu lernen.

Was nun insbesondere den zweiten Theil dieser in ihrer Art einzigen Epopöe und dessen Helden anbelangt, so wird dem Kenner alter Volksgeschichten sogleich ein ergötzliches Gegenstück beifallen, das aber eben nur als solches, nicht etwa als Vorbild des letztern gelten mag. In der That ist der Spiegelschwab ungefähr ein oberdeutscher Eulenspiegel, der dem niederdeutschen an schalkhafter Laune nichts nachgibt. Zugleich aber stellt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Charakteren heraus, so daß, wenn man einmal solche Käuze der Lust wegen sich vorhalten möchte, die Sympathie sich ohne Widerrede dem letztern zuwenden müßte. Der niederdeutsche nämlich erscheint als ein arglistiger, heimtückischer, unflätiger Geselle, der seine Freude hat an dem Schaden Anderer, und um dieses Schadens willen, wie ein boshafter Kobold, die Leute geckt und neckt. Der oberdeutsche dagegen übt reinen Spaß um des Spasses willen; er ist gemein, ja niedrig, aber nicht grob, nicht niederträchtig; er lügt und trügt, aber aus Instinct, nicht aus böslicher Absicht; er ist immer bereit, Andere zum besten zu haben, aber er versteht

auch Spaß über sich selbst, und ist nicht ungehalten darüber, wenn man den Scherz sogar fühlbar und handgreiflich macht. Es leuchtet aus seinen Reden und Handlungen, bei aller Schalkhaftigkeit, immer eine gewisse Gutmüthigkeit hervor, und seine heitere frohe Laune verläßt ihn niemals, ungeachtet so mancher herben Erfahrungen. Um dieses guten Humors willen, der eben nur ein unterhaltendes Spiel mit sich und Andern treibt, kann ihm keine Posse mißdeutet oder verargt werden, zumal da er gelegentlich wohl auch sich selbst auf den Pranger und zur Schaulust ausstellt. Sogar seine entschiedene, feindselige Richtung gegen das Frauenvolk, die allein ihn sonst widerlich, ja ekelhaft machen müßte, erscheint doch nur als Maske, womit er, komisch genug, sich selber zu täuschen sucht. Offenbar will er für die Unbilden, die ihm, wohl nicht ohne eigene Schuld, von seinem ehelichen Weibe widerfahren, sich schadlos halten durch einen geheuchelten Haß gegen das ganze Geschlecht, der aber, ohnehin nur in Worten sich rächend, unwillkürlich den Stachel gegen sich selbst kehrt.

Wir wollen aber unsern gebildeten Lesern in ihrem Urtheile über den ästhetischen und moralischen Werth dieser Geschichte keineswegs vorgreifen. Wohl aber sey es uns erlaubt, zur Bekräftigung unsers Urtheils, aus der kritischen Abhandlung, welche der Handschrift beigebunden war, und aus der Feder eines vor-Gottschedischen Kritikers geflossen zu seyn scheint, einen Auszug zu geben und anzufügen:

„Der Scopus der Geschichte, sagt der ehrliche Autor, sey augenscheinlich kein anderer, als zu zeigen,

wie elend ein Mann sey, ohne ordentliche Hausfrau, die ihn vor allen Extravaganzen bewahre und in Züchten und Ehren erhalte. Das sehe man an dem Spiegelschwaben als einem augenfälligen Exempel, indem er bei aller Indole animi und Sagacitate ingenii, als gemeiner Landstürzer und Vagabund, ein jämmerliches, unstätes Leben führe, und mancherlei Gefahren des Leibs und der Seele ausgesetzt sey. Was die Inventionem anbelange, so fehle es ihr weder an Simplicität, da sich die ganze Handlung so ziemlich um alltägliche Bedürfnisse und Ereignisse drehe, noch aber an ergötzlicher Abwechselung, da auf dem Scenario, wie in einem Guckkasten, verschiedene Oerter und Leute erscheinen, und man sich, so zu sagen, immer in eine neue Welt versetzt zu seyn glaubt. Auch die Dispositio sey recht gut, immaßen es die sicherste und beste Norma einer Geschichte sey, daß man die Begebenheiten und Actiones secundum ordinem loci et temporis aufführe, weil dann der Leser dem Autori Schritt vor Schritt gemächlich folgen könne, ohne sonderliche Ermüdung und Ermattung des Verstandes und der Attention.

Ueber die Moralität der Geschichte äußert er sich folgendermaßen: „Man müsse vor Allem den Helden und die Hauptperson ins Auge fassen, und mehr darauf sehen, was er sey, als was er thue — quid sit, non quid faciat — woraus man erst recht die motiva und Beweggründe seines Thuns und Handelns zu beurtheilen im Stande sey. Wenn man annehme und supponire, was ein Mensch in seinen Verhältnissen — ein böses Weib im Haus und kein Geld im Sack

— Ruchloses anfangen könne: so müsse man sich vielmehr wundern, daß er nicht mehr Scandala begangen habe. Auch seyen die Streiche, die er anfange, nicht allzeit ihm und seinem bösen Genio zuzuschreiben, sondern oft nur der Dummheit und Leichtgläubigkeit anderer Menschen, die, da sie sich auf plumpe Weise betrügen lassen, auch mit Recht Schande und Schaden davon hätten. Dem Autori selbst sey es keineswegs als Schuld zuzurechnen, wenn er den Spiegelschwaben als Fatznarren und Landstürzer beschreibe, wie er einer gewesen; vielmehr sey er hoch zu loben und zu preisen, daß er die Wahrheit und die identitatem characteris durchaus inne gehalten. Sodann sey sowohl aus der Geschichte selbst, als aus den angehängten Sprüchen und adagiis viel Weisheit und Tugend zu erlernen, was man leicht finden könne, wenn man eben nur suchen wolle. Es arte der Held freilich mitunter bis zur Ruchlosigkeit aus, z. B. in der Geschichte mit dem Pfaffen und mit den Zigeunern. Es sey dieß aber eben eine gar sinnreiche Erfindung des Autoris, daß er das Maaß der Sünden voll werden lasse, damit den Sünder die Gnade um so sicherer ergreifen könne; was denn auch geschehen. Kurz — schließt der Beurtheiler — es ist ein gar sinnreiches Gedicht oder Geschichte, daraus man vieles Nützliche lernen kann, ohne lange Weile und Verdruß, was von Büchern, welche Frömmigkeit lehren wollen, nicht immer der Fall ist."

Diese letztere Bemerkung hätte sich der ehrliche Mann ersparen können. Wohl aber wird gern jeder Leser zugestehen — wenn doch die Moralität eines

Helden in einem solchen Gedichte in Anschlag gebracht werden soll, — daß der Spiegelschwab, bei allen seinen Kniffen und Griffen, Ränken und Schwänken, ungleich noch sittlicher erscheine, als so mancher Tugendheld in ***schen und ähnlichen Romanen, die zur Erbauung und Ergötzung des gebildeten Janhagels geschrieben sind.

Schließlich ist zu bemerken, daß seit dem J. 1829, wo ich die Geschichte des Spiegelschwaben, nebst andern Historien, als Probeblätter zuerst mitgetheilt habe,*) mir noch eine andere Handschrift zu Gesicht gekommen ist, die ich denn auch zur Verbesserung und Ergänzung der ersten Ausgabe mit kritischer Umsicht benutzt habe. Leider aber ist das ohne Zweifel interessante Capitel von der Hochzeit des Blitzschwaben, angeblich beschrieben durch den Adolphus, den fahrenden Schüler, hier ebenfalls lückenhaft befunden worden. Es schien darum rathsam, auch in dieser Ausgabe die Schilderung einer schwäbischen Hochzeit, wie ich sie selbst an Ort und Stelle aufgenommen, als Beilage anzufügen, und so den Mangel des ursprünglichen Textes mindestens durch das Bild eines ähnlichen Thatbestandes zu ersetzen.

---

*) Scherz und Ernst. München, bei Jos. Lindauer.

Beilage.

Die schwäbische Bauernhochzeit.

(Ein Gemälde im Style der niederländischen Schule.)

Vor der Kirche ist schon Groß und Klein versammelt, neugierige Leutchen (der Verfasser darunter), um den Brautzug, der so eben herauskommt, gemächlich anzusehen. Die Musikanten, zwei Fideln sammt Brummbaß, eröffnen den Zug; voran die „Buben,“ groß und klein, in Feiertagsröcken, einen Rosmarin auf dem Hute, im Gesichte Gesundheit, Muth und Frohsinn; zwischen ihnen und den Männern der Bräutigam, ein frischer, lebensmuthiger Bursche, mit einer Haltung und Miene, aus denen der Kampf zwischen frohem Leichtsinn und ernster Sorge sichtbar wird. Dann das liebliche Mädchenvolk, von dem Kinde herauf bis zur mannbaren Jungfrau, alle anständig und sittig in Kleid und Gebärde; hierauf, von den Matronen begleitet, die Braut — den Blick zur Erde gesenkt, um das naßgeweinte Auge zu verbergen, das in den

feierlichen Augenblicken der Copulation mit Wehmuth auf die verlorne Jugend zurück, und mit Sorge auf das lange, bange Hausmutterleben vorwärts blickte; — eine schöne, jungfräuliche Gestalt, in einem schwarzen Kleide, mit weißer Schürze, den Rosmarinkranz auf dem entblößten Haupte, wie ein zum Tode geweihtes Opfer. „Gott sey mit dir! und Er gebe dir Trost und Kraft und Milde und Demuth; und er lohne dich für deine Mühen und Schmerzen, die sich wie Nächte und Stürme in dein Leben hineinschleichen werden, mit recht vielen lichten und freundlichen Tagen, und mit der Liebe und Treue deines Mannes und mit der noch unendlich größern Freude an deinen Kindern!"

Der kürzeste Weg von der Kirche ist in das Wirthshaus, das daran liegt. Es scheint, als wenn der Ort schon begeistere; denn es poltert und lärmet die Stiege hinauf in den Soler, als wenn Alles losgelassen wäre, die Hölle selbst. Einzelne, tüchtig, accentuirte „Juhhe!" begrüßen den Ort der Freude, und der Tanz des jungen, heitern Völkleins geht sogleich an, während die übrigen sich in und außer dem Hause zerstreuen.

Um zwölf Uhr gehen sie zu Tische, aber nicht, wie das liebe Vieh und vornehme Leute, sondern wie Christen, die, ehe sie die Gottesgabe empfangen, darum bitten. Männer und Weiber sitzen zusammen; bei jenen der Bräutigam, bei diesen die Braut — Alles in Züchten und Ehren... Nun gibt es in der Regel nichts Langweiligeres für einen Zuschauer, als ein Gastmahl während der ersten Gerichte; bei Bauernhochzeiten ist es aber anders. Wenn man diesen gesunden

Appetit der Leute bemerkt; wenn man sieht, mit welchem Antheil Leibs und der Seele sie jeden Bissen zu Mund und Gemüthe führen; wenn man bedenkt, daß ihnen eine solche Tafelfreude schon um der Seltenheit willen doppelt theuer seyn muß und auch wirklich ist: dann müßte man der gefühl- und appetitloseste Kerl von der Welt seyn, wenn man ihnen nicht ein herzliches „Gott gesegn' es!" zuriefe, und alsobald, von gleichem Hunger angesteckt, hinab liefe in die Küche und sein Essen bestellte, wie z. B. ich jetzt thue.

Sobald es oben wieder zu fideln und zu stampfen beginnt (es ist Ein Uhr, Suppe und Voressen droben vorbei), so eile ich wieder hinauf zum Tanzplatz.

Braut und Bräutigam haben bereits, von einer Schranke von Zuschauern umgeben, ihre Stellung eingenommen, und Wind und Licht richtig vertheilt. Ein Menuett beginnt. Der Bursche, in kecker, doch nicht frecher Stellung, die beiden Hände in die Seiten gestemmt, — das Mädchen sittsam, doch nicht blöde, die Schürze an beiden Seiten fassend und ausbreitend — machen nun ihre stattlichen pas, so gut sie dieselben von der lieben alten Gewohnheit und von der einfachen, ungekünstelten Natur erlernt und ausgebildet haben. Es geht aber wacker. Sie zeigen nicht nur Tact, richtige Wendung und Stellung, mit mannichfach abwechselnden Formen, sondern sie bringen auch Dessin hinein, und (ich möchte fast sagen) eine Art von Taktik der Liebe. Anfänglich ersieht man aus Allem, Blick, Haltung und Bewegung, etwas Fremdthuendes, Formen der Höflichkeit, ein bloßes Annähern

und Entfernen ohne Haß und ohne Liebe. Bald aber tritt Interesse ein. Der Jüngling wird freier, offener, kühner; er sucht, verfolgt, drängt das Mädchen; dieses erwiedert, aber nur in verstohlenen Blicken der Zärtlichkeit, in halbem Annähern, halbem Entfernen, dem Zudringlichen aber mit Entschiedenheit ausweichend. Die Wärme nimmt zu. Es begegnen sich Aug und Aug, Hand und Hand. Die Formen bekommen mehr Ründe; sie verschmelzen sich allmählich, wie ihre Seelen, und bereiten sich zur Vereinigung; doch herrscht noch einige Unsicherheit im Annähern des Jünglings, noch sittige Schüchternheit im Entfliehen des Mädchens. Wie er jetzt sie verfolgt, wieder ergreift! wie sie dann plötzlich entschlüpft, sich entfernt, durch Drehen und Wenden dem Verfolger ausweicht — und sich zuletzt doch wieder erhaschen läßt! Endlich gibt sie sich ihm ganz hin; mit kräftigem Arm umschlingt er die Nachgiebige, und reißt sie wonnetrunken in den Wirbel des Walzers, er, sein Auge zärtlich auf die Geliebte herabsenkend, sie, ihr Haupt schamhaft an seine Brust oder an seine Schulter lehnend, beide selig in der innigsten Vereinigung.

Sobald das Brautpaar, unter Beifall, den Platz verlassen, nimmt ihn wiederum das lustige, junge Völklein ein, und verkürzet sich und Andern durch mancherlei Tänze die Zeit. Jetzt führen sie den „Agatter" (á quatre) auf (auch zu acht und sechzehn Personen) mit vielerlei Abwechslung in Stellung und Wendung, in Verschlingung und Entwirrung, vom Schülertritt an bis zu den Meistersprüngen, in einer Reihe von Probestücken, die anfangs ein Jeder einzeln, später

mehrere zusammen, endlich alle zugleich ausführen, und, wie immer, in den Alles und ganz vereinigenden Walzer auslaufen von drei bis sechs Touren. Dann wagen wohl auch einige der Flinkern unter ihnen, welche Waden= und Lungenkraft genug haben, den ermüdenden Hutz auf; oder ein einzelner Kerl, der berühmteste Tänzer der Umgegend, den Meistertanz, die sieben Sprüng'; und Andere Anderes.

Schlag zwei Uhr wird eine neue Tracht Speisen servirt. Die jüngern haben sich schon wiederum Appetit getanzt (der Bauernmagen verdaut ohnehin gut in einer Stunde); die ältern verkosten nur mehr und schicken die Schüssel lieber ihren Kindern nach Hause, um sie an den Hochzeitsfreuden Theil nehmen zu lassen, vermeinend, es sey keine Freude ganz, an der nicht Alle etwas hätten.

Um drei Uhr, nachdem man neue Herz= und Magenstärkung zu sich genommen, bricht das junge Gesindel auf, um in einem feierlichen Zuge das Wickele abzuholen aus dem Mutterhause der Braut; eine schöne, bedeutsame Gewohnheit, womit der Braut symbolisch die ganze Pflichtenlehre der Hausmutter, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Sparsamkeit vors Auge gerückt werden soll. Der Zug, die Musikanten an der Spitze, ist aber von etwas bacchantischer Natur; die Kerle, bei denen schon der Rausch von Trank und Liebe in leichtem Anflug ist, überbieten sich förmlich im „Jodeln und Ju[illegible]ezen," mit den sonderbarsten Modulationen; Sch[illegible]ren von Kindern umschwärmen sie, miteinstim[illegible] in den Jubel. Auf der Rückkehr

sucht man sich einen bequemen Wiesenplatz auf; die Kunkel, zierlich angelegt und bunt bebändert, wird in die Mitte gestellt, und der fröhliche Reigen bewegt sich nun lärmend auf dem beblümten Plane rundum. Dann kehrt man ins Wirthshaus zurück zur vierten Tracht.

Indessen hat der Bräutigam, seinen Gästen und allem Volke zu gefallen, ein paar Spiele angeordnet, die nun, nach aufgehobenem Incidentmahle, zum Besten gegeben werden.

Fürs erste haben die Mädeln zu ringen, welche die flinkeste sey im Eierklauben, die geschickteste im Eimertragen, und so in andern Dingen. Sodann kommt die Reihe an die Buben. Die haben sich bloß zu balgen, zu zerklopfen, zu zerhaaren und zu überrennen um der Pfenninge wegen, die unter sie ausgeworfen werden. Höhere Preise werden gesetzt für die besten Raufer und Laufer. Den Beschluß macht heute ein Wettrennen, aber bloß mit Ochsen. Die „Gaudi" ist groß. Das Vieh, ungewohnt zu galoppiren, wozu es doch mit unmäßiger Strenge angetrieben wird, gibt sein Mißfallen verschiedentlich zu erkennen. Der eine läßt sich durchaus nicht von der Stelle bringen, sondern bewegt sich als Kreisel, bis ihm und dem Reiter Sehen und Hören vergeht. Ein anderer brüllt wohl entsetzlich, geht aber desto langsamer, und im Zickzack. Ein dritter rennt, wie besessen, voran, aber bloß dem wohlbekannten Stalle zu, von dem er nicht mehr wegzubringen ist. Ein vierter, in lauter Schwingungen auf und ab, hin und her sich

bewegend, wirft den Reiter ab, und geht, dessen froh, seines Weges weiter. Ein fünfter rennt zwar streckenweise, hält aber zu oft Stand, und bedenkt sich zu lange, wohin und wie weit; während der sechste, der gescheidtere, zwar gemächlich einher trottet, aber doch zeitig genug, nämlich der erste, das Ziel erreicht. Der bekommt denn auch (der Reiter nämlich, nicht der Ochs) den Ehrenkranz aus der Hand der Braut.

Man speiset zum fünften Mal und tanzt zum zwanzigsten Mal und trinkt zum hundertsten Mal. Nun haben auch (bald) die Männer das Ihrige, und rühren sich mit dem Maule, so lang und so gut es geht. . . Heute aber schwirrt das muntere Gespräch (besonders von der Weiberseite her) zu sehr in einander, als daß man sich selbst recht verstehen könnte, geschweige den Nachbar. Einzelne Trinksprüche nur schlagen mir vernehmlich ins Ohr; z. B. „Gott verläßt keinen Deutschen — hungert's ihn nicht, so dürst's ihn" — „Alles versoffen bis ans End, macht ein richtig's Testament." — „Duck dich, mein' Seel', es kommt 'n Platzregen" u. dgl. . . Ein dicker Mann in der Ecke fällt mir indessen auf. Er spricht am wenigsten, aber trinkt am meisten. Seine Miene hat eine ganz seltsame Mischung von tiefem Ernst und freundlicher Milde. Mit unverwandtem Blicke auf den Krug, mit schmunzelndem Munde scheint er, wie gewisse Dichter, Theorie und Praxis, des Trinkens nämlich, zugleich zu betreiben, und eben darum beide wechselsweise zu veredeln. Nichts kann graziöser seyn, als die Art, wie er den Krug faßt. Während des Trinkens scheint er alle fünf Sinne in Bewegung

zu setzen, um recht zu genießen. Er beschaut das lautere kostbare Naß; er beriecht's (hören kann er's nicht); er schmeckt's — Himmel, mit welcher Wonne! Man möchte den Seligen beneiden, wäre man nicht schon selig genug in seiner bloßen Anschauung.

Ja, wenn du mir, kalter, strenger Moralist, mit deinem grinzenden Bocksgesicht in die Zechstube und meine Beschreibung hinein stierest! Du, der du nicht einmal Kraft genug hast, um eine ordentliche Sünde zu begehen, oder der du eine Sünde bloß in einen dünnen, langen Faden ausspinnest und dich weit zierlicher einwickelst, während Andere ihren Fehler en gros auslegen und mit Einem Male; der du, was eigentlich Ohnmacht an dir ist, als Kräftigkeit betrachtest, und dich aller Tugenden befleißest, auch der Enthaltsamkeit, nur der größten und ersten nicht, der Liebe! Mit dir will ich nicht rechten über die Moralität meiner Hochzeitleute. Du weißt nicht, wie wohlthätig, ja wie nothwendig nach langen, schwülen Werktagen ein solcher Platzregen ist für die durstende Natur im Bauer, um all die Mühen und Sorgen wegzuschwemmen, und, wenn auch nur auf einige Stunden, sein halb verdorrtes, eingeschrumpftes Leben aufzuweichen und zu erfrischen! Was willst du denn nach deinem Maaßstab die Sündhaftigkeit seines Genusses ermessen, da du ja auch nicht die Müheseligkeit seines Tagwerkes zu würdigen verstehst! Geh einmal statt seiner hin, schieb an dem Pfluge den ganzen Tag hindurch, iß seine harte, grobe Nahrung wochenlang, placke dich ein Jahr hindurch mit seinen Sorgen und Arbeiten und Jammer

und Noth; und dann komm, und, wenn du's noch vor Gott und Menschen zu verantworten glaubst, schließe die Bierschenken an Sonn- und Feiertagen, schaffe die Kirchweihen ab und die Volksfeste, und verpöne jeden Rausch im Lande mit Kirchenbuße und Kettenstrafe. . . Freund, ich denke, du wirst's bleiben lassen, und dem Landmanne seine Freuden gönnen und ihn nicht darin stören, geh' es auch manchmal zu bunt zu und über die Schnur.

Den hätt' ich, Gott Lob! weg; und so kann ich in meiner Beschreibung ruhig und sittsam fortfahren.

Nachdem die letzte Speise (ich glaub', es ist sieben Uhr) verzehrt worden, füllt sich das Wirthshaus immer mit andern Gästen. Die Zeit ist da zum Schenken. Wer nur Geld hat im Dorfe und einiges Interesse an und von den Brautleuten, der legt seinen Pfenning auf den lebendigen Opferaltar, die Braut; um so mehr die Theilnehmenden am Gastmahle, welche, außer für Kost und Trunk des Tages, nichts bezahlen dürfen, als eben auch ein Geschenk. So ist's Sitte, und gewiß eine löbliche; denn (so meinen sie in ihrer ehrlichen Einfalt) Anfänger im Hauswesen müßten am Hochzeittage unterstützt, nicht des Ihrigen beraubt werden; und sodann sey dieß Geben nur ein Leihen; die Reihe gehe um, und andere Bräute würden mit der Zeit die Zinsen einfordern von dem Capitälchen, das die anwesende Braut heute empfange.

Nach vollbrachter Schankung tritt der Hochzeitredner auf und haranguirt die Anwesenden in einer

zierlichen, herkömmlichen Rede. In ehrwürdiger Stille und Haltung (denn es ist ja von geistlichen Dingen die Rede) wird der Spruch vernommen. Der Redner (um es meinen Lesern kurz zu sagen) fängt an von Anfang, nämlich von Erschaffung der Welt. Nachdem er das Thema, „er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein" hinreichend erklärt, geht er die Beispiele namhafter Ehen im alten Testamente durch, kommt sodann auf Christus und die Hochzeit zu Cana in Galiläa, und recapitulirt kürzlich die evangelische und apostolische Haustafel für Eheleute. Sodann geht er über zu den gegenwärtigen „tugend- und ehrsamen Paar Brautleuten," rühmt mit Bescheidenheit (Alles steht so in seinem Formular) ihren bisherigen Lebenswandel, gedenket ihrer lieben Eltern und Wohlthäter, besonders der seligen (hier wird ein andächtiges Vater unser und ein Ave Maria eingeschaltet), und schließt endlich mit dem Danke an die Anwesenden im Namen der Brautleute für die Ehre des Besuches und die gesteuerten Gaben, und mit der Bitte um ihre fernere Freundschaft.

Der erste Theil der Rede, die, wie der Leser bemerken wird, keine üble Disposition hat, wird mit einer wahrhaft frommen Andacht vernommen; der andere nicht ohne innige Theilnahme, ja sogar mit lautem Weinen und Schluchzen, besonders wenn der Todten gedacht wird. Aber — nur wer den beweglichen Charakter des gemeinen Volkes kennt, wird mir dieß glauben, so wie das, was folgt — sobald das letzte Wort des Redners verklungen, so beginnt wieder bei dem einfallenden ersten Tone der Musikanten

der fröhliche Lärm mit seinen „heysa! hopsasa's!" und der Tanz und die Fur geht von vornen an, wo möglich noch ärger, und dauert bis in die tiefe Nacht.

Doch was dann noch weiter vorfällt in der Brautnacht, will und kann der Referent nicht referiren.

Worterklärungen.

A'mm', f., Allgäu, die Mutter (Amme, Mämme).

Aen, m., Allgäu, der Ahnherr, der Großvater.

Aett, m., Allgäu, der Vater; altd. atta.

Augsburger Deutsch... Am Ende der Tauler'schen Predigten (Augsburg 1508) steht: Die Ausgabe sey gestellt „auf gut verständlich Augspurger Sprach, die da unter andern teutschen Sprachen gemeiniglich für die verständlichste genommen und gehalten wird."

Bärenbatzen, ein ehedem in Oberschwaben sehr gangbares Vierkreuzerstück mit dem St. Gallen'schen Wappen. — Bärendreck, Lakrezienſaft.

Baule, m., schwäb., der Kater.

Bettelmann, in der Küchensprache, ein aus Semmeln und Milch bereiteter Brei.

Blenten, m., Brei aus Buchweizenmehl, Ital. polenta. Der Buchweizen selbst.

Böhmische Krankheit — „matt, müd und faul seyn."

Bock, m., bayer., eine Art besonders starken Biers. Verderbt aus Einbeck, Einbecker Bier. „Einbeckisch Hopfenbier." Fischart Geschichtklitterung 1590. S. 107.

Bocken, v., störrisch thun. **Bockstärr**, adj. und adj., starr, wie ein Bock; **böckbeinig**, halsstärrig.

Bollen, Klümpchen. **Hasenbollen**, Klößchen, in Honig getaucht, eine Festspeise.

Bratzen und **Haxen** (s. Hächse), und ähnliche Wörter von Thieren auf Menschen angewandt, nur im Scherz und zum Spott. — Im Uebrigen muß das Grobe und Bäuerische im bayerischen Dialekt zumal den feinen, glatten Ohren anderer Deutschen schon von jeher aufgefallen seyn. So sagt z. B. Petrus Zittaviensis:

— — — Bavarusque loquens boat ut bos,
Exaltans vocem crassam nimis atque ferocem.

Brenz, m., der Branntwein.

Bürstenbinder, m. — In der Redensart: **er säuft wie ein B.**, spielt der Volkswitz auf **bürsten**, **bürschen**, eine Burs halten, an.

Dachel, **Dahel**, **Da'l**, m., die **Dohle**. Nach einer andern Leseart, die den Bayer in jenem Wettkampf als Sieger bezeichnet, soll dieser die drei Vögel genannt haben: **Star** — **Raw** — **Ant** (d. i. Staar, Rab', Aente).

Dinzelfest, **Dinzeltag**, der Handwerksjahrtag. Vergl. Schmeller.

Dorschen, m., der Kohlstrunk.

Enk, pron., bayerisch, st. euch. Der Dualis der alten Sprache. S. Schmellers Grammatik S. 189.

Enz-, Großes, Ungeheures bezeichnend; nur in Zusammensetzungen (wie **Erz**-).

Eppe, etwa. **Eppes**, etwas. **Epper**, irgend einer. **Epperemal**, etwa einmal.

Erchtag, bayer., Dienstag. Vergl. Schmeller v. Er=tag.

Eyerklauben, n., das Eierauflesen; ein Volksspiel.

Eyle, n., ein Küßchen; in der Kindersprache; von der Interj. ey!

Fackel, Dim. (Schwäb. Fäckle), träge Aussprache von Fark, Ferkel.

Fätsche, f. das Wickelband. Daher fätschen, einfätschen, einwickeln mit dem Wickelband.

Fätzen einen, ihn aufziehen, foppen.

Fippern, v., zittern; das Intensiv von fiebern.

Flackisch, fläckisch, schmutzig, unsauber.

Fotzmaul, n., das Eßbare am Rindsmaul.

Freythof, der Begräbnißplatz. Freythofblümlein, fig., graue Haare.

Frümmen, anfrümmen, bestellen.

Gäbisch, g. äbisch, adj. u. adv. Schwäbisch ist gäbisch; etwa noch mit dem Beisatz, um'kehrt ist gar nichts.

Gammel, m., der Reiz, der Kützel.

Gan, stan, lan (gau˜, stau˜, lau˜), gehen, stehen, lassen, mit dem Beisatz: wer die drei Sprachen nit kann, soll nicht nach Schwabenland gan.

Geigen, heimgeigen Jemanden, ihn derb abfertigen. Ironisch, von dem Ehrengeleit durch Musikanten, z. B. auf Hochzeiten, hergenommen.

Gneißen, v., ein Ding, es merken, wittern, ahnden. Alt niusan.

Grätig, mürrisch, zänkisch.

Gucker, m., der Guckguck. Der Memminger Gucker: Anspielung auf den bekannten Schwank mit dem Guckuck, den die Schildbürger aus dem Getreidfeld durch zwei Männer auf der Bahre holen lassen wollten, damit er ihnen nicht die Saat zertreten möchte. — Die Memminger schieben das Stücklein auf die von Ulm.

Häckse, f., der Kniebug mit seinen Sehnen; das ganze Bein selbst an vierfüßigen Thieren.

Häntig, bitter, im phys. u. mor. Sinne.

Hender, gem. schwäb., statt händ (habt) ihr? Vergl. wender.

Heimgarten, m., der Besuch, die Zusammenkunft, coetus. Auch als Verb.

Heß, blinder; Sprüchw., eine ungewisse Anspielung.

Holedau (richtiger: Hallertau), Gegend zwischen der Ammer, Ilm und Abens, über deren Bewohner, als derbe, ungeschlachte Menschen, der Volkswitz sich gern lustig macht.

Hollerrötzel, m., bayer., ein Brei aus Hollunder-Beeren.

Hotto (zweite Sylbe betont), in der Kindersprache das Pferd. Vom Ruf: Hott! o!

Humpeln, v., schleppend einhergehen.

Hutzel, f., gedörrtes Kernobst.

Ihrzen, v., Jemanden, mit „Ihr" anreden (wie duzen, erzen).

Justement, adv., (mit deutscher Aussprache), genau, eben.

Käl, adj. u. adj. ekel, garstig; obj. u. subj.

Käsperle, n., ein Silberstück mit dem Gepräg und Viertelswerth eines Brabanter-Thalers.

Kesperwasser (richtiger: Kersch-ber-wasser), Kirschenwasser.

Kirchweihgurgel, fig., ein Säufer.

Klachel, Klächel, m., ein Schwengel; fig., plumpe, vierschrötige Mannsperson.

Kostnitz, alt und noch gem., Konstanz. Der Teufel zu Kostnitz, ein kolossales Bildwerk, welches, wie der groß Gott zu Schaffhausen, weit und breit zur Mähre geworden. Schon J. Pauli erwähnt seiner (Schimpf und Ernst, 1569. p. 146b).

Krächse, f., Gestell zum Tragen auf dem Rücken.

Krippele, n., die Weihnachtskrippe, praesepium.

Kuefinster, adj. u. adv., sehr finster. Das erstere Wort für: Gefängniß, zunächst für delinquirende Geistliche (wie das hochd. stockfinster). Vergl. Adelung v. Koben.

Lahmtag, Zustand der Lähmung; wie Wehtag, Siechtag, Schmerz, Krankheit. Ueber-tag s. Schmeller.

Laubi, Name, den Zugochsen gegeben, von Laubmonat, April; so wie Lusti von Lustmonat, Mai; oder Horni, von Hornung. S. Schmid v. Horni.

Letz, adj. u. adv. verkehrt, unrecht.

Luck, n., der Deckel eines Geschirres. (Verschieden von Lucke, f., die Lücke.)

Unmär, unwerth, widrig.

Markten, v. feilschen, um den Preis handeln.

Matz Latz, ein Tropf, ein unbehülflicher, alberner Mensch.

Melak, m., Name großer Fanghunde, womit der rächende Volkswitz das Andenken an jenen französischen Wütherich dieses Namens verewigt hat.

Mocken (mau˜ken), mürrisch, verdrießlich thun.

Mühen, v., beschweren, beschwerlich fallen, Verdruß machen.

Nachtlichtlein (Nachtliəchtlə), im Scherz, ein Nachtschwärmer.

Nocken, Dim. Nockerl, Knödel kleinerer und feinerer Art. Ital. gnocco. — Sonst bezeichnet der alte Reim folgende Lieblingsspeisen der verschiedenen Deutschen:

Einen Wahlen *) zum Salat,
Einen Schwaben, da man Sträuble hat,
Einen Schweizer zu einem Käs,
Einen Tyroler zu Nudeln und Nocken,
Einen Allgäuer zu süßer Milch und Brocken,
Einen Sachsen zum Speck und zum Schinken.
Darfst nit viel bitten oder winken.
Zuletzt wollen all saufen und nit trinken.

Passauer Tölpel, Spottname, der den von Passau Gebürtigen oft zu Theil wird. Vielleicht von einem unförmlichen Standbild aus früherer Zeit. Die Passauer Kunst, eine Art Schwarzkunst, hieb- und schußfest zu machen.

Pfalz, die obere. Eine Volksmähre erzählt: **)

*) Wallonen.

**) Siehe Schmellers Mundarten Bayerns. S. 488.

Wie unser Herrgott die Länder des ganzen Erdbodens vertheilt habe, sey auf die letzt noch ein einziger kleiner Winkel übrig geblieben. Weil den nun Niemand gemöcht habe, so habe er denselben dem Teufel angetragen. Aber auch dem sey er zu schlecht gewesen, und habe frei zu unserm Herrgott gesagt: Pfalzt's.*) Deßwegen heiße man dieß Ländchen bis auf den heutigen Tag die Pfalz.

Pfeffersack, Nürnberger; ehedem ein Spottname, den man den Nürnberger Kaufleuten, vermuthlich wegen ihres Handels mit levantinischen Spezereien, zu geben pflegte.

Pfinztag, bayerisch, der Donnerstag, d. i. der fünfte Tag vom Sabbath (Samstag) an gezählt.

Pfüttigott, verderbte Formel, st. behüte dich Gott!

Principi, f., Schulclasse, worin die Anfangsgründe (principia) der lateinischen Sprache gelehrt wurden.

Pulver, bayerisches, weiße Rüben zu einer breiartigen Masse klein gehackt.

Raum, m., der Rahm, die Sahne.

Rübe, bayerische, brassica napus; im Gegensatz zur schwäbischen, br. rapa.

Runkunkel, f., Schimpfname für alte Weiber.

Sack, m., auch für Tasche, z. B. eine Sackuhr.

Schaffen, befehlen.

Schampedasche, Hanswurst; verderbt aus Jean Potage.

---

*) Behalt es!

Schlarfen, f., Lotterschuh, abgetretener Schuh.

Schlampet, adj. u. adv., lotterig, schlampig.

Schlaufe, f., Masche, Schlinge.

Schlesinger, aus Schlesien gebürtig. Die am Orte angeführten Anspielungen beziehen sich meistens auf bekannte Anekdoten, welche die gegenseitige Necksucht der Deutschen aufgebracht hat. Schon Sutor (latinum chaos, 1716) erwähnt jene Mähren des neckenden Volkswitzes. — Von denen, die gen Norden zu wohnen, war vordem unter uns der Spruch verbreitet:

Ein Sachs, ein Schwätzer,
Ein Böhm, ein Ketzer,
Ein Pohl, ein Dieb,
Ein Preuß, der seinen Herrn verrieth.

So wie auch:

Der Pohl und Böhm haben einander lieb,
Kommt dazu ein Ungar, so sind's drei rechte Dieb.

Schlotter, m., geronnene Milch, die Schlottermilch.

Schmecken, v., wie hochd., aber auch für: riechen.

Schranne, f. Getreid=Markt.

Schuckeler, Schimpfw.; aus dem Ital. giuocolatore verderbt?

Schwäbischer Heiland. Spottname. Wie denn solche stereotypische Bezeichnungen meistens historischen Ursprungs sind, so scheint sich auch die erwähnte aus den Kriegen zwischen den Schwaben und Schweizern, und von dem Umstande herzuschreiben, daß die Kriegführenden Crucifixe von verschiedener Form und Farben als Abzeichen trugen. (S. Ro=

cholz Eidgenössische Lieder-Chronik. Bern, 1835. S. 267). — Aus derselben Zeit datirt sich wohl auch jener, bei fröhlichen Ereignissen noch jetzt gebräuchliche Ruf: „Victoria in Schwabenland" (B. I. S. 259); so wie dagegen aus den Kriegen zwischen den Schwaben und Sachsen, vielmehr von der Schlacht bei Luckau (1308) der jenseitige Spruch: Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lükken.

Seitel, n., ein Maaß für flüssige Dinge.

Siquis — Ohne Zweifel wird die Formel verstanden: Si quis percusserit Clericum suadente diabolo, anathema sit.

Ge-sippte, Blutsverwandte. Die Abstammung der Franken von den Schwaben, so wie der Bayern von den Franken wird in jenem alten Reimspruch, welchen Schmeller in seinem Wörterbuch III, 524 mittheilt, in nicht gar ehrender Weise bezeichnet. Uebrigens lebt dieser Spruch noch in der mündlichen Tradition fort, obgleich in verstümmelter Fassung:

Es sch — drei Schwaben
In einen Graben,
Und aus der Schwaben Stank
Entstund der windige Frank,
Und aus des Franken Air
Entstund der flackische Bai'r.

Soler, m., Vorplatz im obern Stockwerk, besonders der ländlichen Wirthshäuser, wo er gewöhnlich zum Tanzplatze dient.

Spansau, f., das Spanferkel. Die Geflügelhändl r in Altbayern haben das Recht, auch mit Spanferkeln Handel zu treiben, und sie führen deß-

halb in ihren Schilden einen Schweinskopf. Daher der Volksscherz.

Spienzeln, v., sich einander verliebte Blicke zuwerfen; sponsiren.

Sta'l, träge Aussprache für Staar'l, Stärchen.

Stampaney, f., Ersonnenes, Erdichtetes, Mährchen.

Steig (Staig), f., eine steile Anhöhe; m., der hinanführende Weg.

Steffel, Stephan. Der steinerne Steffel von Ulm, ursprünglich wohl ein dortiges Standbild. (Schmeller in seinem Wörterbuch erwähnt auch einen steinernen Steffel in Nürnberg.) Sprüchw., ein einfältiger, unbehülflicher Mensch

Steinbrüderle, im Scherz, Trinkgenosse. Anspielung auf die steinernen Krüge.

Sterzen, m., der Strunk vom Krautkohl. In der Küchensprache eine Art Brei.

Stimmen, aufziehen, foppen.

Stockböhm, m., ein Böhm, der nicht deutsch versteht; fig. ein Pinsel.

Suzeln, saugen.

Tätscheln, sanft klopfen; schlagen; bes. in der R. A. hätscheln und tätscheln.

Thurner, m., der Thürmer, Thurmwächter.

Thurn-Michele von Augsburg, eine bewegliche Figur auf dem Perlachthurm, St. Michael vorstellend, — wie er den Drachen tödtet, — die sich alle Jahre am 29. Sept. producirt.

Trätzen, reizen, aufziehen, zum Besten haben, bes. indem man, was man verspricht, nicht hält.

Unfurm, f., die Unart. Aber Unfurm, m., ein unartiger Mensch.

Uf ihn! er ist von Ulm. Ein beliebter Zuruf, um zum Widerstand, zur Fehde zu ermuthigen.

Verhoffen, v., besorgen, erschrecken.

Verschmachen, v., verdrießen. Der Verschmach, Verdruß.

Voressen, n., die Speise, welche nach der Suppe und vor dem Rindfleisch aufgesetzt wird, meistens aus Kuttelflecken (Kaldaunen) bestehend.

Vorrupfen, v., vorwerfen. Wohlthaten, Gefälligkeiten gleichsam unter die Nase reiben.

Weilheim, ein Städtchen in Oberbayern, dessen Bewohnern der neckende Volkswitz eine Menge Stücklein, im genre derer von den Lalenbürgern, andichtet. Bekanntlich aber gibt es in allen Gegenden Deutschlands solche Oerter, denen, als Sündenböcken, dergleichen Verirrungen des menschlichen Verstandes aufgebunden werden. Wir erinnern nur (viele andere zu geschweigen) an: Anweiler und Ahlen, Bopfingen und Borsheim, Dülken und Düren, Ehingen, Fackenhofen, Ganslosen, Hirschau, Kasendorf, Mecheln und Mühlheim, Pollwitz, Reutlingen, Schöppenstädt, Teterow, Ungerstadt, Wasungen und Wesenberg. Selbst die Araber haben ihr Hims (Emessa), „das berühmt ist durch die Zucht von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht." S. Makamen des Hariri, von Fr Rückert. II. 183.

Wender? gem. schwäb. st. wöllent (wollet) ihr?

Wer seyds? bayerisch. Das Suffix 's, eß st. ihr; vom alten Dualis iz. S. Schmeller.

Wickelein, n., Dim., Schwäb., der Rocken, Wocken.

Zappeln, v. n., wie hochd.; bes. am Galgen hängen.

Zoller, m., der Zöllner, Zolleinnehmer.

Zwerchsack, Quersack.

Zwespe, Zwetschke.

1000,- (1 u 2)
Febr. 86

C. We

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aurbacher, Ludwig,

Ein Volksbüchlein

Bd.: 2

München 1839

P.o.germ. 58 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104857-9